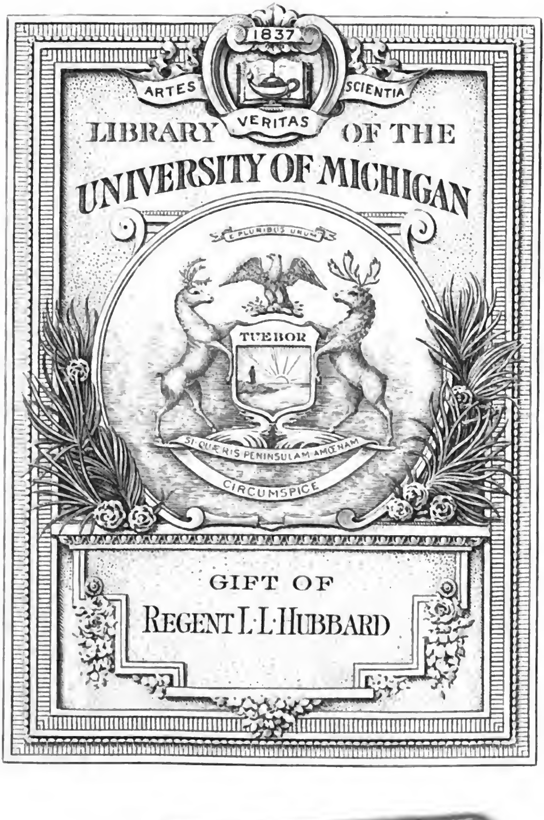

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD

G
160
.Z73

Digitized by Google

UNIV. OF

Sir Walter Raleigh.

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Fünfter Jahrgang.

Mit 12 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1806.

Eine
ans i
ten z
zu ſt
welch
Ich
des
hab
die
ſel

ſü
an
al
vi

03-8-27 R3
gift Regent L. L. Hubbard
1-23-27

Vorrede.

Eine allgemeine Ueberſicht der Thatſachen, die uns in den Stand ſetzen, den Werth beider Erdhälften zu vergleichen, ſchien wohl da am rechten Orte zu ſtehen, wo die Rede iſt von ſolchen Ländern, welche die Natur am reichlichſten ausgeſtattet hat. Ich hoffe die wichtigſten Gründe für den Vorrang des ältern Continents hier ſo zuſammengefaßt zu haben, daß jede Klaſſe von Leſern fähig ſeyn wird, dieſe in ſo vielfacher Rückſicht intereſſante Aufgabe ſelbſt aufzulöſen.

Wenn aber dieſer Jahrgang nicht die geſamte ſüdliche Hälfte von Amerika umfaßt, wie ich dies anfangs möglich zu machen glaubte, ſo liegt dies allein an dem zu großen Reichthume der darin vorkommenden wichtigen Materien.

Auch wird ſelbſt der Leſer hiebei gewinnen, da wir nächſtens durch unſern berühmten Landsmann, v. Humbold, unfehlbar ſehr viele neue Thatſachen erfahren und Berichtigungen mancher älteren erhalten werden.

Auf die Darſtellung von dem ſpaniſchen Gujana und ganz Peru muß dies ſicher einen großen Einfluß haben.

Was mich die kleine Anzeige von der von Humboldſchen Reiſe Neues gelehrt hat (Reiſe der Hrn. von Humbold und Bonpland nach den Wendekreiſen in den Jahren 1799 — 1804. ein Auszug aus ihren Memoiren von de la Metherie 1805.) habe ich geſucht bei der Bearbeitung von Mexico zu benutzen. Alles übrige Merkwürdige der vollſtändigen Reiſebeſchreibung des Hrn. v. Humbolds, die jetzt unter der Preſſe iſt, werde ich, ſo weit es zu unſerm Plane paßt, als ein Supplement im kommenden Jahrgange beibringen.

Nur erſt während der Arbeit ſahe ich beſtimmt ein, daß dieſer Jahrgang nicht ſo weit reichen

würde, als ich mir ſelbſt Hoffnung dazu gemacht hatte. Daher ſind einige Kupfer geſtochen worden, die nun gleichfalls auf den folgenden Jahrgang Bezug haben. Dahin gehören die Zeichnungen von den Schafkameelen (Guanako und Vicunna) ſo wie auch die im ſüdlichen Amerika üblichen Brücken. Sie ſind indeß auch für dieſen Jahrgang gar nicht überflüſſig, denn ihrer geſchieht bereits S. 9. 18. und S. 77. Erwähnung.

Durch die hier angezeigte Beſchränkung dieſes Jahrgangs, ward aber eine eigene Karte für denſelben überflüſſig. Ich darf annehmen, daß die meiſten Leſer des diesmaligen Taſchenbuchs auch die vorhergehenden Jahrgänge beſitzen, und in denſelben enthält die Karte von Weſtindien im 2ten Jahrgange faſt alle Länder, welche hier durchgegangen ſind; Californien und die umherliegenden Länder von Neu-Mexico finden ſich aber bereits auf der Karte des Jahrgangs von 1805.

Diesmal habe ich es verſucht, die Darſtellung der Naturprodukte und ihres Werths ſogleich an

Ort und Stelle einzuſchalten. Es ſchien mir ohne Misſtand dem Ganzen mehr Abwechſelung zu geben.

Sollten ſich übrigens in den vielartigen Thatſachen, oder auch in dem Vortrage ſelbſt, Mängel finden, ſo darf ich wegen der Beſchränkung der Zeit, in welcher eine auf die Weiſe feſtgeſetzte Arbeit abgeliefert werden muß, einige Nachſicht hoffen.

Braunſchweig, den 2ten Oct. 1805.

Anzeige des Inhalts.

Seite

Einleitung. Allgemeiner Vergleich der heißen Zone in beiden Welttheilen, in Rückſicht ihrer Naturprodukte und ihrer Bewohner. . . . . 1 — 58
Beweiſe der geringeren Kultur der Amerikaner. 12
Ihre Baukunſt. . . . . 15 — 20
Ihre Schreib=, Rechen= und Sternkunde. 20—25
Süd=Amerika leichter erobert als Afrika.
Eroberung von Peru. . . . . . . 26 — 31
Eroberung von Mexico. . . . . . 32 — 54
Florida. Deſſen Entdeckung. . . . 57
Innere Bildung und Produkte. . . 58 — 60
Höchſt ſchätzbares Moos. 60
Der Alligator (Crocodilus Americ.) ſein Neſt und Erziehung der Jungen. 61 — 64
Der Schlangenvogel. 64
Sonderbare Erdbrüche und Vertiefungen. 67 — 68
Die Einwohner und ihre Population. 68 — 69
Ueber die dortigen Hermaphroditen. 70 — 71
Neu=Mexico. 73
Große Heerden des Moſchus Ochſon. 72
Das wilde Schaf. 74
Die dort umher wandernden Nationen. 77
Berechnung des außerordentlich großen Werthes der amerikaniſchen Aloe, der Agave. . . . . 80 — 82

Seite

Alt-Mexico oder Neu-Spanien. . 83
Schöne Wege zur Hauptſtadt. . . 83
Lage und Beſchreibung der Stadt Mexico. 84 — 87
Schwimmende Gärten. 88
Guatimala; die dortigen Waſſer- und Feuerberge, und große Erdbeben. 90
Große Anzahl von Vulkanen in Neu-Spanien. 91
Natürliche Brücke, Ponte de Dio. . 92
Vera Cruz, einer der wichtigſten Handelsplätze. . . . . 93 — 95
Campeche und Werth des dortigen Färbeholzes. . . . . 95 — 99
Acapulco, Lage, Beſchreibung und Gang ſeines Handels. . . . . . . 100 — 103
Reichthum der Bergwerke Neu-Spaniens. . . . . 105 — 106
Mexikaniſche Flora.
Der Cacao, deſſen Pflanzungen und Werth. . . . . 108 — 114
Die Vanille. 115
Die Erd-Piſtazie. 117
Betrachtung über den Handelswerth der Inſekten. 119
In wie weit hat der Zufall Antheil an Erfindungen? . . . . 122 — 125
Strümpfe und Handſchuh aus Spinnewebe. . . . . 126 — 127
Der Gallapfel und ſein Handelswerth. 129 u. f.
Die Cochenille, ihre Naturgeſchichte, künſtliche Fortpflanzung, Einſammlung und Zubereitung. . . . . 134 — 140

Seite
Ihre Feinde. 140
Totalwerth der Cochenille. 141
Entdeckung des Scharlachroths. . . 143
Mexicaniſche Purpurſchnecke und Purpur. 145
Neu-Spaniens Reichthum an eßbaren Fiſchen und Vögeln. 148
Der Colibri. 149
Zahme Familie dieſes ſchönen Thierchens. 151
Herrliches Moſaik von Colibrifedern. 153 — 154
Aelteſte und heutige Bewohner von Mexico. . . . . 160 — 163
Harte Behandlung derſelben und erſtaunliche Unwiſſenheit der dortigen Geiſtlichkeit. 164
Panama, Darien und Terra firma.
Sonderbare Bildung des Iſthmus. 169
Wichtigkeit für den Welthandel einen Kanal durch ſie zu führen. . . . 170
Furchtbares Klima und ungeheure Menge Kröten. . . . . 171 u. f.
Portobello als einer der wichtigſten Handelsplätze. 173
Perlenfiſcherei von Panama. . . . 177
Die Nigua, der gefährliche Floh. 179
Gift des Machinellenbaums und Verſuche damit nach 150 Jahren. . . 181
Lerchen vergiften in Nymwegen eine ganze Geſellſchaft. 183
Die Einwohner Dariens. 185
Große Anzahl von Albinos. . . . 187
Schreckliche Strafe der Unzucht. 192
Sonderbare Art zur Ader zu laſſen. 194

Seite

Gujana.
Seine Entdeckung. 198
Mährchen von der goldenen Stadt Manoa oder El Dorado. 199
Große Ungeſundheit des Klimas. 202
Reichthum an trefflichen Holzarten. 203
Das elaſtiſche Harz, der Baum davon beſchrieben. 204
Verdienſte der Merianin um die dortige Naturgeſchichte, nebſt einer kurzen Biographie von ihr. . . . . . . 206 u. f.
Sonderbarer Inſtinkt der dortigen Bienen. 210
Die Rieſenſchlange Aboma. 212
Die gehörnte Kröte und die Pipa mit der Brut auf dem Rücken. . . . . . 214 — 215
Der Trompetervogel und deſſen hohe Zähmung. 218
Der Lamentin (Meerochſe) und deſſen Jagd. 220
Die Galibis, ihre Sitten, Wohnungen, Religion, Sklavenhandel u. ſ. w. 224
Paramaribo, Hauptſtadt von Suriname. 236
Lebensweiſe der dortigen Pflanzer und Grauſamkeit gegen die Neger. 240 — 241
Die Neger Quacy, der Entdecker der Quaſſia. 244
Werth der holländiſchen Kolonien. 245
Das franzöſiſche Gujana. 247
Cayenne, beſchrieben. 249

Biographie.
Sir Walter Raleigh. 253

Florida, Mexiko
und die nördlichſten Theile
von
Süd-Amerika.

Einleitung.

Verſuch eines Vergleichs der Länder unter der heißen Zone in beiden Welten.

Wir nähern uns dem hieſigen Gürtel der neuen Welt. Wenn der vorhergehende Jahrgang im Allgemeinen die Unterſchiede der alten und der neuen Welt überſehen ließ, ſo lohnt es ſicher die Mühe, dieſe Vergleichung etwas ſpecieller auf die wärmſten Theile beider Hemiſphären anzuwenden, zu unterſuchen, in wie weit die in beiden von der Natur am meiſten begünſtigten Länder jenen allgemeinen Angaben entſprechen. Für den Leſer wird eine ſolche Vergleichung wahrſcheinlich nicht unangenehm ſeyn, und ſelbſt die Geogenie findet wohl Gelegenheit, einige bedeutende Reſultate daraus abzuleiten.

Als der Europäer zuerſt um das Cap Non geſegelt war, als er noch ſüdlicher hinab in Afrika landete, als er endlich nach Ueberwältigung des Vorgebürges der Stürme, jetzt der guten Hoffnung, zu-

erſt das Ziel ſeiner Wünſche, Oſtindien, erreicht hatte, da zeigten ihm jene beiden Theile der Welt mehrere eben ſo fremde, als bewundernswürdige Phänomene. Luft und Erde ſchienen dem Europäer zu glühen. Setzte er nämlich am Senegal den Fuß an das Land, oder entfernte er ſich tiefer von den Küſten, ſo wandelte er auf einem Boden, der Eyer ſiedet, und die nackte Fußſohle aufreißt. Selbſt das ſüdliche Afrika, wenn es gleich noch nicht bis zum Aequator hinabreicht, bietet, ſo wie Lybien, ungeheure Flächen von vielen tauſend Quadratmeilen dar, die mit brennendem Sande bedeckt ſind. Die über dieſe ſtarkerhitzte Ländermaſſe hinſtrömende Luft bildet alsdenn Winde, die Alles austrocknen, erſticken, tödten, wie z. B. der Harmattan auf Guinea und Benin; der Chamſin in Aegypten; der Uri am rothen Meere; der Samiel oder Samum in Perſien und auf Malabar.

So etwas zeigt weder die Erde noch der Himmel unter der heißen Zone der neuen Welt. Hier hatte das Meer das Land bis auf eine wurmähnliche Landenge hinweggearbeitet, und die noch übrige Landmaſſe von dem eigentlichen Südamerika enthält nirgend ſehr große völlig ausgetrocknete Wüſteneien. Denn die Llanos oder ſandigen Ebenen des innern ſpaniſchen Guiana, unweit des Rio Apura, ſind nur klein gegen die Wüſten von Arabien oder Afrika; auch enthalten ſie noch Caymane, (Crocodilus American.) die ſichere Zeugen temporärer Näſſe ſind.

Die ſchon vormals angezeigten ungeheuern Maſſen der Gewäſſer *) erlauben hier nirgends den Grad der Hitze und der Austrocknung. Hier iſt noch alles zu feucht, zu ſtark und unaufhörlich mit Waſſer getränkt. Das Amazonenland allein mit dem angränzenden Guiana enthält ſo mächtige und ſo zahlreiche Ströme, als die geſammte Ländermaſſe von Afrika, welche von beiden Wendekreiſen begränzt wird.

Gehen wir zu den Naturprodukten, zu den Körpern der drei Reiche, ſo kann die unorganiſche, todte Natur, kaum irgend eines Eindrucks fähig, freilich keine beſondere Unterſchiede in beiden Welten aufweiſen. Die mannigfaltigen Varietäten des Granits, des Schiefer- oder Kalchgebirges, die vielartigen Metalle zeigen ſich dem Mineralogen in Weſten wie in Oſten ziemlich einander ähnlich; nur das ſonderbare Mittelmetall, die Platina, da ſie bis jetzt den wärmeren Theilen der neuen Welt ausſchließlich eigen zu ſeyn ſcheint, könnte vielleicht eine Ausnahme machen. Merkwürdig bleibt es indeß hiebei, daß die heißere Sonne in beiden Hemiſphären die größten Maſſen ſowohl der edelſten Metalle, vornehmlich des Goldes, als der härteſten glänzendſten Edelſteine erzeugt.

---

*) Man ſ. den vorhergehenden Jahrgang S. 9.

Die lebende Natur, die organiſirte Schöpfung in beiden Welten bietet indeß äußerſt auffallende Unterſchiede dar.

Zwar erzielt hier der lothrechte Strahl überall einen unbeſtimmbaren Reichthum von Pflanzen und Thieren. Allein an Schönheit und an Größe gebührt im Ganzen genommen dennoch unſerer Heimath, der öſtlichen Welt, bei weitem der Vorzug.

Das edelſte Geſchlecht der Vegetabilien ſind die Palmen. Ihr ſchöner Saft mit der herrlich beſiederten Krone gedeckt, ſteigt lothrecht zu dem Himmel hinan; bildet ein majeſtätiſches Ganze; ragt wie ein ſtolzes Königsgeſchlecht über alle Pflanzen hinweg; trotzt ſchweren Stürmen ohne zu wanken und zu biegen. Ihre Früchte, ihr Mark, ihre Blätter, ihre Rinde, nähren, kleiden den Herrn der Erde und geben ihm ſogar ſein Obdach. Majeſtät, Schatten und Nutzbarkeit beſtimmten daher ſchon bei den Alten die Palme mit Recht zum Preiſe des Siegers.

Von dieſem Pflanzengeſchlechte zählt die Botanick jetzt über 40 Arten, aber die heiße Zone der alten Welt erhielt davon dreimal ſo viel, als die der neuen. Von Aſien liegt indeß nur ein geringer Theil unter der heißen Zone, allein die größte Fläche von Südamerika wird gänzlich von derſelben begränzt.

Und wie viel größer iſt der Reichthum, die Verſchwendung von Schönheit für das Auge, für den Ge-

ſchmack und für den Geruch in einzelnen Theilen des heißen Aſiens, wenn man dieſelben gegen das ſüdliche Amerika hält. Meilenweit duftet Ceilons Zimmt dem Seefahrer entgegen, und Dampier fand ähnliche Wohlgerüche im Meere der Molucken.

Alle edle Gewürze gehören der alten Welt, nur einige Arten des beißenden Pfeffers fand man in Amerika vor; denn außer dem Zimmt iſt die aromatiſche Nelke und die balſamiſche Muskat- und Arekanuß das Erbtheil Oſtindiens. Dagegen darf man weder die ſchwächliche Winterſche Zimmtrinde (Cortex Winteran.), noch ſelbſt die ſanfte Vanille aufführen.

Mehr als vierzig der pracht- und geſchmackvollſten Früchte und über 20 Arten der wohlriechendſten herrlichſten Blumen bietet in Batavia der Frucht- und Blumenmarkt dem Wollüſtlinge dar. Der mächtige Duft dieſes natürlichen Räuchwerks in die Betten hingegoſſen, vernichtet alles Widrige der menſchlichen Ausdünſtung, und der dort ſo bösartigen Sumpfatmoſphäre.

Noch tiefer ſenkt ſich zu Gunſten unſerer Halbkugel die Schale, wenn die thieriſche Schöpfung beider Hemiſphären abgewogen wird. Selbſt bei den kriegenden Thieren zeigt ſich die Kraft des Organismus in Oſten mächtiger.

Der Krokodill des Nils oder des Senegals iſt dem Kayman von Amerika weit überlegen; und die ſpiralförmig zuſammengewundene Rieſenſchlange des

Inneren von Guinea oder von Ceilon, von mehr als 50 Fuß Länge, verſchlingt ſelbſt den vergeblich in ihrem Rachen brüllenden Panther, da hingegen die um die Hälfte kleinere und ſchwächere Boiguacu oder Waſſer-Mutter *) von Guiana ſich mit geringeren wehrloſen Thieren begnügen muß.

Nur in ſolchen Amphibien, die ganz vorzüglich dem Waſſer, der Feuchtigkeit, ihre Bildung verdanken, übertrifft die neue Welt unſere Hemiſphäre. Da wachſen ungeheure Fröſche aus den Sümpfen von Guiana hervor; die Ufer Weſtindiens wimmeln von unermeßlichen Heeren der größten Krabben.

Wenn dagegen die Vögel der neuen Welt den unſrigen weder an Größe, noch an Schönheit des Gefieders nachſtehen, ſo verdanken ſie dies der Natur ihres Elements. Der Landvogel gehört der Atmoſphäre mehr an, als dem Boden. Er wandert von einem Theile der Erde, von einer Luftregion in die andere, und ob er gleich nicht daurend im Fluge begriffen iſt, ſo wohnt er dennoch auf Gegenſtänden, die bis zu den Wolken ragen. Dort athmet er eine feinere Luft, entgeht den ſchweren ſchlechteren Dünſten der Erde, und genießt mithin ein beſſeres Klima, ein Klima, das in Oſtindien

*) M. ſ. das Kupfer.

nicht ſehr von dem in Weſtindien verſchieden ſeyn kann, ein ſich ziemlich überall gleichförmiges Klima.

Sobald der organiſche Körper hauptſächlich von dem Boden ſelbſt abhängt und ganz an die Erde gefeſſelt iſt, ſo äußert ſich bei ihm die völlige Gewalt des Klimas. Daher zeigt ſich die mindere Kraft der Natur in der neuen Welt in den bedeutendſten Erzeugniſſen des Thierreichs, an den vierfüßigen Thieren auffallender, als an den Vögeln und an den Inſekten.

Die größten und die muthvollſten Quadrupeden ſind Kinder der heißen Zone der öſtlichen Welt. Schon vormals bemerkten wir, daß das Flußpferd, die Elephanten, die Rhinoceroten, die Kameele, die großen Gazellen, die Giraffe, der Engallo, das ganze muthige Pferdegeſchlecht ihres gleichen nirgend in Amerika fanden. *)

Scheint es doch, als habe die Natur der neuen Welt vergeblich ihre geſammten Kräfte bei dem Tapir, dem Pekari, dem Clacma und der Vicunna aufgeboten, um unſern Elephanten, Kameelen und wilden Ebern etwas Aehnliches nachzubilden. Es entſtanden aber nur ohnmächtige, zwergartige, ſtumpfſinnige Geſchöpfe, gegen iene ſtarke, geſcheute und höchſt nutzbare Thierarten der alten Welt.

---

*) M. ſ. das Taſchenbuch des vorigen Jahrs. S. 13.

Auch der Löwe und der Königstieger Bengalens ſind weit kraftvollere, furchtbarere Würger, als der Cuguar, der Jaguar, der Ozelot oder ähnliche reißende Thiere in Amerika.

Ein weit grelleres Bild ſeiner ſtumpferen Kräfte zeigt uns das heiße Amerika in drei höchſt ſonderbar geſtalteten Thiergeſchlechten. Es ſind die Armadille oder Panzerthiere, die Ameiſenbären und die Faulthiere.

Dieſe faſt zahnloſen Quadrupeden (ſie ſind wenigſtens ohne alle Schneidezähne) finden ſich beinahe gänzlich auf den heißeſten Theil von Amerika beſchränkt und ſie zeigen eben ſo viel Bizarres als Unbehülfliches und Schwaches.

Die Armadille, nur allein bis jezt in Amerika entdeckt, (es bringt mehr als 6 verſchiedene Arten davon hervor) ein ſchwaches Thiergeſchlecht, deckte die Natur mit einem ſchildkrötartigen Panzer, der, in Ringe getheilt, ihnen erlaubt, ſich wie unſere Igel, zuſammenzukugeln, um ſich hiedurch und durch ſchnelles Eingraben in die Erde gegen ihre vielartigen Feinde zu ſchützen.

Die Ameiſenbären, ganz und gar zahnlos, erhalten ſich allein dadurch, daß ſie mit ihren langen klebrigen Zungen Ameiſen einſchlürfen, und nur ihre ſtarken Klauen vertheidigen ſie nothdürftig gegen größere Thiere.

Noch dürftiger erſcheint indeß das Geſchlecht der Faulen (Bradypus). Nicht genug, daß die Natur das Gebiß bei dieſen Thieren auf einzelne ſtumpfe Eck- und Backenzähne beſchränkte und ſeine Vertheidigung nur auf ein Paar Krallen, ſie nahm ihm faſt alle Mittel zur Flucht. Der Gang des Faulen iſt ſo langſam, ſeine Bewegung ſo ſchwerfällig, daß er eine Stunde nöthig hat, um ſich über ſechs Fuß weit fortzuſchleppen. Hat er nach unglaublicher Anſtrengung einen Baum erklettert, ſo bleibt er mehrere Tage hindurch auf dem von ihm ſo mühſelig eroberten Platze, und äſet dort alle Blätter in jeder Richtung ab, ſo weit ſie ihm nur ohne Veränderung des Orts erreichbar ſind. Der Pflanzenſaft iſt für ihn die einzige Feuchtigkeit, welche er zu ſich nimmt, denn er ſäuft niemals. Wenn endlich um ihn her alle Früchte fehlen, ſo ſtürzt er einzig und allein durch die Schwere vom Baume herab, und lebt nur fort, wenn der Zufall kein reißendes Thier oder keine Menſchen herbeiführt. Selbſt die Liebe, die jedes andere Geſchöpf oft bis zum Wahnſinn außer ſich ſetzt, iſt bei ihm ſo traurig, daß er ſogar bei der Begattung mehrmal einſchlummert! Aus ſeinem platten finſtern Geſicht wirft das todte Auge nur ſtarre Blicke. Der ganze Körper, gekleidet in ein ſtruppiges Haar von der Farbe des verdorreten Graſes, ruht auf Schenkeln, die nicht gehörig eingelenkt zu ſeyn ſcheinen, und ſeine Stimme, (er läßt ſie nur zur Nachtzeit einzeln hören,) beſteht in dem eintönigen Geſchrei Ai, Ai!

Die Natur ſelbſt hat ihn zwar gegen Buffons Meinung nicht zum Elende beſtimmt; denn ſie nahm ihn ja ſelbſt, ſo weit es nur ſein ſonderbarer Bau zuließ, dagegen im Schutz; ſie überzog ihn mit erſtaunlich dickem gefühlloſen Leder, bewaffnete ihn mit ſtarken Klauen, ſtumpfte ſeine Nerven, ſeine Gefühle ab, überhob ihn gänzlich des Durſtes, der Nothwendigkeit des Trinkens, und ließ ihn durch das Wiederkäuen länger ſeine einfache Speiſe genießen. Aber ſtets bleiben dieſe Faulen der neuen Welt die traurigſte unterſte Staffel aller bekannten Säugthiere.

Doch nicht genug. Sogar die dem Menſchen ſo nahe verwandt ſcheinenden Affen tragen in Amerika das Gepräge einer kraftloſeren Natur. Denn wer dürfte es wagen, die dem Menſchen ſo nahe ſtehenden Affen von Afrika oder Indoſtan mit den Affen von Guiana, Braſilien oder des ganzen Amazonenlandes zu meſſen? Die Sapaious oder Sagoinchen dieſer Länder, was ſind ſie für kleine, winzige, furchtſame Thierchen, wenn man ihnen die menſchenähnlich daſtehenden Urangen, die geſcheuten frechen Paviane, Mandrillen oder Magots entgegenſetzt!

Auch ſcheint die Natur das Mangelhafte bei den meiſten Affen der neuen Welt gefühlt zu haben. Sie begabte ſie, als wären ihre Pfoten oder Hände alleingenommen nicht hinreichend, ſich feſtzuhalten und Nahrung

zu ergreifen, mit einem Wickelſchwanze (Cauda prehenſilis), der jenen gleichſam zu Hülfe kommt.

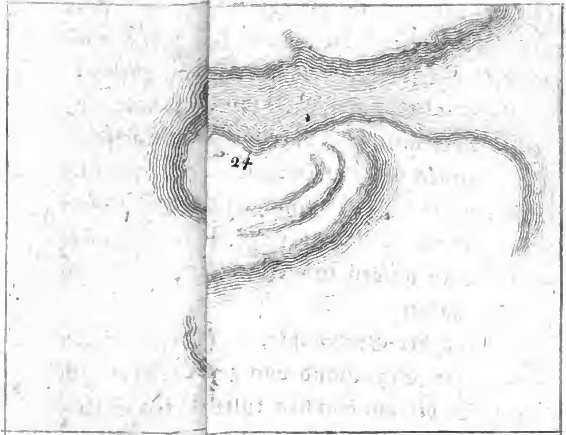
Endlich kommen wir zu dem Menſchen ſelbſt; zu der Vergleichung der Ureinwohner in der heißen Zone beider Welten.

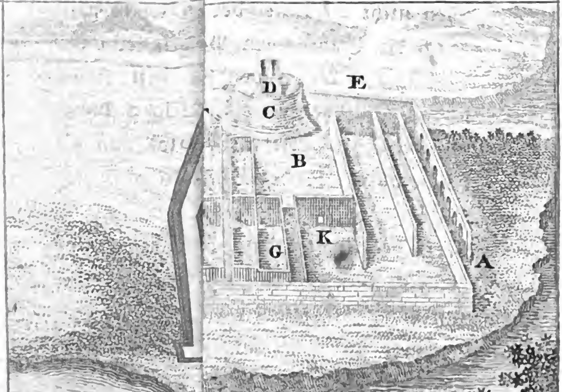
Da mußte es denn dem erſten Beobachter ſofort ein merkwürdiges Phänomen ſeyn, daß Amerika nirgends in ſeinen heißeſten Theilen Spuren wahrer Neger aufzuweiſen hatte. Ganz Afrika war doch mit mehr oder minder wollhaarigten Schwarzen von allen Nüanzen der Farbe bevölkert, und man fand ſie ſogar im öſtlichſten Aſien auf Neu-Guinea unter dem Nahmen der Papous wieder. Aſien ſelbſt aber reicht einmal nirgend bis zu dem Aequator hinab, und ſodann bildet gerade derjenige Theil dieſes Welttheiles, welcher der heißeſten Sonne ausgeſetzt iſt, nur eine kleine Ländermaſſe, ein ſpitzes Dreieck, das von beiden Seiten vom Meere umſchloſſen und daher abgekühlt wird.

Durfte man der Erfahrung gemäß die tiefſten Tinten der menſchlichen Hautfarbe da ſuchen, wo die Hitze dauerhaft am ſtärkſten iſt, ſo mußte es befremden, weder in Guiana noch überhaupt auf Terra firma und dem ſogenannten Amazonenlande einen Schwarzen zu finden, vielmehr alle dieſe Länder mit langhaarigten Menſchen von rothbrauner, bald dunkler bald hellerer Tinte bewohnt zu ſehen, und die, abermals ein merkwürdiges Phänomen, im Ganzen genommen untereinander mehr

Sie finden ſich in der Provinz Quito, unweit des Fleckens Atun = caniar. Dieſe Zeichnungen ſind von dem berühmten Spanier Ulloa gegeben, und wie Condamine ſagt, in viel zu ſchönem Lichte dargeſtellt. Dennoch zeigen ſie nur Gebäude, welche entweder oben nur ein hölzernes Dach trugen, oder gar nicht bedeckt waren und die aller Witterung ausgeſetzt blieben. Nirgend ſieht man eine Spur von Fenſtern; zwar ſind die Thüren hoch, aber verhältnißmäßig ſchmal und nur ſo breit, daß die Yncas, welche nur allein in dem Innern ihrer Zimmer den Boden ſollen betreten haben, auf den Schultern einiger Männer hineingetragen werden konnten. Dieſe Gebäude hatten alſo entweder durchaus keinen Schutz gegen die Sonne und die Witterung, oder ſie waren völlig dem Lichte unzugänglich, wenn nicht etwa in den hölzernen Dächern hiezu beſondere Oeffnungen vorgerichtet waren, die denn freilich auch den Regen zulieſſen. Die Vertheilung der Zimmer iſt dabei ſehr unbequem. Das Gemäuer ſelbſt beſteht nur aus Backſteinen, die an der Sonne getrocknet waren; und wenn gleich einzelnes Geſtein von ſo anſehnlicher Größe dabei vorkommt, daß deſſen Fortbewegung durch ſo unmechaniſche Hände Bewunderung erregt, ſo ſind dieß dennoch bei weitem keine Maſſen, welche ſich mit dem gigantiſchen Steinblöcken vergleichen laſſen, die wir in dem berühmten und unerklärbaren Stonehenge von Salisbury kennen. Nur allein die genaue Zuſammenfügung des

UNIV. OF MICH.





Ruinen einer N... Muskingum in den Ohio.
Grundriß ... Ynkas in Peru.

Gemäuers beweiſet außerordentliche Arbeitſamkeit. Aber wie dürftig erſcheinen vollends dieſe Ruinen, wenn man ſie mit den prächtigen Ueberbleibſeln des alten Thebens, der Tempel bei Luxor oder Palmyra zuſammenhält, die uns Pockok zeigt; oder mit jenen eben ſo majeſtätiſchen als unerklärten Ruinen von Perſepolis, wovon uns de Bruyn zuerſt eine richtige Zeichnung lieferte. Dieſe Monumente der alten Baukunſt übertreffen ja noch jetzt faſt Alles, was wir in unſern ſo viel höher civiliſirten Zeiten aufzuweiſen haben.

Auch in Anſehung der Grabmähler — ſelbſt bei den Tatarn Sibiriens, ein Gegenſtand von feierlichem Aufwande — dürfen ſich die am höchſten kultivirten Völkerſchaften der neuen Welt nicht mit denen der alten vergleichen. Wer darf nämlich die Guacos der Peruaner, unbedeutende ovale Erdhügel, die inwendig mit einem Kreuzgang verſehen ſind, mit den rieſenmäßigen Pyramiden Egyptens zuſammenſtellen, die nicht bloß von gehauenen Steinen aufgeführt, ſondern ſogar ganz mit Marmor belegt waren!

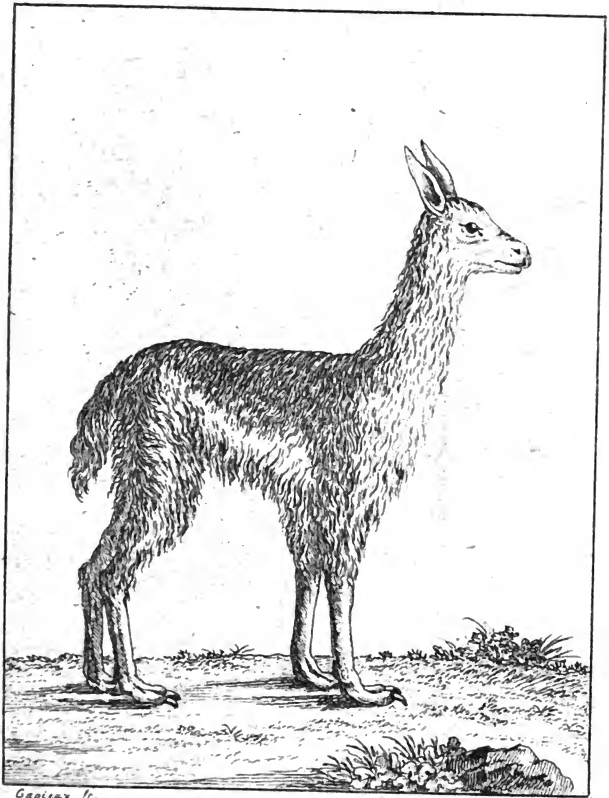
Die einzigen Werke der Amerikaner, die mit Recht unſere Achtung verdienen, ſind die vormaligen Heerſtraſſen der Ynkas. Man ſieht noch deutlich zwei lange Chauſſeen von Quito bis Cuſco auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen ſelbſt über die Rücken neuntauſend Fuß hoher Gebirge fortlaufen, und zu ihrer Seite ſtehen kleine Herbergen (Tambos) und Brunnen. Schätz-

bare Werke, die indeß nur eigentlichen Fleiß und keine tiefere Kenntniſſe der Mechanik oder der Kunſt erfordern. Aber auch dieſe wichtigen Erzeugniſſe peruaniſcher Arbeitſamkeit wird man doch auf keine Weiſe mit den Heerſtraßen der Römer zu vergleichen wagen, die in jeder Richtung durch ihr großes Reich und ſelbſt in das Ausland führten. Denn wie ſehr ſtehen ſie ihnen ſowohl an Zahl (man zählte derſelben über 60) als an Struktur, an Feſtigkeit und ſelbſt in Anſehung der großen Zwecke des Verkehrs und des Krieges nach! Auch hatten ja die Peruaner keinen Troß von Pferden, von Wägen und von großen Laſtthieren. Die Heerſtraßen waren daher lediglich für Fußgänger und höchſtens für das ſchwächliche Schaafskameel (Lacma). Und wozu hätten dieſe Völker auch wohl bedeutender Heerſtraßen und Reiſewege bedurft, da man bei ihnen nicht die geringſte Spur von einem beträchtlichen Handel nach weit auseinander gelegenen Gegenden vorfand? Wenn in einem großen Reiche wie Peru, dem Zarate zufolge, nur eine einzige große Stadt, Cuſco, vorhanden war, wenn bei dem mexikaniſchen Kaiſerthume die wichtigſten benachbarten Provinzen, z. B. Tlaſcala, Cholula u. a. eben ſo viel iſolirte, dem Hauptſtaate feindliche Staaten bildeten, ſo war dort ſchon eben daher kein beträchtlicher Handel zu erwarten. Endlich bedenke man, daß die Bewohner der beiden älteſten und regelmäßigſten Reiche, Peru und Mexiko, auch keine Idee von Münze, vom eigentlichen Gelde hatten

UNIV. OF MICH.

Capieux. ſc. 1805.

Die Kameel-Ziege. Guanako.



Gapieux. ſc.

Das Schaaf-Kameel. Vigogne

UNIV. OF MICH.

und daß mithin das vorzüglichſte Erleichterungsmittel des Handels dort ganz unbekannt war.

Man blicke in dieſen Rückſichten auf die älteſten Völker des Orients. Haben uns nicht die trefflichen Arbeiten unſers Heeren überzeugt, daß die Caravanen bereits in den faſt über die Geſchichte hinausliegenden Jahrhunderten die Schätze Oſtindiens ins tiefſte Afrika zum Umtauſch gegen Menſchen, Gold, Datteln und andere Produkte dieſes Welttheils periodiſch führten, ja, daß man dieſen bedeutenden Handel durch ſeine Verflechtung mit der Religion ſelbſt noch wichtiger zu machen verſtand. Auch reichet die Münze, die noch heut zu Tage das Hauptgeld in Oſtindien ausmacht, die Rupie, bis in das höchſte Alterthum hinauf.

Sind übrigens jene Heerſtraßen der Ynkas, (ſie ſollten vielmehr Königsſtraßen heißen, da ſie faſt gänzlich zum Bequemern Fortkommen des Monarchen dienten) keine Beweiſe eines großen Verkehrs, ſo bleiben ſie dennoch Zeugniſſe der höheren Kultur der Peruaner gegen die übrigen Völker der neuen Welt.

Die wärmeren Theile des nördlichen Amerika enthalten aber noch einige ſonderbare Ueberbleibſel, deren ſchon zuvor im Allgemeinen Erwähnung geſchehen iſt *).

*) Taſchenbuch der Reiſen für 1804. S. 166. und f.

Die Zeichnung derſelben, die in Deutſchland wenig bekannt iſt, verdiente hier einen Platz, theils weil ſie wirklich merkwürdig ſind, ſowohl wegen ihres hohen Alters und wegen unſerer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Entſtehungsepoque derſelben, theils weil auch ſie einen neuen Beweis geben, daß die berühmteſten Werke der Uramerikaner ſich nicht mit denen der alten Welt meſſen dürfen. Denn die dem Kupfer beigefügte Erklärung des berühmten Smith-Barton zeigt, daß alle dieſe Werke, wovon ſich gleichfalls ähnliche in Florida und Louiſiana finden ſollen, nur aus Erhöhungen, Wäcken oder Vertiefungen, Einſenkungen, beſtehen, welche nur aus Erde geformt waren.

Gehen wir in unſerer Vergleichung jetzt zu den theoretiſchen Kenntniſſen, zu den übrigen Wiſſenſchaften, ſo iſt die Kluft zwiſchen unſerer alten Erde und der neuen noch weit größer.

Wie ſtand es mit der Schreib- und Rechenkunſt, mit der Theilung der Zeit, mit der Aſtronomie, mit der dadurch zu verbeſſernden Nautik und mit der Handelsmethode der beiden kultivirteſten Völker von Amerika, der Mexikaner und Peruaner, was war ihre Sittenlehre gegen die der Egypter, der Araber, der Indier und der Chineſen?

Die uns hier vorgeſteckten Grenzen erlauben kaum dieſe wichtigen Fragen nur im Allgemeinen zu beantworten.

Hinreichend iſt es bekannt, daß die eigentliche Schreibekunſt in ganz Amerika zur Zeit ſeiner Entdeckung, dort gänzlich unbekannt war. Nur durch Zeichenſchrift, durch eine Art von Hieroglyphen, bezeichneten die Mexikaner ihre Thaten und erhielten auf die Weiſe das Andenken derſelben. Das zweite am höchſten kultivirte Volk der neuen Welt, die Peruaner, bewerkſtelligten dies durch die Quipos, lederne Riemen mit Knoten. Bekanntlich bedienten ſich die älteſten Völker unſerer Halbkugel in ihrem roheſten Zuſtande ähnlicher Archive für ihre Thaten, z. B. die Egypter, Phönicier u. a. Selbſt die Chineſer hatten vor den Zeiten des Fohi, alſo in einem Alterthume, das zu Adam hinaufſteigen ſoll, ähnliche Quipos oder Knoten. Allein ſeit wie langer Zeit machten in unſerer Erdhälfte alle dieſe dürftigen Hülfsmittel der Buchſtabenſchrift Platz? Schon zu Hiobs, alſo nach Goguet, zu des Erzvaters Jacobs Zeiten, war die Buchſtabenſchrift in Aſien (in Arabien) vorhanden. Um mehrere Jahrtauſende waren alſo die Bewohner der alten Welt vor den Amerikanern in dieſem wichtigen Schritte der menſchlichen Ausbildung voraus.

Eben ſo wenig läßt ſich die Rechenkunſt und die Aſtronomie jener Völker der neuen Welt mit der des Orients vergleichen. Ohne auf die fabelhaften Zeiten des Theuts (Mercurs) zurückgehen zu dürfen, den die Egypter zum Urheber der Arithmetik und der Geometrie machen, ſo iſt dennoch ſo viel gewiß, daß der Urſprung dieſer Wiſ-

ſenſchaften in der alten Welt ſich in das dem Hiſtoriker völlig unerreichbare Alterthum verliert. Noch mehr; die älteſten Handelsleute, die Phönicier, brauchten ſchon, wie die Hebräer, die erſten Buchſtaben des Alphabets als Zeichen der Zahlen, und faſt alle unſere (öſtlichen) Nationen bedienen ſich der Decadic, des bequemſten durch die Zahl der Finger von der Natur uns ſelbſt angewieſenen Syſtems von Zehenden. Ueberhaupt, ſobald eine Maſſe von Menſchen anfängt ſich zu einer Nation auszubilden, ſobald beſtimmte Begriffe von Privateigenthum, von genauerer bürgerlicher Ordnung in jeder Rückſicht feſtgeſetzt werden, dann können Zahl, Maaß und Gewicht nicht mehr unbeſtimmt bleiben; dann folgen hieraus faſt unwillkührlich die Operationen des menſchlichen Geiſtes, das Zählen, das Rechnen und Meſſen, und die Arithmetik und Geometrie gehen daraus gleichſam von ſelbſt hervor.

Zwar hatten die Peruaner eine Staatsverfaſſung, worin das Eigenthum beſtimmt war. Allein auch bei dieſer Beſtimmung war alles etwa auf eine ſolche Art angegeben, wie bei den K r i h k s in Nordamerika, deren der vorhergehende Jahrgang dieſes Taſchenbuchs *) Erwähnung that. In Peru theilte man nämlich das ge-

*) Taſchenb. der Reiſen 1804. S. 176.

ſamte urbar gemachte und in Gemeinſchaft bearbeitete Land in drei, jedoch nicht gleiche, Theile. Das erſte Drittheil des Ertrags gehörte der Sonne, dem oberſten Gott, der Religion, alſo den Prieſtern; das zweite dem Monarchen, dem Ynka; und nur das dritte, freilich das größte, reichte dem Volke ſeinen Unterhalt. Indeß ward den Individuen nicht einzeln ihre Quantität davon angewieſen oder zugetheilt; ſie ſahen es als eine gemeinſchaftliche Unterhaltungsquelle an, und wurden daher, wie zu einem einzigen großen Haushalt gehörend, faſt gänzlich patriarchaliſch regiert. Es ſtand alſo dies Volk, bei welchem man ſich ſtets das Maximum der Kultur in der weſtlichen Welt gedenkt, zu der Zeit ihrer Entdeckung, alſo noch zu Ende des 15ten Jahrhunderts da, wo wir Abraham und überhaupt die Erzväter finden, denen doch viele Kenner der älteſten Geſchichte nur einen geringern und ſpätern Grad der Kultur zugeſtehen, als den Egyptern, Chineſen oder den alten Indiern.

Die Theilung der Zeit und die ganze Aſtronomie der beiden erwähnten amerikaniſchen Völker läßt ſich eben daher noch weit weniger mit der Sternkunde der Indier, der Araber und der älteſten Chineſen vergleichen. Le Gentil fand die Brahminen im Beſitze mehrerer Methoden die Sonnen- und Mondfinſterniſſe richtig zu berechnen; die Periode von 19 Jahren, die die Neumonde auf ein und denſelben Tag zurückführt, ſo wie das Schalt-

jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen waren den älteſten Chineſen bekannt; und was die Araber uns von der Aſtronomie der alten Chaldäer überliefert haben, zeigt, daß ſie der wahren Zeitrechnung ſehr nahe kamen, da ſie das Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 49′ 38″ ſetzten. Bailly ſucht ſogar darzuthun, daß die Schiefe der Ekliptik, die Proceſſion der Aequinoxen, kurz ſolche Angaben, welche zu den ſchwierigſten der Sternkunde gehören, den Urvölkern der alten Welt nicht unbekannt geweſen ſind.

Die Menſchen der neuen Welt, die kaum bis auf zehen zu zählen vermochten, wie unendlich waren ſie hingegen zurück! Wußten ſie doch nicht einmal die Planeten zu unterſcheiden, hielten ſie doch Columbus für einen Zauberer, als er eine Mondfinſterniß richtig vorher ſagte, und ſie theilten das Jahr, wie faſt alle Wilde, nach Erndten. Und wenn gleich die Peruaner, die wegen ihres Kultus (da ſich ihre Ynkas für Söhne der Sonne ausgaben) das Geſtirn des Tages genauer beobachteten, die Tag- und Nachtgleichen kannten, und die Venus, als den ſteten Begleiter der Sonne vorzüglich ſchätzten, ſo rechneten ſie dennoch gleichfalls nach Monden, hielten die Finſterniſſe für furchtbare Erſcheinungen und ſuchten durch Trommeln, durch Geſchrei und durch Hundegeheul, welches ſie dieſen Thieren durch Prügel abzwangen, den Mond zum Mitleid zu bewegen, damit er ihnen ſein Licht wieder früher ſchenken möchte.

Schon hieraus läßt ſich ſchließen, wie es mit der Erdkunde und mit der Nautik dieſer Amerikaner beſchaffen ſeyn konnte, und dennoch waren Peru und einige Theile des mexikaniſchen Reichs am Meere gelegen. Wie alt iſt dagegen die Schifffunſt im Orient! Was für anſehnliche Schiffe baueten die Alten, und ſeit wie langen Zeiten ſtritten ihre Flotten um die Herrſchaft auf dem Meere! Gama fand bereits bei ſeiner erſten Ankunft auf Moſambique dort die Bouſſole im Gebrauch, ja man weiß, daß die Chineſen dieſen Wegweiſer auf dem Meere lange vor uns Europäern gehabt haben.

Geſetzgebung, Policey, Sittenlehre und alle übrige Wiſſenſchaften, wodurch die menſchliche Geſellſchaft in Ordnung und Rechtlichkeit erhalten wird, verlieren ſich auf unſerer Erdhälfte weit in das graueſte Alterthum. Es hieße die Leſer ſpotten, wenn man hier die Beweiſe davon aus Moſes, aus Salomo und ähnlichen alten Schriftſtellern führen wollte; allein es verdient doch wohl bemerkt zu werden, daß die älteſten Schriften der Braminen ſich einer trefflichen Moral rühmen, die ſelbſt die Liebe der Feinde gebot, und daß nachmals Confuze ſowohl ein Syſtem einer vorzüglichen Sittenlehre, als einer guten Geſetzgebung vortrug.

Wo war etwas Aehnliches ſelbſt in den uns um Jahrtauſende nähern Zeiten des Cortez oder der Pizarren in Amerika zu finden? Selbſt Garcilaſſo, der als ein peruaniſcher Meſtitze alles hervorgeſucht hat, ſeinen

Landsleuten Talente anzudichten, iſt nicht vermögend, dieſen gänzlichen Mangel an richtigen Kenntniſſen auf irgend eine mögliche Art von ihnen abzulehnen. Denn man könnte leicht zeigen, wie weit die Poeſie der Amerikaner gegen jene erhabene Geſänge der Hebräer oder anderer alten Völker des Orients zurückblieb.

Alles ſtand mithin dort in früher jugendlicher Rohheit; Alles, wodurch eine große Menſchenmaſſe in Sicherheit und Ordnung, in Wohlſtand und Behaglichkeit dauernd erhalten wird. Alles, wodurch ſich der Geiſt des Menſchen groß und erhaben zeigt, ſei es in Erfindungen, in Künſten, in den ſchönen oder ernſten Wiſſenſchaften, alles lag noch in der Wiege.

Bei dieſer dürftigen Ausbildung ſelbſt derjenigen Kenntniſſe, die den Staat innerlich und äußerlich ſichern, begreift man es, wie der muthige, geſcheute, geld- und ruhmſüchtige, hartherzige Krieger der alten Welt ſo ſchnell ſolche Völker unterjochte, ſobald man ſich ihn beſonders mit allen Künſten und Waffen der Kriegswiſſenſchaft ausgerüſtet, und noch überdies vom Fanatismus geleitet, denkt.

Bei den Eroberungen von Mexiko und Peru durch die Spanier wird aber der Unterſchied auffallend, den das Klima hiebei verurſachte.

Der Peruaner ſtand ohne Zweifel im Ganzen auf einer höhern Stufe der Kultur, als der Mexikaner. Dies bewieſen ſeine beſſer eingerichtete Regierungsform,

die mehr auf den ruhigen, ordentlichen Fortgang der Societät gegründet war; ſein Gottesdienſt, der nicht, wie bei den Mexikanern, durch die dabei nothwendigen Menſchenopfer entweiht wurde; der im Ganzen regelmäßigere Ackerbau; das von ihnen zu einem Haus- und Laſtthier gezähmte Schafkameel; die höher kultivirten Kenntniſſe und Künſte, z. B. die durch die Quipos geführten Jahrbücher und Rechnungen; das faſt bis zur Feſtigkeit des Eiſens gehärtete, zu Werkzeugen gebrauchte, Kupfer.

Dennoch wurde dieſe höher ausgebildete Nation weit leichter von den Spaniern unterjocht, als die roheren Mexikaner.

Eine kurze Anzeige von dieſen merkwürdigen Epochen für die Geſchichte der neuen Welt wird hier zwiefaches Intereſſe haben. Sie lehrt vieles von dem ehemaligen Zuſtande jener beiden Reiche, und zeigt zugleich, wie ſchnell, mit wie wenigen Mitteln und mit wie geringem Verluſt die mächtigen Staaten des Motezuma und der Ynkas zertrümmert wurden; endlich beglaubiget ſie zugleich unſere Behauptung in Rückſicht des Klimas.

Franz Pizarro, ein höchſt unkultivirter Soldat, Baſtard eines ſpaniſchen Hauptmanns, ging als Anführer mehrerer kühnen Abentheurer nach Südamerika; verheerte und plünderte die ihm bei ſeiner Landung dort vorkommenden Landſchaften Popoyan, Tumbos und an-

dere und drang endlich bis zu dem damals regierenden Monarchen von Peru, dem Ynka Atahualiba, vor.

In dem Felde bei Caxamalca empfängt ihn der Ynka, umgeben mit allem Reichthume und aller Pracht eines Monarchen des goldreichen Peru, aber auch mit einer Armee von mehr als 32000 bewaffneten Indianern.

Pizarro hatte nur 160 Mann, hierunter 60 Reuter und ein Paar unbedeutende Feldſtücke. Dieſe Reuter verbarg er bis auf Wenige hinter einer Mauer, um durch das plötzliche Hervorbrechen der Pferde, welche den Indianern völlig unbekannte furchtbare Thiere ſchienen, deſto größeres Schrecken einzujagen.

Einer alten Prophezeihung in Peru zufolge, ſollten dort dereinſt bärtige, lang bekleidete Fremde als ächte Kinder der Sonne erſcheinen. Einige Schriftſteller behaupten daher, der Ynka habe die Spanier mit einer religiöſen Ehrfurcht angeſehen und ſeinen Unterthanen geboten, dieſe Fremdlinge wie Geſandten Gottes aufzunehmen. Nach Andern ſpottete er aber vielmehr über dieſe Handvoll bärtiger Fremdlinge, im Fall ſie feindliche Abſichten gegen ihn hegen ſollten. Indeß gieng er ihnen friedlich, jedoch zugleich mit einer wirklichen Armee entgegen.

Auf einem prächtigen Tragſeſſel, der von mehreren Vornehmen des Reichs getragen ward, erſchien der Ynka mitten unter dieſen gutmüthigen Menſchen, als ſich der Mönch de la Valle Viridi, der Feldgeiſtliche der Spa-

nier, nebſt dem Dolmetſcher Philippillo zu ihm hinandrängte, um ihm die Urſache der Ankunft der Spanier kund zu thun. Er ſagte ihm dann: der Pabſt habe ſeinem Kaiſer alle zu entdeckende Länder der neuen Welt geſchenkt mit der Bedingung, die darin lebenden Einwohner zur catholiſchen Religion zu bekehren. Nun fing der Mönch an die Lehren von der Erſchaffung des Menſchen, die Menſchwerdung, die Leiden, das Sterben und die Auferſtehung Chriſti nebſt den übrigen Hauptſäzzen der chriſtlichen Religion zu erzählen, und forderte den Ynka auf, nicht nur dem Kaiſer Carl V. zinsbar zu werden, ſondern ſofort die falſche Religion ſeiner Vorfahren zu verlaſſen und das Chriſtenthum gutwillig anzunehmen, wenn er ſich nicht ausſetzen wollte, dazu mit Gewalt gezwungen zu werden.

Bei allem Erſtaunen über die Frechheit des Mönchs behielt der Ynka dennoch Beſinnungskraft genug, ihm ruhig zu antworten. Er als freier König habe durchaus keine Verbindlichkeit, einem Monarchen, von dem er nie gehört, zinsbar zu werden. Noch weniger werde er die Religion ſeiner Väter verlaſſen, da dieſe ſich auf einen ewigen unſterblichen Gott, auf die Sonne, und nicht auf einen erzeugten und geſtorbenen Gott, wie bei den Chriſten, gründe; auch ſey ihm ja von allen ſo eben vorgetragenen Geheimniſſen niemals etwas bekannt geworden. Und woher, fragte er, iſt es dir dann kund worden, daß dein ſterblicher Gott die Welt aus Nichts er-

ſchaffen? Valle Viridi zog die Bibel hervor, überreichte ſie dem Ynka. „Dies Buch,“ ſagte er, „das Wort Gottes, bezeuget alles, was ich vorgetragen habe.“ Atahualiba nahm das Buch, blätterte darin, hielt es an ſein Ohr und warf es ſodann zur Erde mit den Worten: Deine Quipos ſagen mir von alledem nichts. Wüthend rief jetzt der Mönch den Spaniern zu: „Rache, ihr Chriſten, tödtet dieſe Ungläubigen, die das Wort Gottes mit Füßen treten.“

Sofort gab Franz Pizarro das Zeichen zum Treffen. Der Donner des Geſchützes und die hinter der Mauer plötzlich hervorbrechende Cavallerie brachte die hierüber ins höchſte Schrecken geſetzten Peruaner völlig aus aller Faſſung.

Pizarro, an der Spitze ſeines Fußvolks, rückte nun unter ſtetem Feuern auf die ſchüchternen Indianer an, und da er leicht einſah, wie bei langer Unentſchiedenheit des Treffens jeder Verluſt auf ſeiner Seite, ſey er noch ſo geringe, ſehr bedeutend werden mußte, ſo drang er, bei ſeiner großen Leibesſtärke, wüthend gegen den Ynka ſelbſt hin, hieb die Träger des Seſſels mehrmal nieder, (denn ſie erſetzten ſich einander ſchnell) ergriff endlich den Ynka bei der Kleidung, riß ihm von dem ſchwankenden Throne herab und machte den unglücklichen Monarchen mit eigenen Händen zum Gefangenen.

Hiemit war das Treffen und zugleich das Schickſal des wichtigſten Staats der neuen Welt auf einmal ent-

ſchieden. Die nach allen Seiten fliehenden, zum Theil wehrloſen, Indianer wurden von den durch den fanatiſchen Geiſtlichen angefeuerten Spaniern ermordet; es kamen über 60000 harmloſe Menſchen um; 5000 Weiber ergaben ſich und unſchätzbare Reichthümer wurden die Beute der gierigen Wüthriche. Nur allein das goldene Geſchirr des Ynkas betrug 60000 Piſtolen. Eine Maſſe goldner Gefäße, die ein großes Zimmer fülleten, bot der Ynka für ſeine Freiheit. Pizarro nahm dieſe Millionen und erwürgte bald darauf verrätheriſch den unglücklichen Monarchen, um ſich nachmals mit deſto gröſſerer Sicherheit aller übrigen Schätze des Reichs bemächtigen zu können.

Ein hundert und zwei und ſechzig Spanier, wovon nur drei mit Musketen und 20 mit Armbrüſten, die Kugeln ſchoſſen, bewaffnet waren, nebſt ein Paar Feldſtücken, hatten alſo durch dieſes einzige verrätheriſche Gefecht, worin ſie keinen einzigen der Ihrigen verlohren, ganz Peru erobert; denn ſelbſt die noch übrigen anſehnlichen Heere der Peruaner, obgleich von zwei der beſten Feldherrn geführt, konnten es nachher nicht hindern, daß Pizarro das ganze Reich unterjochte.

So leicht ward dem Cortez die Eroberung von Mexiko wahrlich nicht. Cortez war an ſich ſelbſt ſehr weit über Pizarro erhaben; nicht etwa bloß durch ſeinen alten Adel und gute Erziehung; er war es weit mehr durch ſeine Klugheit, durch vielfache Talente und

Kenntniſſe, durch ſeinen hohen Sinn und ſeine Gewandtheit. Dieſe Eigenſchaften, mit dem größten Muthe vereinigt, bildeten aus ihm einen der erſten Feldherren.

Er unternahm die Expedition gegen Mexiko mit 14 Schiffen, welche 617 Spanier enthielten. Hievon waren freilich nur 17 beritten und 13 nur mit Feuergewehr bewaffnet, die übrigen mit Armbrüſten, Schwerdtern und Speeren; allein es waren gut diſciplinirte Truppen, und die Artillerie, 16 Feldſtücke, war für die damalige Zeit ſchon beträchtlich.

Indeß war hier nicht bloß die Ausrüſtung gegen Mexiko viel bedeutender, das Benehmen der beiden Anführer ſtand in noch größerem Contraſt. Pizarro handelte wie ein wilder Räuber; Cortez nahm hingegen alle Caziken durch gute Behandlung für ſich ein; er beſchenkte ſie, und wenn er ſich genöthigt ſahe, ſie zu bekriegen, ſo erlaubte er zum Erſtaunen der Amerikaner, ihren Gefangenen ruhig die Heimkehr.

Welche große Schwierigkeiten ſtellten ſich indeß dem ſeltnen Manne in den Weg! und hätte nicht ein an ſich geringer Nebenumſtand dieſe Schwierigkeiten erleichtert, wer weiß, ob Mexiko ſchon damals wäre erobert worden.

Aber Mexiko war auch ein ganz anders eingerichteter, weit furchtbarerer Staat, als Peru. Es war, wie Robertſon mühſam entwickelt hat, ein militairiſcher

Staat, faſt wie die europäiſchen, auf das Feudalweſen gegründet.

Eine Comite' des hohen Adels wählte den Monarchen, und wenn man gleich bei ein und derſelben Familie blieb, ſo ward doch nur derjenige daraus gewählt, der ſich als ein vorzüglicher Krieger ausgezeichnet hatte. Unter dem Adel gab es viele Abſtufungen, und die geringern Klaſſen waren wahre Vaſallen. Alle aber erwieſen dem gewählten Monarchen die tiefſte Ehrfurcht, und boten ſogleich ihre Mannſchaft zum Kriege auf, ſobald es der Kaiſer befahl.

Das Volk ſelbſt ſtand in der tiefſten Abhängigkeit ihrer Gutsherren. Die unterſte Klaſſe deſſelben, die Mayeques, waren glebae adscripti, mußten den Acker bauen und wurden als Sclaven von ihren Herren ungeſtraft getödtet. Andere hatten den Hausdienſt, wobei ſie denn gleichfalls hart behandelt wurden und ihre Herren wie eine von Natur über ſie erhabene Menſchenrace anſahen.

Durch viele Kriege hatte ſich Mexiko zu einem mächtigen Staate erhoben, und beſonders war Motezuma, der zur Zeit des Cortez regierende Monarch, wegen ſeines Deſpotismus gefürchtet.

Das kurze, ſanfte Betragen des ſpaniſchen Feldherrn zog daher verſchiedene mißvergnügte Große nebſt ihren Provinzen auf ſeine Seite, wobei er folgenden Zufall ſehr glücklich zu benutzen wußte.

Cortez war, aller Schonung ungeachtet, bei ſeiner Landung auf Tabaſco von den Einwohnern feindlich behandelt worden. Er ſiegte in einem entſcheidenden Treffen, worin er indeß zwei Spanier verlohr und 70 wurden verwundet. Der Cazike, der nun Frieden ſuchte, brachte außer andern Geſchenken dem Feldherrn 20 junge Mädgen. *) Sie ſollten, wie dies bei den Amerikanern Sitte war, den Spaniern das Malzbrod backen. Hierunter war eine Sklavin von eben ſo ſeltener Schönheit als Anmuth und Fähigkeit. Sie ſtammte als Tochter eines dem mexikaniſchen Reiche unterworfenen Caziken, aus vornehmen Geſchlechte; war ſehr jung aus dem väterlichen Hauſe geraubt und nach mehreren Schickſalen in die Hände des Caziken von Tabaſco verkauft worden.

Bei dieſen Abwechſelungen ihres Aufenthalts hatte ſie mehrere Sprachen und Dialekte verſchiedener Völkerſchaften erlernt, ohne dennoch die ihrige zu vergeſſen, und ihre ſchnelle Faſſungskraft machte ihr gleichfalls das Spaniſche bald geläufig.

Cortez war gleich anfangs von der Schönheit der Indianerin eingenommen, aber jene ihm ſo nützliche Talente erhöheten ſeine Leidenſchaft. Er ließ ſie in unſerer

---

*) Das Kupfer.

Religion unterrichten, gab ihr in der Taufe den Nahmen Donna Marina und zeugete mit ihr einen Sohn, Martin Cortez, der nachmals Ritter des St. Jacobsordens wurde.

Auch legte er mit Recht einen großen Werth auf dieſe Frau. Sie war ihm ſtets innigſt ergeben; ſie half ihm aus den bedenklichſten Lagen, ja ohne ſie wäre wahrſcheinlich ſein ganzes Unternehmen geſcheitert. Durch ſie ward er nicht nur den amerikaniſchen Nationen verſtändlich; ihre Beredſamkeit führte den Spaniern mehrere Bundsgenoſſen zu, und ſtößte ihnen Zutrauen zu den Spaniern ein; ihre Schlauheit entdeckte gefährliche Conſpirationen, und nur durch ihre Ueberredungskraft gab ſich nachmals Motezuma freiwillig in die Hände des Cortez.

Kaum hatte Cortez in Tabaſco geſiegt, als ſich ihm unweit größere Schwierigkeiten zu überwinden darſtellten.

Motezuma forderte ihn durch ſeine Geſandten auf, ſofort ſein Reich zu verlaſſen; denn auch die Mexikaner trugen ſich mit einer Prophezeihung, daß ihre Monarchie durch bärtige, durchaus ungewöhnliche Menſchen, würde zertrümmert werden. Anfangs ſchickte er, um ihn hiezu willfährig zu machen, ſehr anſehnliche Geſchenke; allein da Cortez mit ſeinen Leuten durch dieſe Geſchenke auf dies reiche Land nur begieriger gemacht, durchaus darauf beſtand, dem Kaiſer in Mexiko ſelbſt

aufzuwarten, und, wie er vorgab, ihm dort wichtige Anträge von ſeinem Könige zu überbringen, ſo gewann alles ein feindliches Anſehen. Die Mexicaner, welche den Spaniern vorhin Lebensmittel zugeführt hatten, zogen ſich zurück und ſetzten ſie dem Hunger aus. Auf einer unfruchtbaren Fläche eines durchaus unbekannten Landes, nur von feindlichen Völkerſchaften umgeben, was Wunder, wenn die Spanier eine ſo traurige gefahrvolle Lage nicht lange ohne Murren ertrugen? Auch zeigte ſich bald eine Verſchwörung; nur durch die kluge Strenge, womit Cortez die Anführer beſtrafte, erſtickte er ſie im Aufkeimen. Der ſeltene Mann gieng aber weiter. Um jetzt den Seinigen jeden Gedanken zur Rückkehr nach Cuba zu benehmen, wußte er ſie ſogar zum Verbrennen der Flotte zu bewegen. Das Reich zu erobern oder umzukommen, eines von beiden war jetzt nur ihr Loos.

Glücklich genug hatte ſein erſter Sieg, ſein feſtes Benehmen gegen die Forderung von Motezuma, das den Abgeſandten gezeigte furchtbare Truppen-Manövre einige mächtige Feinde dieſes Kaiſers geweckt. Sie hofften ſich durch dieſe, wie vom Himmel geſandte außerordentlich mächtigen Menſchen der Tyrannei des Motezuma zu entziehen. Die Caziken der Zampotaner und Totonaquer ſuchten die Freundſchaft der Spanier, und die Beredtſamkeit der Donna Marina trug nicht wenig dazu bei auch andere Provinzen, durch welche Cortez ſei-

nen Zug nach Mexico nahm, zu ſeinen Bundesgenoſſen zu machen.

Nur die Tlaſkalaner, wenn gleich ebenfalls Feinde des Motezuma, verweigerten, mit den Waffen in der Hand, den Spaniern den Durchzug durch ihr Land. Tlaſkala war eine unabhängige Republik. Sie ward von einer Comité gewählter Krieger regiert, und dieſer Staat, ob er gleich Ackerbau trieb, lebte dennoch zum Theil noch von der Jagd. Hiedurch waren dieſe Republikaner, ſo wie viele der nördlichern Amerikaner, abgehärtete rüſtige Menſchen und ſtets in den Waffen geübt. Auf ihre Unabhängigkeit ſtolz, wollten ſie ſich auch mit den Fremdlingen meſſen, deren Tapferkeit man ihnen ſo ſehr gerühmt hatte, und die ſie wegen ihres Zuges nach Mexico für Freunde des Motezuma hielten.

Schon in dem erſten Treffen fühlte Cortez, daß er ſtreitbare Männer vor ſich hatte. Er ſiegte zwar; allein ſein Sieg koſtete ihm zwei Pferde, für ihn ein unerſetzlicher Verluſt.

Ein zweites, ſchwereres und für die Spanier glücklicheres Treffen, folgte dem erſten, dennoch ward weder ein Europäer getödtet noch gefangen.

Jetzt hielt man die Spanier, der Ausſage der Prieſter zufolge, für Söhne der Sonne, die, durch das Licht ihres Vaters belebt, am Tage unüberwindlich wären. Sofort überfiel man ſie zu Nachts. Allein Cortez war

zu wachſam, um nicht auch dieſen Streich zu vereiteln.

Dies brach den Muth der Tlaſkalaner, erfüllte ſie mit Ehrfurcht für Cortez und machte ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen.

Bald hätte indeß der Bigotismus des Cortez alles Gute vernichtet; nur der vorſichtigere Feldgeiſtliche half aus der Noth. So wie zum größten Aergerniß der Amerikaner Cortez in Zempaola die Tempel geſtürmt und die Götzen zertrümmert hatte, ſo war er bereits im Begriff, ähnliche Unbeſonnenheiten in Tlaſkala auszuüben, als der Pater Olmeda, wer wird dieſen ſpaniſchen Mönch für die damaligen Zeiten nicht bewundern, ihn durch die Vorſtellung der daraus entſtehenden Gefahren zurückhielt; es wurde indeß dennoch die gänzliche Abſchaffung der Menſchenopfer glücklich bewirkt.

Der Aufenthalt in Tlaſkala gab zu der Beobachtung einer den Spaniern ſeltnen Naturbegebenheit Gelegenheit, und der richtige Blick des Cortez wußte auch dies zu ſeinem Vortheile zu benutzen.

Der in der Nähe gelegene Vulkan Popocatepa, (ſo nennen ihn noch jetzt unſre Karten) ward von den Tlaſkalanern ſtets mit einem heiligen Schauder betrachtet. Man hielt ihn wegen ſeines Dampfes und ſeiner Flammen für den Ort der Quaal boshafter Seelen; Niemand wagte es daher, ſich ſeinem Gipfel zu nähern.

Ein kühner Spanier, Ordaz, unternahm es, dieſen Schlund genauer kennen zu lernen.

Ordaz wählte zwei Spanier zu Begleitern und mehrere Indianer zu Wegweiſern. Die letztern führten ihn bis zu dem Fuße des Gebirges, einer herrlichen baumreichen Gegend; aber höher hinauf getraueten ſie ſich nicht. Die Spanier ſtiegen unter dem Brüllen des Vulkans, auf der mit Schlacken, Rauch und Aſche bedeckten, unter ihnen bebenden Erde, kühn gegen den Gipfel hinan. Mühſam mußten ſie oftmals über die ſteilen Klippen und Schlacken hinkriechen, ja ein Feuerregen zwang ſie in einer Höhle Schutz zu ſuchen. Indeß erreichten ſie glücklich den Krater. Seine Mündung hielt über eine Viertelmeile im Umfang. In ſeinem Innern ſahe Ordaz eine beträchtliche Menge von Schwefel, und bemerkte deutlich die wellenförmig aufwallende feurige Lava. Dies war unſtreitig eine der erſten, und für die damalige Zeit (1519) ziemlich lehrreiche Unterſuchungsreiſe zu einem lebendigen Vulkan. Cortez zog, nach dem Berichte des Ordaz, aus dieſem Vulkane den Schwefel, wodurch er ſein Pulver erſetzte; und die hiedurch ſo nützlich gewordene Kühnheit des Ordaz, belohnte Kaiſer Karl V. außer andern reellen Gnadenbezeugungen, auch dadurch, daß er ihm einen feuerſpeienden Berg zu ſeinem Wappen gab.

Cortez, durch die tapfern Tlaſkalaner verſtärkt, rückte nun gegen Mexico weiter vor, ſo ſehr ihn Mote-

zuma durch eine zweite mit reichen Geſchenken verſehene Geſandſchaft hievon abzuhalten ſuchte, und ſo ſehr auch Hinterliſt, durch Kunſt gefährlich gemachte Wege und ähnliche Schwierigkeiten ihn zurückhielten. Auch hiebei verdankte er ſeine Erhaltung der D. Marina. Sie allein entdeckte durch das Zutrauen einer Einwohnerin von Cholula eine Verſchwörung gegen die Spanier; die Cholulaner hätten ſie wahrſcheinlich in einer Nacht aufgeopfert.

Der Anblick von Mexiko, der Hauptſtadt des Reichs, mußte allerdings imponirend ſeyn.

Mexiko iſt in einer großen Fläche gelegen, welche durch ſie die umgebenden Gebirge, obgleich unter der warmen Zone, (Mexiko liegt unter 19° 25′ 50″ Nord. Br. nach la Chappe) dennoch eines milden Klimas genießt. Von dieſen Gebirgen ſteigen eine große Menge theils kleinere, theils größere Gewäſſer herab, und bilden mehrere Seen. Die beiden größten von ihnen halten gegen 18 D. Meilen im Umfange und ſtehen mit einander in Verbindung. Der eine See hat friſches Waſſer, das Waſſer des andern hingegen iſt ſalzig. An den Ufern des letztern und auf mehreren kleinen Inſeln war Mexiko erbauet; als Zugänge zu dieſer Hauptſtadt führen künſtliche Dämme von Stein und Erde. Einige, z. B. die in Weſten, ſind gegen drei viertel, andere ſelbſt über eine deutſche Meile lang bei einer Breite von

30 Fuß. In Oſten konnte man aber nur allein durch Canoes (Böte) über den See zu der Stadt gelangen.

Auf dieſen Dämmen waren in gehörigen Zwiſchenräumen Oeffnungen, Einſchnitte zum Durchlaſſen des Waſſers in der Zeit der Ueberſchwemmung. Da dieſe Einſchnitte mit Balken überlegt und mit Erde überdeckt waren, ſo blieb der Weg dadurch ununterbrochen.

Die Bauart der Stadt ſelbſt war gleichfalls ſonderbar. Alle Häuſer der bürgerlichen Einwohner waren gleichſam zwergigt, ſie waren nur Hütten gegen die Tempel und gegen die Palläſte des Kaiſers und der Großen; iedoch ſtanden ſie in geraden Linien längs den Kanälen gebauet. Auch fanden ſich mehrere offne Plätze, worunter der größte, der zum Marktplatze diente, gegen 50 tauſend Menſchen faſſen konnte.

Ueberhaupt übertraf Mexico alle Städte des Reichs; und Cortez giebt ſelbſt, nach den mäßigſten Rechnungen, die Anzahl der Einwohner auf 60 tauſend an.

In dieſe volkreiche ſo gefährlich gebauete feindliche Stadt wagte ſich dennoch Cortez mit einigen hundert Spaniern. Aber er hatte auch bald Urſach, es zu bereuen. Zwar ward er, wenigſtens dem Scheine nach, von dem Kaiſer mit der größten Freundſchaft aufgenommen. Motezuma kam ihm, ſeines Stolzes ungeachtet, perſönlich entgegen; räumte ihm einen der anſehnlichſten, von ſeinen Vorfahren erbaueten, Palläſte ein; beſuchte und beſchenkte ihn. Dennoch fühlte es Cortez ſelbſt, wie

dies nur alles Verſtellung ſei, um die Spanier deſto ſicherer aufzureiben. Auch zeigten ſich bald die Feindſlichkeiten in den Provinzen. Cortez hatte, da er durch Vernichtung ſeiner Flotte den Truppen die Rückkehr ins Vaterland abſchnitt, am Meere in der Provinz Tlaſkala die Stadt Villa Rica de la Cruz (die reiche Stadt des Kreuzes, ſonderbare Verbindung der Religion und der Geldgier!) erbauen laſſen und mit einer Garniſon verſehen. Während jener freundſchaftlichen Aufnahme in der Hauptſtadt ward dieſe ſpaniſche Colonie von den Mexicanern vorſätzlich in Krieg verwickelt, und es war entſchieden, daß die Anführer der Indianer die Einſtimmung des Motezuma hiezu erhalten hatte.

In dieſer gefahrvollen Lage glaubte Cortez ſich durch Bemächtigung der Perſon des Motezuma ſelbſt, Sicherheit zu verſchaffen. Nachdem der Anführer jener Feindſeligkeiten gegen die ſpaniſche Colonie mit dem Tode beſtraft war, ſo wurde der Kaiſer von Mexico von den Spaniern, theils durch Drohen, theils durch die Beredtſamkeit der Donna Marina in das Quartier der Spanier gebracht, und da man behauptete, er habe jene Feindſeligkeiten ſelbſt befohlen, ſogar mit Ketten belegt. Zwar wurden ihm die Feſſeln gleich nach Beſtrafung des Feldherrn wieder abgenommen, auch betrachtete man ihn noch immer als den wirklich regierenden Monarchen, alle Reichsgeſchäfte gingen durch ihn während des ſechsmonatlichen Aufenthalts bei den Spaniern

ihren gewöhnlichen Gang. Indeß mußte ſich Motezuma dennoch für einen Vaſallen des Königs von Spanien erklären, und die bedeutendſten Schätze an Gold, Perlen und Juwelen dem Sieger aushändigen. Aber eben dies vermehrte nur die Unruhe des Cortez. Der geſammte Schatz betrug nur 600 tauſend Peſos, eine Summe, die den Ideen der raubſüchtigen Spanier durchaus nicht entſprach, vornämlich, da für die Krone $\frac{1}{5}$, ſo wie für den Feldherrn ſelbſt ein zweites Fünftel davon zurückgelegt ward.

Da die Mexicaner nicht wie die Peruaner die Kunſt verſtanden, Gold und ſelbſt Silber zu ſchmelzen, ſondern nur allein jenes erſte Metall durch Waſchen aus den von den goldhaltenden Gebirgen herabſtrömenden Bächen erhielten, ſo muß die oben angezeigte Maſſe der edlen Metalle im Schatze des Kaiſers ſtets noch ſehr anſehnlich ſcheinen, ob ſie gleich für die gierigen Erwartungen der Spanier viel zu gering war.

Eben dieſes gab Anlaß zum Murren der Soldaten gegen Cortez. Dennoch war dies noch ein geringes Uebel gegen das, womit er bald darauf bedrohet ward.

Cortez war anfänglich von dem ſpaniſchen Gouverneur auf Cuba, Velasquez, zum Erobern neuer Länder ausgeſandt; und dieſem war es ſchon mehrmal gereuet, einem ſo unternehmenden, ehrſüchtigen und geſcheuten Manne eine ſolche Laufbahn zur Ehre und zum Gewinn eröffnet zu haben. Velasquez hatte auch bereits ihn ſel-

ner Stelle zu berauben und ſich ſelbſt den Werth der Entdeckung zuzueignen geſucht; allein Cortez war bis jetzt allen ſeinen Anſchlägen glücklich ausgewichen, ja er hatte ſich ſelbſt bei der Begeiſterung, mit welcher er ſeine Soldaten für ſich zu beſeelen wußte, zum königlichen General-Capitän erklärt. Um die Beſtättigung hievon vom Kaiſer Karl V. zu erhalten, war von ihm ein Schiff nach Spanien nebſt einigen der merkwürdigſten Produkte der eroberten Länder, worunter ſelbſt einige Indier waren, abgeſandt.

Velasquez, der ſich ohnehin die ganze Eroberung von Mexico anmaaßen wollte, ward durch die Nachricht von der Sendung des Cortez nach Spanien noch mehr aufgebracht. Er ließ daher eine bedeutende Flotte mit 800 Mann und 12 Kanonen von Cuba abgehen, unter den Befehlen des Narvaez, eines tapfern Feldherrn, der dabei perſönliche Feindſchaft gegen Cortez hegte.

Kaum war dieſe feindliche Flotte gelandet, als Narvaez bereits Mittel gefunden hatte, ſich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er ließ, um Cortez gänzlich zu unterdrücken, dem Motezuma anzeigen: Cortez ſei ein Rebell gegen ſeinen eigenen König; dieſer mißbillige alles, was gegen Mexico und beſonders gegen die Perſon des Motezuma geſchehen ſei. Er komme daher in der Abſicht, letztern in Freiheit zu ſetzen, mit ihm ein Bündniß zu ſchließen, den Cortez aber zu beſtrafen.

In dieſer verzweiflungsvollen Lage zeigte ſich aber Cortez ganz als ſeltnen Mann von vielfachen Talenten. Sandoval, der Gouverneur der von ihm errichteten Stadt Vera Cruz, hatte die von Narvaez dorthin zur Auffordezung der Stadt abgeſandten Spanier, worunter ein Geiſtlicher war, in Ketten gelegt und den Cortez nach Mexiko zugeſandt. Cortez misbilligte dieſe Strenge, entſchlug ſie ſofort ihrer Feſſeln und ſuchte dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen. Er bemühete ſich den Narvael ſelbſt zu einem gütlichen Vergleich zu bringen, allein vergebens. Jetzt mußte er mit einer weit geringern Anzahl Spanier gegen Spanier fechten und zugleich die Indier als Feinde im Rücken laſſen, welch eine Lage! Aber Klugheit mit größter Tapferkeit und Landeskunde verbunden gaben bald den Ausſchlag. Die Regenzeit der warmen Zone war eingetreten; die Truppen des Narvaez weniger an dies Klima und ſeine Beſchwerden gewöhnt, flohen mißmüthig das offene Feld; ſie zogen ſich zum ruhigen Obdach in die Stadt Zempaola.

Hier wähnten ſie durch das ſtets herabſtrömende Waſſer ſelbſt einer ſichern Ruhe genießen zu können, als ſie von den abgehärteten Veteranen des Cortez zur Nachtzeit plötzlich überfallen wurden. Bei der dicken Finſterniß unterſchied man kaum Feind und Freund. Ein glücklicher Zufall war es für Cortez, daß Narvaez ſelbſt gleich anfangs durch einen Speer am Auge verwundet zu Boden ſtürzte und hiedurch in die Hände ſeiner Feinde gerieth.

Muthlos durch den Verluſt ihres Anführers; überzeugt von der Tapferkeit des Cortez; dabei nach dem Siege von ihm auf das gütigſte behandelt und endlich voll von großen Erwartungen mit ihm die Schätze von Mexiko zu theilen, traten die meiſten Spanier des Narvaez zu der Gegenpartei hinüber.

Auf die Weiſe erntete Cortez da Ehre und Vortheil, woher er ſeinen Untergang erwarten mußte; denn jetzt konnte er mit ſehr anſehnlicher Verſtärkung wieder gegen Mexiko vorrücken.

In Mexiko ſelbſt ſahe es indeß ſehr gefährlich für ihn aus. Die Nation hatte während der Abweſenheit des ſpaniſchen Feldherrn die dort zurückgebliebene geringe Anzahl Spanier überfallen, mehrere getödtet, eine noch größere Anzahl verwundet und die von ihm für den See erbauete Brigantine, wie auch ihre Magazine verbrannt. Cortez, auf ſeine Verſtärkung übermüthig, drohete den Mexikanern, behandelte ſie mit Verachtung und vermehrte dadurch ihre Erbitterung. Sie fielen das Quartier der Spanier wüthend an, und Cortez fühlte, ſeines Muths und der über ſie erfochtenen Vortheile ungeachtet, daß er nicht auf die Dauer der Menge Widerſtand leiſten könnte. In dieſer Noth ließ er ſeinen königlichen Gefangenen, den Motezuma, ſelbſt auftreten. Er ſollte das Volk durch eine feierliche Rede beſänftigen; aber der ganze Pomp, in welchem der unglückliche Monarch zu dem Volk deshalb haranguirte, erhöhete vielmehr ſeine

Wuth. Seine Rede ſchien ihm erniedrigend; die ehemalige Achtung gieng in bitterſten Unwillen über; eine Menge Pfeile und Steine flogen von allen Seiten gegen den ſonſt ſo gefürchteten Fürſten; und aller Bedeckung der Spanier ungeachtet, ſank er tödtlich verwundet zu Boden. Jetzt erwachte bei dem ſtürmenden Volke plötzlich der letzte Ueberreſt von Achtung gegen ſeinen Souverain. Es ſchämte ſich der Schandthat, fürchtete die Rache des Himmels, und floh wie geſchlagen auseinander. Motezuma riß den Verband, den ihm die Spanier auf ſeine Wunden legten, mit Unwillen über ſeine Erniedrigung ab, und ſtarb.

Die mexikaniſchen Großen hatten ſofort den Bruder des vorigen Kaiſers, Quetlacava, zu ſeinem Nachfolger gewählt. Er war ein Mann von der größten Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, und zugleich einer der heftigſten Feinde der Spanier. Beides zeigte er ſogleich durch eben ſo gut berechnete, als neue muthvolle Angriffe auf die Europäer. Beſeelt durch ihren neuen Souverain achteten die Mexikaner das mörderiſche Metzeln, welches die Spanier beſonders durch ihre Artillerie unter ſie anrichteten, durchaus nicht. Bei dem wüthenden Angriffe auf das feindliche Quartier fielen Hunderte und wurden ſogleich von Andern erſetzt. Ja, zwei der tapferſten Edelleute, als ſie ſahen, wie Cortez die Spanier durch ſein Beiſpiel anfeuerte, widmeten ſich freiwillig dem Tode. Cortez fand es nämlich durchaus

nothwendig von einem hochgelegenen Tempel Meiſter zu werden, da ihn die Mexikaner von dort mit Pfeil- und Steinregen beſtürmten. Er drang auch glücklich die hunderiſtufige Treppe hinauf, um die Feinde von dort zu vertreiben, als jene beiden rüſtigen Mexikaner ſich ſeiner mit Gewalt bemächtigten, um ſich über die Balluſtrade des Tempels mit ihm herabzuſtürzen. Cortez verlohr ſeine Beſinnung nicht, er hielt ſich, während daß er von den beiden ſtarken Mexikanern aufgehoben ward, kraftvoll an der Balluſtrade feſt, und die beiden mexikaniſchen Decier wurden ohne ihn durch den Fall vergeblich zerſchmettert. Dennoch mußten die Spanier nur darauf denken, wie ſie ſich aus der Stadt retten könnten; denn die Feinde, da ſie ſich bei dieſem Kampfe noch mehr von der Uebermacht der Waffen und Tapferkeit der Spanier überzeugt hatten, veränderten ihren ganzen Kriegsplan. Sie dachten jetzt darauf die Spanier auszuhungern, daher zerſtörten ſie die Dämme und barricadirten die Straſſen, die zu den Quartieren der Spanier führten. Cortez unternahm deshalb mitten in der Nacht den Rückzug über einen der kürzeren Dämme, der in Nordweſten nach Tacuba führte. So vorſichtig und ſtille die Spanier nun auch diesmal alles vorbereitet zu haben glaubten; ſo waren ſie dennoch durch den neuen Kaiſer der Mexikaner überliſtet. Dieſer hatte ſie nie aus den Augen gelaſſen, und hatte ſo gute Maasregeln genommen, daß, als ſie mitten auf dem Damme waren, ein ſehr re-

gelmäßig geführter fürchterlicher Angriff durch eine erſtaunliche Anzahl von Böten von beiden Seiten auf ſie geſchah.

Nach einem der blutigſten Gefechte, worin die Indianer zwar viele Tauſende verlohren, mußte Cortez ſich noch glücklich ſchätzen, mit einem Theile der Truppen, mehreren vorzüglichern Anführern und der Donna Marina in dieſer ſchrecklichen Nacht (Noche triste wird ſie noch bis auf den heutigen Tag in Mexiko genannt) lebendig und unverwundet zu entkommen. Mit Grauſen hörte Cortez, während daß er mitten unter allen Todesgefahren das feſte Land erreichte, das klägliche Geſchrei der umkommenden Spanier, das wilde Frohlocken der Feinde über den Sieg und über die zum Opfer für die Götzen beſtimmten Gefangenen. Aber nur erſt beim Anbruch des folgenden Tages überſahe er bei Tacuba die ganze Größe des Verluſts. Seine kleine Armee, welche durch die Verſtärkung der Spanier des Narvaez gegen 1200 Mann betrug, war bis auf die Hälfte geſchmolzen. Die ganze Artillerie, Munition und Bagage war auf dem Damme verlohren gegangen, ſo wie der größte Theil der Pferde, 4000 der Hülfsvölker, und außer mehreren vorzüglichen Officieren, der tapfere Velasquez de Leon.

Cortez verlohr indeß den Muth nicht. Von der Nordweſtſeite des Sees hatte er einen weiten Marſch nach Tlaſkala zu ſeinen Bundesgenoſſen zu machen. Ehe

ſie dorthin gelangen konnten, mußten ſie durch das große Thal bei Otumbo. Mariña hatte die ſie verfolgenden Mexikaner ſchon oftmals rufen gehört: „zieht nur hin, „ihr Räuber, bald werdet ihr den Platz der Rache für „eure Thaten erreichen.“ Kaum ſtiegen ſie in jenes Thal hinab, als ihnen ein kaum überſehbares Heer der Feinde jenen Ausruf verſtändlich machte. Cortez mußte ſich indeß einen Weg dadurch bahnen. Sein kleiner Haufen griff das große Heer mit unglaublichem Muthe an, und drang unter unaufhörlichem Metzeln ſtets vorwärts. Allein der Arm der Spanier ermüdete, und ohne ein glücklich gewähltes Wageſtück des Cortez, waren ſie im kurzen ein Opfer der Feinde und ihrer Götter.

Der tapferſte Adel der Mexikaner trug in jeder Schlacht das Reichspanier, die kaiſerliche Fahne; von ihrer Erhaltung hing, angenommenen Ideen zufolge, alles ab. Cortez benutzte dieſen Aberglauben, ſuchte die muthigſten der wenigen ihm noch übrigen Cavalleriſten zuſammen, griff unaufhaltſam die das Reichspanier ſchüzzenden Mexikaner an, und ſtieß den Fahnenträger mit einem Lanzenſtoße zu Boden. In demſelben Augenblick ſprang Johann von Salamanka vom Pferde, tödtete dieſen und eroberte das Panier. Allgemeines Schrecken bemächtigte ſich ſofort des ganzen feindlichen Heeres, jeder floh und die Sieger hörten nur aus Ermattung auf zu würgen.

Die reiche Beute des Schlachtfeldes, die gute Aufnahme in Tlaſcala ſtellten demungeachtet den Geiſt der Spanier nicht gänzlich wieder her. Sie hatten in jener traurigen Nacht zu viel verlohren, und ihr Mißmuth brach bald in eine Meuterei aus, die Cortez nur durch große Wachſamkeit und Ueberredungskunſt einigermaßen ſtillte.

Glücklich war es, daß er durch einige Mannſchaft, Ammunition und Proviant von Cuba und Spanien aus, Verſtärkung erhielt. Hiedurch war ſeine Kriegsmacht wiederum angewachſen zu 550 Infanteriſten, 40 Reuter und 9 Kanonen.

Hiemit eilte er nun zur Rache nach Mexiko zurück. Aber er traf die Feinde nicht unvorbereitet. Der neue Kaiſer hatte in den wenigen Tagen ſeiner Regierung bereits gezeigt, daß er die Krone würdig trage. Alle die Angriffe auf die Spanier, welche mit ſo vieler Klugheit angeordnet waren, rührten von ihm her. Jetzt ließ er bei der Rückkehr des Cortez nichts aus der Acht, wodurch ihr Vordringen erſchwert werden konnte. Er ſuchte beſonders durch Gründe ſeiner Religion die Tlaſcalaner von dem gemeinſchaftlichen Feinde der mexikaniſchen Götter abwendig zu machen; er ſtellte in der Hauptſtadt alle die Werke wieder her, die durch den Krieg gelitten hatten; that neue Befeſtigungen hinzu; füllte die Magazine mit Proviant und Waffen; ja er ſchuf durch die von den Spaniern erbeuteten Speere und Schwerd-

ter neue weit furchtbarere Waffen, als die bis dahin üblichen, welche nur geſchärfte Steine oder gehärtetes Holz zur Schneide und zur Spitze hatten.

Es erwarteten alſo den Cortez neue und große Gefahren, als zu ſeinem Glücke der neue Kaiſer der Mexikaner, Quetlavaca, ſtarb, nachdem er nur wenige Tage regiert hatte.

Die Europäer hatten der neuen Welt die Kinderblattern zugeführt, und während daß Columbus jenes Uebel aus Weſtindien unter uns verbreitete, was ſelbſt den höchſten phyſiſchen Genuß verbittert und den letzten Zweck der Schöpfung zerſtört, tauſchten die ohnehin durch die Entdeckung unglücklichen Amerikaner ein ihnen ganz entſchieden unbekanntes und damals für ſie unheilbares Gift dagegen ein; an den Kinderblättern verlohren ſie den talentvollen Monarchen.

Die Mexikaner wählten gleich darauf in dem Guatimozin einen tapfern jungen Mann zu ſeinem Nachfolger; dem Vorgänger ſcheint er aber vielmehr an Muth und Körperkraft, als an Talenten gleichgekommen zu ſeyn: denn ſo ſehr er auch alles aufbot, den Spaniern zu widerſtehen und ihre Bundesgenoſſen auf ſeine Seite zu ziehen, ſo war er dennoch hierin nicht ſehr glücklich. Cortez, dem die dauernden Gefechte gefahrvoll wurden, wenn er auch gleich ſtets darin die Oberhand behielt, hatte eine Anzahl Brigantinen erbauen laſſen, die da bald Meiſter der Seen von Mexiko wurden. Sie muß-

ten der volkreichen Stadt die Zufuhr des Provlants zu Waſſer abſchneiden, während daß die vielen indiſchen Bundesgenoſſen dies zu Lande bewirkten. Nun fing der Hunger unter den Mexikanern an zu wüthen.

Guatimozin hatte die Friedensanträge der Spanier mit Stolz zurückgewieſen, und es koſtete Mühe, den Kaiſer bei dieſer verzweiflungsvollen Lage zur heimlichen Flucht über den See zu bereden. Endlich bequemte er ſich hiezu; alles war dazu auf das vorſichtigſte eingerichtet. Dennoch entging dies Unternehmen der Wachſamkeit des Cortez nicht.

Die ſchnellſte Brigantine holte das Boot des Kaiſers ein, und der unglückliche Monarch ward gefangen.

Guatimozin zeigte ſelbſt im Unglück hohen Muth und Edelſinn. „Hier,“ ſagte er zum Cortez, als er gefangen vor ihm ſtand, „nimm dieſen Dolch und durchbohre „mir das Herz. Ich that meine Pflicht als Monarch, „bis auf den letzten Augenblick vertheidigte ich mein „Vaterland und mein Volk, nichts als der Tod iſt mir „jetzt übrig!“.

Und wie behandelten die verfeinerten Europäer den unkultivirten edlen Fürſten? Sie ließen ihn und ſeinen Vertrauten auf die Folter ſpannen, auf glühenden Kohlen braten, damit die Quaalen den raubſüchtigen Spaniern die verheimlichten Schätze entdeckten. Schon äuſſerte des Kaiſers Liebling durch laute Klagen Bereitwilligkeit, ſeine rohen Henker zu befriedigen, aber Guatimo-

gins unerſchütterter, ſtolzer Blick, und die Worte: „Lieg ich denn etwa hier auf Roſen?“ weckten die erlöſchende Standhaftigkeit des Vertrauten; er ſtarb ohne Seufzer und ohne etwas zu entdecken.

Zwar endigte Cortez, ſobald er dieſe Grauſamkeit erfuhr, denn ſie war ohne ſein Vorwiſſen vorgenommen, vorjetzt das Leiden und entriß den unglücklichen Fürſten der Marterbühne, allein wozu? Als bald darauf der gerechte Haß der Mexikaner gegen ihre fremden Tyrannen von neuem entbrannte, ward Guatimozin der Verſchwörung gegen die Spanier beſchuldigt; und Cortez, um ſchneller der Eroberung des Reichs gewiß zu ſeyn, ließ ihn, wie Pizarro den Ynka, erdroſſeln; bald darauf unterwarfen ſich alle Provinzen des Reichs dem ſpaniſchen Scepter.

So fiel denn endlich die mexikaniſche Monarchie; aber es koſtete faſt zweijährigen harten Kampf (von 1519 = 1521) und mehrere Hundert tapferer Europäer. Cortez ward zwar durch die Statthalterſchaft des von ihm eroberten Reichs, und durch mehrere Auszeichnungen belohnt, dennoch ſiegte auch über ihn zuletzt der Neid. Er ſtarb kaum noch von dem Souverain geſchätzt und gekannt, dem er unermeßliche Staaten und Reichthümer erkämpft hatte.

Es iſt überhaupt ſehr merkwürdig, wie die Eroberer der größten Reiche von Amerika den traurigſten Lohn ihrer mühſamen, gefahrvollen Arbeiten erndteten. Die

Pizarren, die Almagros kamen elendiglich um; die Alvaredos, Soto, der Eroberer von Florida, und Cortez, ſtarben entweder in Kummer, oder noch ehe ſie die Früchte ihrer Arbeiten genießen konnten; ſelbſt Columbus ließ ſeine Feſſeln mit in ſein Grab legen.

Koſtete aber die Eroberung von Mexiko mehr Zeit und mehr Menſchen, als die von Peru, ſo war dies dennoch verhältnißmäßig gegen die Größe und Bevölkerung des Reichs nur unbedeutend; der ganze Verluſt des Cortez ſtieg nämlich noch nicht auf 1000 Europäer. Wer darf dies vergleichen mit den Tauſenden, die die Mauren und Neger in Afrika erſchlugen, oder in Feſſeln legten? Dennoch ward darin kein großes Binnenland bis dahin unterjocht.

Die Geſchichte der Eroberungen der hier erwähnten größten Reiche von Amerika legt daher ein neues Gewicht in die Schaale der alten Welt; und auch ſie ſcheinen das große Reſultat zu beſtätigen: Die Natur aller organiſirten Weſen von Amerika deutet dort auf eine jüngere noch ſchwächliche Entwickelung. Hievon überzeugte uns dann noch deutlicher der Vergleich der am reichſten ausgeſteuerten Erdgürtel beider Welten.

Später als unſere Erdhälfte gieng daher wohl jene aus den Gewäſſern hervor; ſpäter ward ſie von Menſchen bevölkert. Dieſe traten dort in ein feuchtes Klima; ſie traten auf einen noch nicht hinreichend ausge-

trocknеten Boden. Ihre Natur ſelbſt fühlte bald hievon den Einfluß, und es ſcheint, als ob nur erſt nach vielen Jahrhunderten die ſtärkere Ausdünſtung, die Rückkehr der Kräfte und Talente unſers Geſchlechts dorten bewirkte.

Was für Abwechſelung die Vulkane und andere Phänomene des unterirdiſchen Feuers in dieſe Scenen hineinbrachten, wie ſich hiedurch jenes Ganze der neuen Erdhälfte ausbildete, dies mag der Geologe nach Gefallen berechnen, oder auch durch bilderreiche Phantaſie ſich ſelbſt malen, wir kehren jetzt zu der Wirklichkeit zurück. Wir wenden uns nämlich zu der genauen Betrachtung der wärmeren Theile der neuen Welt, und ſpüren beſonders den Fortſchritten nach, welche das letzte Jahrhundert in der Kenntniß dieſer Länder des dortigen Continents gemacht hat.

Florida.

Die Entdeckung von Florida enthält manches Sonderbare, welches einer Erwähnung werth ſcheint.

Als Ponz de Leon von der Inſel Porto Rico im Jahre 1512 auf Entdeckungen gegen Norden ausging, als er am Palmſonntage eine ſchöne Küſte entdeckte, die von ihm deshalb Florida genannt wurde, da fühlte er ſich zugleich von der mächtigen Wirkung des Golph

Stroms*) fortgetrieben und gab eben daher dem Vorgebirge unter 20° 22′ den Namen Cap de Corrientes (Cap des Courans).

Der reizende Anblick der Küſte und das ſeltene Phänomen des Stroms erhitzten gar leicht die Einbildungskraft der Spanier, die da ohnehin zu Ritterzügen und Rittermährchen gewöhnt, jetzt plötzlich durch Columbus eine neue Welt mit neuen Menſchen, neuen Thieren und Pflanzen hatten hervorkommen ſehen. Schon längſt trug ſich unter den Indianern von Cuba eine Sage, es gäbe auf den Inſeln Bimini (Bahama) eine Jugend-Quelle, der ſich darin badende erſchlaffte Greis werde von neuem ein nervigter Jüngling, die welke Eltermutter ein ſchönes blühendes Mädchen.

Ponz de Leon ließ ſich auch hievon hinreißen; er hielt Florida ſelbſt für die glückliche Inſel, worauf jene Feenquelle entſpränge, ſuchte daher mit Ungeſtüm in ihr Inneres zu dringen, litt von den ſtreitbaren Bewohnern der dortigen Küſte einen beträchtlichen Verluſt, und kehrte, nachdem er vergeblich dem Wunderwaſſer auf mehreren der Bahamainſeln nachgegangen war, nach Porto Rico zurück.

Indeß war dennoch Florida hiedurch entdeckt, und die Spanier ſind ſeit der Zeit faſt immer davon Beſitzer

---

*) M. ſ. Taſchenb. der Reiſen. 2. Jahrg. S. 4 u. f.

geweſen. Zwar ward es durch den Frieden von Verſailles (1762) an England übergeben, allein ſchon im Jahre 1783 trat man es von neuem an Spanien ab.

Bekanntlich theilt es der Fluß Apalachicola in West- und Oſt-Florida. Die öſtlichen Gränzen hat das Meer beſtimmt; in Norden wird es von dem Staate Georgien eingeſchloſſen, und in Weſten von Louiſiana. Hier ſcheinen, wie dies bereits zuvor gezeigt iſt,*) die Gränzen bis jetzt noch nicht genau feſtgeſetzt zu ſeyn; vielleicht werden ſie auch dereinſt gänzlich überflüſſig.

Eben wegen dieſer Ungewißheit ſcheint die Größe, welche einige Geographen auf etwas mehr als 3000 geogr. Quadratmeilen angeben, noch ziemlich unbeſtimmt.

Wegen der Lage des Landes kommt das Klima ziemlich mit dem von Louiſiana überein. Und eben daher darf man auch größtentheils hier eben dieſelben Naturprodukte erwarten. Nur Oſt-Florida endigt mit einer ſüdlichern Halbinſel, und läuft bei dem Cap Sable faſt bis zu dem 25. Breiten-Grade hinab.

Schöpf und vorzüglich Bartram haben uns Florida als ein ſehr merkwürdiges Land gezeichnet, und

*) M. ſ. den vorherg. Jahrgang dieſes Taſchenbuches. S. 206.

eine ſchöne Darſtellung von dem Reichthum ſeiner Produkte gegeben.

Florida bietet aber zugleich einen neuen Beweis dar, von der großen Kälte der neuen Welt gegen die alte verglichen. Schöpf fand den März in der Hauptſtadt St. Auguſtin (gegen 30° Br.) noch ſo rauh, daß man gern ein Kaminfeuer ertrug.

Im Januar hatte ſich ſogar in einer einzigen Nacht fingerdickes Eis angeſetzt; auch erfroren damals (1765) die Orangen und Bananen.

Wahrſcheinlich trägt die innere Bildung von Oſt-Florida vieles zu dieſer der Lage ſo wenig paſſenden Temperatur bei. Oben in Norden iſt der ſchon zuvor erwähnte*) merkwürdige Sumpf Ekanſanoka gelegen. Tiefer gegen Süden hinab ſtößt man bald auf den Johannisfluß. Dieſer merkwürdige Fluß nimmt tief gegen Süden von Oſt-Florida aus einem Sumpfe ſeinen Urſprung; indem er aber nach Nordweſten zum atlantiſchen Meere fortläuft, bildet er durch mehrere Erweiterungen beträchtliche Seen. Grantsſee und der noch größere Georgenſee, ſind hierunter die bedeutendſten. Der letzte hält gegen 4 deutſche Meilen, iſt mit

*) M. ſ. den vorherg. Jahrgang dieſes Taſchenbuches S. 55.

drei Inſeln beſetzt, die von den ſchönſten Bäumen und Sträuchern beſchattet werden, und in ihren Waldungen Hirſche, Truthühner, Bären, Wölfe, wilde Katzen, Holzratzen, Eichhörner, Ratoons und Beutelthiere beherbergen.

Hier und um den Johannisfluß überhaupt zeigt ſich die volle Schönheit der Flora dieſes Landes.

Die Kohlpalme (Areca Oleracea), die Fächerpalme, der hohe Ceibus, die prächtige Magnolie, der Seifenbeerenbaum (Sapindus), der Wachsbaum (Myrica cerifera), und die immergrünende Eiche, oft von 18 Fuß im Umfange, ſtehen hier untermiſcht mit Orangenhainen, mit dem Liquidamber, den herrlichen Papaien (Carica Papaya), der zweizelligen Cypreſſe (Cypressus disticha), in deren majeſtätiſchem Stamme ſelbſt Adler horſten, und andern trefflichen Bäumen; die ſchönblumigte Königspalme (Yucca gloriosa) bildet aber die Befriedigungen (Zäune) der neuen Anlagen und Gärten. Jene Bäume werden häufig von einer Schmarotzerpflanze, dem langhaarigten Mooſe (Tillandsia Usneoides), mit einander verbunden. Es hängt oftmals, gleich den Schiffsflaggen, vom Winde hin und her getrieben, von einem Zweige auf den andern bis auf 15 Fuß herab. Ganze Wagenladungen fallen durch eigene Schwere und Stürme zur Erde. Friſch dient dieſes Moos dem Viehe zum Futter; geröſtet wie der Flachs und wieder getrocknet, verarbeitet man aber daraus theils ſtar-

ke und ſehr dauerhafte Taue, theils ſtopft man damit Matratzen, Polſter, Stuhlkiſſen und Sättel; denn durch ſeine Elaſticität erhält es faſt den Werth des Pferdehaars.

Auch das Gewäſſer vermehrt hier den Reichthum der Flora. Die ſchwimmende Seeblume (Nymphaea Negumbo), vorzüglich aber die Muſchelblume (Pistia Stratiotes), bilden grüne ſchwimmende Ebenen, große Inſeln, die oftmals faſt eine halbe deutſche Meile in der Länge halten; und ſelbſt oft ein geübtes Auge täuſchen. Die dichte Verwickelung ihrer Wurzeln und Blätter dient zum Aufenthalt vielartiger Waſſerthiere und Vögel. Krokodille (Alligator Lacerta), Fiſchottern, Schlangen, Fröſche, Reiher, Dohlen, Raben, Brachvögel ſuchen hier ihre Beute an Fiſchen oder Inſekten. Die Schwärme der Tagesfliegen (Ephemerae) und anderer Waſſerinſekten, und die Schaaren ſelbſt großer Fiſche überſteigen faſt die Wahrſcheinlichkeit. In den Uebergängen und Verbindungen der kleineren Seen zu und mit dem größeren Georgsſee durch den Johannesfluß, gewährte dem Naturaliſten Bartram die Jagd der Krokodille auf die Lachsforellen, ein ſchreckenvolles Schauſpiel.

Ein völlig erwachſener Alligator oder amerikaniſcher Krokodill, ſagt er, iſt ein wahrhaft furchtbares Geſchöpf, von größter Kraft und ſelbſt bei einer Länge von 23 Fuß, bei einem Körper von der Stärke eines Pferdes, in ſeinem Elemente, dem Waſſer, ein pfeilſchnelles Thier.

Den ganzen Körper macht ein Panzer von hornartigen Schuppen ſelbſt für eine Büchſenkugel bis auf einige Stellen gerade hinter den Vorderbeinen, undurchdringlich. Sein Kopf, faſt drei Fuß lang, erhält durch die großen aufgeblaſenen Naſenlöcher, noch mehr aber durch zwei große ſtarke Hauer, wie Elfenbein, welche über den Lefzen unbedeckt hervorſtehen, ein gräßliches Anſehen. Schlägt das Thier die Kinnbacken zuſammen, ſo tönt es, als ſtürzte ein ſchweres Holz gegen den Boden. Oftmals ſchießt es plötzlich aus dem Schilf hervor bis zur Mitte der Gewäſſer; ſchwellt ſich auf; zieht Luft und Waſſer in die weiten Naſenlöcher; ſchwingt den ſchuppigen Schwanz und ſtößt unter ſchrecklichem Geheul, Rauch, Dampf und Waſſer hoch in die Luft.

Von ſolchen Ungeheuern fand Bartram den Verbindungskanal des kleinen Sees zum Johannesfluſſe wie mit einer Brücke bedeckt. Sie drängten ſich hier zuſammen, um ſich an dem zahlloſen Zuge großer Lachsforellen zu weiden. Es war entſetzlich, ſagt er, wie Tauſende dieſer großen Fiſche in ihren offenen Rachen zerquetſcht wurden; wie ſie den Würgern Augen und Lefzen mit den ſtarken Schwänzen, während des Zerknirſchens, vergeblich ſchlugen, und wie die Ungeheuer heulend Blut und Dampf ſtromweiſe von ſich ſtießen.

Eben dieſer Gegend verdankt man denn auch die merkwürdige Nachricht über die Neſter und über das Brüten und Erziehen des Alligators. Die Neſter des ame-

rikaniſchen Krokodills ſtanden wie Heuſchober, einem Lager gleich, auf 16 Schritte vom Ufer aufgeſtellt. Sie haben die Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels, von etwa 4 Fuß Höhe, am Grunde 5 Fuß im Durchmeſſer. Das weibliche Thier bedeckt die Erde mit einem Gemiſch von Schlamm, Gras und Kräutern. Hierüber legt es eine Schicht Eier, und darauf abermals eine Schicht jenes Mörtels etwa acht Zoll dick. So bauet es ſchichtweiſe fort bis zu der ſtumpfen Spitze der Pyramide. Das Ei ſelbſt, wovon uns neulich die Blumenbachſchen Abbildungen naturhiſt. Gegenſtände (7. Heft) eine ſchöne Zeichnung geliefert haben, war ſchon bei dem Krokodill der alten Welt für unverhältnißmäßig klein, gegen das daraus entſpringende Thier, bekannt, denn es hält etwas über 3 Zoll, nach der größten Axe. Die Schale fand Bartram dick und weißlich von Farbe.

Die Mutter bewachte ſorgfältig das Eierneſt. Sobald die junge Brut ausgekrochen iſt, führt ſie ſie zum Ufer, wie die Henne ihre Küchlein. Sie ſorgt fleißig für den Unterhalt der Jungen; legt ſich mit ihnen in die Sonne, und dieſe geben alsdann ein Geheul von ſich, wie kleine Hunde. Dieſe zuvor unbekannten Belehrungen erkaufte aber Bartram am Johannesfluß und ſeinen Seen mit vielen Gefahren. Mehrmalen war ſein Boot auf dem See ganz von dieſen Ungeheuern umgeben. Die ſtärkſten und kühnſten ſuchten es umzuſtürzen, und wenn er ſich gleich durch ſein Feuergewehr und eine ſtarke

Keule davon abhielt, ſo war er dennoch in Gefahr des ſchrecklichſten Todes. Selbſt auf dem Lande wären ſie dreiſt genug, ihm ſeine Fiſche zu rauben.

Der Johannesfluß, oder vielmehr ſein ganzes Gebiet, iſt überhaupt reich an merkwürdigen Naturſcenen. Unweit des von ihm gebildeten langen Sees findet ſich eine ſtarke Quelle von Mineralwaſſer. Es ſprudelt mit vieler Gewalt hervor, und hat ſich dadurch ein ſo großes Becken geſchaffen, daß mehrere Schaluppen darauf Platz fänden. Das Waſſer ſelbſt iſt laulicht; ſchmeckt unangenehm nach Vitriol, hat einen mephitiſchen Geruch, und belegt alles, was man hineinwirft, mit einer bläulichen Kruſte. Dennoch iſt es völlig durchſichtig und, was am meiſten zu bewundern ſteht, dies große Becken enthält einen Reichthum an eßbaren Fiſchen, nebſt Alligatoren und den räuberiſchen Hornfiſch (Esox Bellone).

In dieſen Gegenden findet ſich außer den ſchon oben angezeigten Thieren auch der ſchwarze Wolf (Lupus niger). Er iſt größer als ein ſtarker Hund, völlig ſchwarz; nur das Weibchen iſt mit einem weißen Flecke auf der Bruſt geziert.

Außer den vorhin genannten Vögeln ſieht man hier mehrere Arten Kraniche, Brachvögel, Geier (Vult. Aura und Vult. atratus) und gleichfalls den ſonderbar gebildeten Schlangenvogel, der ſelbſt den neueſten Syſtemen zu fehlen ſcheint. Es iſt ein Taucher (Co-

lymbus colubrinus cauda elongata; Snakebird, Bartram) mit einem ſehr kleinen Kopfe und ſehr dünnem aber unverhältnißmäßig langem Halſe. Die obere Seite, der Bauch und die Schenkel ſind ſchwarz. Die Bruſt milchweiß; der lange Schwanz iſt ſchwarz mit ſilberweiß punktirt. Sie ziehen während der Tageshitze hoch in der Luft über die Gewäſſer hin, oder ſie ruhen mit ſtets ausgebreitetem Schwanze in Geſellſchaften auf den über dem Waſſer hangenden Zweigen, wahrſcheinlich um die zu fangenden Fiſche zu beobachten. Nähert man ſich ihnen, dann laſſen ſie ſich lothrecht wie todt ins Waſſer herabfallen, und nur erſt nach ein paar Minuten zeigt ſich der Kopf nebſt dem ungewöhnlich langen Halſe und höchſtens die äußerſte Spitze des Schwanzes über dem Waſſer, hiedurch erhält das Thier das Anſehen einer Schlange. Viel Aehnliches hat ſicher dieſer ſonderbare Taucher mit dem Anhinga (Plotus Anhinga) von Braſilien, der gleichfalls ſeinen übermäßigen Hals zum ſchnellen Fangen der Fiſche plötzlich vorwärts zu ſchnellen vermag.

Dieſer Theil von Florida iſt aber eben wegen ſeiner vorzüglichen Produkte in den neuern Zeiten von einern andern Seite merkwürdig worden. Sobald nämlich Spanien im Jahre 1762. Florida an England abtrat, ſuchte die engliſche Regierung den Anbau des Landes auf alle Art zu befördern. Die Lage und

dortige Natur der Produkte gaben ungezweifelte Ausſichten zum Wein- und Seitenbau. Es bildete ſich eine eigene Geſellſchaft in London, welche beträchtliche Summen anlegte, um eine Kolonie Griechen und Minorkaner zum Anbau in Florida zu ermuntern.

Ein Dr. Turnbell, der da lange in Smyrna gelebt hatte, brachte durch dieſe Unterſtützungen wirklich 1500 Griechen nach Florida. Sie legten gegen 16 d. Meilen ſüdlich von Auguſtin am Musquitofluſſe, oberhalb des Caps Canaveral, eine Pflanzſtadt an, und gaben ihr den Nahmen Neu-Smyrna. Schon war eine Menge Land urbar gemacht; es gedeiheten die ſchönſten Früchte Griechenlands und Kleinaſiens; die Maulbeeren und die Trauben ließen ſich trefflich an, als der Krieg der Freiſtaaten gegen das Mutterland ausbrach. Florida kam dadurch zuletzt wieder in Spaniens Hände; viele der Anbauer von Neu-Smyrna zerſtreuten ſich bei dieſer unruhigen ſchwankenden Lage, und die ſchöne Kolonie verlohr den größten Theil ihrer Bewohner.

Sollte aber dereinſt Florida mit Louiſiana ein gleiches Glück genießen und den Freiſtaaten einverleibt werden, ſo ſieht man ſchon zum voraus, zu was für einen Grad von Proſperität es gelangen könnte. Das Klima ſelbſt iſt nämlich nicht ungeſund, und die Austrocknung der Moräſte, die weitere Urbarmachung

fruchtbare Rohrwieſen *) und Savannen würde die Güte des Klima's ſelbſt noch erhöhen.

Denn daß auch die Weſtſeite von Oſt-Florida an und gegen den Golph von Mexiko hin, jener erſten ähnlich ſieht, bezeugen die Bartramſchen Beobachtungen dieſer Gegenden. Hier fand dieſer berühmte Botaniſt, den die dortigen Indianer ſtets Puc-Puggy, den Blumenjäger, nannten, nicht nur eben jenen Reichthum der Produkte, ſondern eben die ſonderbaren Phänomene des Erdbodens.

Große Vertiefungen von lebenden Quellen ausgehölt, mit dem klarſten Waſſer angefüllt und mit den trefflichſten Fiſchen, aber auch mit Alligatoren beſetzt. Eine derſelben, das Alligatorloch (Alligator Hole), dient ſogar regelmäßig den Seekühen (Trichechus Manati) zum Aufenthalt, und wird ebendaher der Manati-Quell (Manati-Spring) benannt. **) Die Indier ſchätzen das Thier ſowohl wegen des trefflichen Elfenbeins ſeiner großen Hauzähne, als auch wegen ſeines eßbaren Flei-

*) Canebreak; m. ſ. den vorherg. Jahrgang.

**) Man ſ. nachmals die Beſchreibung des Manati und der Jagd deſſelben.

ſches ſehr hoch. Die Umgebungen dieſes großen Waſſerbeckens (Manati - Spring) beſtehen aus einer Hügelreihe, geziert mit den ſchönſten Hainen der größten Bäume, und durch das klare fiſchreiche Gewäſſer, durch die darauf ſchwimmenden kleinen Inſeln der Waſſerblumen, wird das Ganze unter dieſem ſanften Klima ein wahres Nymphäum.

Solche Baſſins bilden ſich aber noch in unſern Zeiten dort plötzlich. Ein Engländer, der zu den Krihks des Handels wegen reiſete, ward im Rücken durch ein mächtiges Rauſchen, das dem eines Orkans glich, erſchreckt. Er wendete ſich um, und ſah große Ströme aus der Erde hervorbrechender Gewäſſer, die bald mit heftigſter Erſchütterung des Bodens eine weite Ebene überſchwemmeten. Viele Fuß hoch ſprang das Waſſer aus den neueröffneten Quellen, und ſchuf, nachdem ein ſtarker Waldſtrom mehrere Tage hindurch ſich daraus ergoſſen hatte, jenes ungeheure tiefe Waſſerbecken, deſſen wir ſo eben unter dem Nahmen des Alligators-Hole erwähnten.

Das merkwürdige fruchtbare Florida iſt indeß anjetzt nur ſehr ſchwach mit Einwohnern beſetzt. Die vielen Grabhügel und Monumente, denen gleich, welche ſchon oben erwähnt ſind, zeigen, daß die Ureinwohner von Florida vormals, da der Boden nur noch mit Waldungen und Savannen bedeckt war, es dennoch im Ganzen wohl beſſer bevölkerten.

Aber Spaniens Uebermaaß von auswärtigen Beſitzungen, ſeine geringe Achtſamkeit auf diejenigen, welche nicht gerade eine große Maſſe edler Metalle erzeugen, hat auch dieſes herrliche Land bis jetzt für unſer Geſchlecht faſt nutzlos gelaſſen.

Nach einigen Angaben ſollten nur etwa 10000 Europäer dort leben. Die Originalbewohner, da ſie mit denen von Louiſiana übereinkommen, ſind ſchon zuvor beſchrieben. *)

Uebrigens iſt Florida nicht ganz ohne vorzügliche Mineralien. Es giebt dort Eiſen, Kupfer, Vitriolſalz und wahrſcheinlich noch mehrere der weitverbreiteten Mineralien.

Die Einwohner von Weſt-Florida treiben keinen ganz unbedeutenden Handel mit Cuba und andern Inſeln des weſtindiſchen Archipels. Eine der beträchtlichſten indianiſchen Städte Talahaſotshe, hat an dem St. Johannesfluß von Weſt-Florida, der ſich in den mexikaniſchen Meerbuſen ergießt, eine hohe reizende Lage. Die hieſigen Seminolen bauen Fahrzeuge, Canoes, welche oftmals gegen 30 Mann halten. Hierinnen wagen ſie es ſowohl nach Cuba, als ſelbſt nach den Bahamainſeln

*) M. ſ. in dem vorherg. Jahrgange die Nachrichten von den Krihks, Seminolen u. a.

Peltereien, gedorrte Fiſche, Wachs, Honig, Bärenfett und andere Landesprodukte gegen die dortigen Stapelwaaren zum Tauſch hinüberzuführen. Wiederum treiben die Spanier von Cuba aus keinen unbedeutenden Handel nach der Mündung des St. Marksfluſſes und in der Bay Calos.

Als Florida noch unter brittiſcher Herrſchaft ſtand, ſandte die Hauptſtadt Penſacola jährlich an Indigo, Reis, Pelterien, Fiſchen u. dgl. für 63000 Pf. Sterling, erhielt aber dagegen zurück für 97000 Pf. Sterling.

Der beſſere Anbau jener beiden zuerſt genannten Waaren, die ſo leicht zu bewerkſtelligende Aufnahme der Baumwolle, des Weins, der Seide, der Cochenille, die ohnehin dorten zu Hauſe iſt, wohl auch des Kakao, würde aber bei freiem Handel und einer darauf aufmerkſamen Regierung Florida bald zu einem blühenden Staate erheben, vorzüglich da es von vielen Seiten das Meer benutzen kann, und mehrere gute Häfen und Landungsplätze, beſonders am mexicaniſchen Buſen, beſitzt.

Nur das Anſehen, in welchem v. Paw ſteht, entſchuldigt es, daß wir Florida nicht verlaſſen, ohne wenigſtens mit ein Paar Worten der Sage älterer Nachrichten von den dort vorgefundenen Hermaphroditen zu erwähnen. Coreal, der dieſes Land um das Jahr 1667. beſuchte, hat zuletzt davon geredet. Er ſagt indeß nur

es ſolle dort viele Hermaphroditen geben; ja er geſteht ſelbſt, er glaubt dieſe als Weiber gekleidete Mannsperſonen würden wohl nur wegen ihrer Feigheit mit dieſer Kleidung geſtraft. Hr. v. Paw nahm wohl deswegen dieſe Sage von den Hermaphroditen für Gewißheit, weil er dadurch die Ausartung der Amerikaner noch deutlicher bewieſen zu finden wünſchte.

Indeß iſt es doch ſehr merkwürdig, daß eine Expedition, welche der Vicekönig von Mexiko in den Jahren 1768 — 1770. nach den Neumexikaniſchen Provinzen Sonora und Cinaloa unternehmen ließ, in dem höher nördlich liegenden Neualbion, etwa gegen den 34ten Grad der Breite viele als Weiber gekleidete und gezierte Mannsperſonen antraf. Beſonders war dies der Fall in den Ortſchaften der an dieſer Küſte gelegenen Inſeln des St. Barbarkanals.

Die weiteren Entdeckungen mögen auch dieſe Sonderbarkeit aufklären.

Jetzt gehen wir zu großen Ländern über, die da im Ganzen genommen weit unbekannter ſind, als Florida. Kein Naturaliſt hat ſie bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts durchwandert, und das Wenige, welches wir mit einiger Beſtimmtheit davon wiſſen, hat uns nur ein ſie ſchnell durchlaufender, aber gültiger Augenzeuge erzählt.

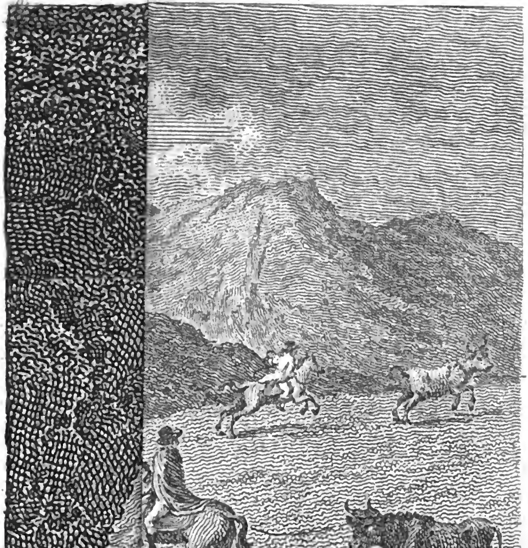
Es iſt hier die Rede von ungeheuren Ebenen, die ſich Spanien unter dem Nahmen von

Neu - Mexiko

zugeeignet hat.

Die Länder, die dieſer allgemeine Nahme befaßt, ſind aber alle die vaſten Landſchaften jenſeits des Fluſſes Adayes (des Gränzfluſſes von Louiſiana) weſtlich und ſudweſtlich gegen das eigentliche (alte) Mexiko hin gelegen. Sie trugen vormals und zum Theil noch jezt, die Nahmen Quivira, Teguaio, Pimeria, Sonora, Apacheria und ein Theil wird jezt Neu-Navarra und Neu-Biscaya genannt. Die vier nordlichſten Provinzen Sonora, Cinaloa, Californien und Neu-Navarra machen jezt eine von dem alten Mexiko verſchiedene Abtheilung unter jenen allgemeinen Nahmen aus.

Unſere Unkunde darüber iſt um deſto mehr zu bewundern, da bereits 1560 der Miſſionair Marco di Niza bis zum 40ten Breiten Grade in Quivira, von Culiacan, zwiſchen den 24ten und 25ten Br. Grade aus vordrang, auch die Spanier ſeit dieſer Zeit mehrere Preſidios und Miſſionen unter den dortigen Wilden errichtet haben. Dieſes große Gebiet von Nordamerika iſt unter den ſchönſten Himmel gelegen, hat in Weſten den Meerbuſen von Californien und das große Südmeer, in Oſten den mexikaniſchen Golph zur Einfaſſung. Dabei wird es von vielen Flüſſen, die ſich in dieſen Meeren endigen, durchſchnitten, worunter der Rio Colorado im nördlichen Californien, und der Rio Norte oder Bravo, der unter



J. A. Darnstedt sc.

1.) des dortigen Hornviehs.

UNIV. OF MICH.

en 25ten Grad der Breite ſich ins mexikaniſche Meer rgießt, ſehr große Ströme bilden.

Man darf faſt mit Gewißheit annehmen, daß beide ihren Urſprung nehmen aus dem großen Kettengebirge der kriegeriſchen Apaches und Taguas Indier, welche etwas ſüdlicher als Quivira unter Zelten wohnen und ſich, nach Laets Zeugniß, in mehrere Völkerſchaften des Nahmens Apaches theilen.

Einigen Karten zufolge gehen anjetzt die Miſſionen der Spanier am Rio Norte oder Bravo bis gegen den 38ten Breiten Grad hinauf, denn in dieſer Gegend ſoll St. Jeromimo für die Taos Nation gelegen ſeyn, die neben den Apaches Vaqueros wohnt.

Es iſt abermals der zu großen Anzahl der ausländiſchen Beſitzungen zuzuſchreiben, wenn Spanien ſolche Länder faſt gänzlich unbenutzt und unbevölkert läßt. Denn außer ihrer trefflichen Lage und Bewäſſerung weiden auch auf ihrem fruchtbaren Boden Tauſende großer Quadrupeden.

Hieher rechnete ſchon der Pater Marko di Niza die zahlreichen Heerden der Biſonten oder Buckelochſen, auch hin und wieder die ſonſt nördlicher lebenden Moſchusochſen (Bos Moschatus). Charlevoir ſagt ausdrücklich, dieſe Biſonten leben in den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Theilen von Neu-Frankreich in ſolcher Menge, daß eine Geſellſchaft von Jägern nie von ihrer Jagd zurückkommen, ohne 1500 bis 2000 Ochſen erlegt zu ha-

ben. Ebenfalls findet ſich hier in Quivira und angränzenden Ländern das wilde Schaaf, dem Marco di Niza zufolge, ein großes flüchtiges Thier mit kurzem Schwanze (wie die Argali der alten Welt); ferner der Hirſch von Virginien, wahrſcheinlich auch noch das Musthier nebſt den meiſten übrigen Quadrupeden von Louiſiana.

Aber auch an Mineralen kann ein Land, in welchem die reichen Gebirgsketten von Mexiko fortgehen, nicht arm ſeyn. Und ſo wird wahrſcheinlich das todte Foſſil bald Leben und Handel in dieſe Wüſteneien bringen. Robertſon hat dies aus einer bis jetzt nicht ſehr bekannten ſpaniſchen Nachricht, die er, da ſie in Madrid ſelbſt ſelten ſind, nur mühſam zu verſchaffen wußte, dargethan.

Die Spanier, welche ſeit langer Zeit in Cinaloa und Sonora (Neu-Navarra) angeſiedelt waren, wurden ſtets von den Indianern beunruhigt. Im Jahre 1765 litten ſie hiedurch ſo ſehr, daß der Vicekönig von Mexiko beſchloß, durch ein anſehnliches Truppenkorps dieſe wilden Nationen auf immer zu unterjochen. Dieſe militairiſche Expedition, welche nur erſt im Jahre 1771. zum Vortheil der Spanier und gänzlicher Unterjochung der indiſchen Nation beendigt war, gab Anlaß, daß viele bisher unbekannte Gegenden beſucht wurden. Bei dieſer Gelegenheit fand man bei Cineguilla in Sonora eine große Ebene, 14 Meilen in Umfang, in welcher

man nur 6 Zoll tief graben durfte, um auf ſehr anſehnliche Goldmaſſen zu ſtoßen, deren einige 9 Mark (4½ Pfund) wogen. Sie waren dort ſo häufig, daß wenige Arbeiter in kurzer Zeit 1000 Mark Gold durch bloßes Aufwühlen des Erdreichs erzielten; ja die Nachrichten von dieſer Mine bei Pecorato in Cinaloa bezeugen, daß dort eine Goldſtufe von mehr als 16 Mark 4 Unzen (alſo über 8 Pfund) gefunden und für das Cabinet des Königs nach Madrid geſandt worden iſt.

Gleich nach dieſer Entdeckung (1771) haben ſich in Cineguilla über 2000 Perſonen unter einem Magiſtrat nebſt mehreren Geiſtlichen niedergelaſſen, und da bald darauf mehrere Minen entdeckt worden ſind, ſo hat ſich dieſe europäiſche Kolonie anſehnlich vermehrt. Aber auch hierdurch iſt für unſere Kenntniß dieſer Länder, beſonders der von Quivira und Pimeria, nur wenig gewonnen.

Die Reiſe des D. Pages hat die wichtigſten Aufſchlüſſe über den öſtlichen Theil von Neu-Mexico gegeben. Dieſer beherzte Franzoſe unternahm um die Mitte des Jahrs 1767, ohne alle Gefährten, von Louiſiana aus nach Mexiko eine Reiſe von faſt 600 franz. Meilen queer durch eine ungeheure Strecke Landes, welches faſt nur allein von Wilden bewohnt iſt. Er wollte von dieſer Hauptſtadt Neu-Spaniens nach Acapulco, dem berühmten Hafen des Südmeers gehen, um von dort mit den Manilla Galioten über die Philippinen in die alte

Welt zurückzukehren. Dieſes groſse und kühne Un-
nehmen führte er glücklich aus, und hatte durch ſe
Rückkehr ins Vaterland die Welt umreiſet.

Der Theil ſeiner Reiſe, der da zu unſrer Abſi
gehört, gieng in einer Pirogue von Neu-Orleans a
dem Miſſiſippi fort. Von dort auf den in dieſen ei
mündenden Rothen Fluſs. Er eilte von den Nach
toches Indiern zu den Adaiſſern, begleitet von einem ei
zigen Neger, fand aber bei den Indianern eine zwa
dürftige, aber redliche Aufnahme. Die Spanier habe
auch hier, jedoch ſehr einzeln, Miſſionen und Preſidios
Eine ihrer vorzüglichſten Nahrung kommt von indiſchem
Korn. Aus dem Mehle deſſelben, Pynole genannt, bak-
ken die Indianer Tortillas, eine Art ſehr dünner, auf
Eiſenblech gahr gemachter Kuchen oder Fladen. Sezt
man hiezu noch etwas an der Sonne gedörrtes Ochſen-
fleiſch, ſo hat man den ganzen Proviant unſeres Wan
derers.

Die ſpaniſchen Soldaten verwildern mit der Zeit bei-
nahe ſelbſt. Dieſe Beſchützer der Miſſionaire tragen eine
Weſte ohne Aermel, Beinkleider ohne Naht, die nur
durch metallene Knöpfe zuſammenhalten, lederne Strüm-
pfe und Schuhe, an welchen das Oberleder in Streife
zerſchnitten iſt, um die Luft frei durchzulaſſen, beim Rei-
ten einen Mantel wie ein Meſsgewand; aber weder Huth
noch Hemd. Zu Pferde gleicht ihre ganze Rüſtung der
eines dürftigen Ritters der Vorzeit. Sie beſteht in ei-

ren St...

Ströme. Das Land iſt ſchön. In den Wald

Kaſtanien, ſo wie einer Art Miſpeln und viel

UNIV. OF MICH.

... wie ein ... weder Huth
Zu Pferde gleicht ihre ganze Rüſtung der
gen Ritters der Vorzeit. Sie beſteht in ei-

nem Harniſch von Hirſchfellen, einem Schilde, einem langen Haudegen und einem Karabiner; die Sporen ragen über einen halben Fuß hervor und der Fuß ruhet in einem Steigbügel, der aus einem ungeheuren eiſernen Kreuze beſteht, das gegen 50 Pfund wiegt. Dies iſt ihr militäriſcher Aufzug, in welchem ſie gegen die Mecos Indianer zu Zeiten Streifzüge thun oder die Heerden ihrer wildgewordenen Pferde auffangen; übrigens bringen ſie ihr Leben mit dem Spiele hin, erhalten täglich einen Piaſter und ſind bei aller Dürftigkeit gaſtfrei.

Die ſpaniſchen Pflanzorte liegen aber hier ſelbſt oft auf 250 fr. Meilen auseinander. Wildpret und eine Art kleiner, feiger Wölfe ſieht man haufenweiſe in dieſen unermeßlichen Wildniſſen, die dennoch vom fruchtbarſten Erdreiche bedeckt ſind.

Die Tegas, wahrſcheinlich die nach Andern ſogenannten Ticas, gleichfalls eine wandernde Nation, fand de Pages ſchön, groß, von nervigtem edlen Bau und gutmüthig. Kühn auf ihren Jagden und gegen den Feind reiten ſie faſt gänzlich nackt mit größter Feſtigkeit die wilden Pferde und feuern auf das geſchickteſte im vollen Laufe ihr Gewehr ab. Man ſetzt hier auf ſehr kleinen Flößen, die nur mit den Riemen der Pferde und Maulthiere zuſammengebunden ſind und durch einen guten Schwimmer fortbewegt werden, über die reißendſten Ströme. Das Land iſt ſchön. In den Waldungen von Kaſtanien, ſo wie einer Art Miſpeln und vielen andern

beträchtlichen Bäumen, zeiget ſich gleichfalls jenes flachenartige Moos (Tillandsia Usneoides), es wird von den Franzoſen der Spanierbart genannt; auch findet ſich dort der wilde Weinſtock. Hier leben in großer Menge wilde Ochſen, Rehe, Bären, wilde Truthühner, Kraniche, nebſt vielen andern Vögeln; und die Unbekanntheit mit unſerem boshaften Geſchlechte macht letztere ſo traulich, daß ſelbſt weiße Reiher ſich ruhig auf die Rücken der Laſtthiere ſetzen.

In St. Antonio (gegen den 30ten Br. Grade am Fluſſe Medina) findet man eine Kolonie Spanier aus den kanariſchen Inſeln. Sie beſchäftigen ſich vorzüglich mit der Viehzucht, haben oft mehr als 6000 Stück Vieh, Pferde, Maulthiere, Schaafe und Kühe, die faſt alle wild umherziehen und ſodann durch Schlingen, die die Reuter ihnen um die Beine werfen, eingefangen werden. Für ein Paar Schuh kauft man ein Pferd oder ein Maulthier.

Die hieſigen Miſſionaire fangen auf ähnliche Weiſe mit Schlingen die Indianer ſelbſt, führen ſie in die Miſſion, behandeln ſie milde, ſuchen ſie zu bekehren, geben ihnen Weiber und bilden auf die Weiſe aus ihnen friedfertige Chriſten.

Die bequemſte Art hier dem Reiſenden das Nothwendige zu verſchaffen, beſteht darin, daß er Leinengeräthe zum Umtauſch oder ſtatt Geldes bei ſich führt;

und dieſe Indianer bezeugen in ihrem Verkehr Treue und Dienſtwilligkeit.

Die weite Fläche von 80 Meilen von St. Antonio bis nach Lareda am Rio Bravo oder Grande, nach dem Miſſiſippi der größte Strom des mexikaniſchen Buſens, hält nur dornige Meſkittenwälder und Cactusarten. Von Thieren finden ſich hier Mephiten (Stinkthiere (Viverra Vulpecula oder Putorius) und der Aguti (Cavia Aguti), denn dies iſt wahrſcheinlich das Thier, welches de Pages hier unter dem Nahmen Tacouagge antraf, und dem Kaninchen der Geſtalt und dem Geſchmacke nach ähnlich fand; auch trifft man hier die Klapperſchlange.

Nur erſt nach einem gleich weiten Abſtande erreichte unſer Reiſende die erſte ſpaniſche Stadt Sartillo. Er hatte die Bergwerke von Sierra und Laiguana zu ſeiner Linken gelaſſen und war durch drei Dörfer der Indier gegangen, als er zu ſeiner Rechten den merkwürdigen Berg Caldera erblickte. Ein ſteiles, von allen Seiten wie ſenkrecht ausgehauenes Gebirg, zu dem nur ein einziger kaum zugänglicher Weg führt, hält auf der flachen abgeſtumpften Spitze eine ſchöne, fruchtbare, quellenreiche Ebene. Hierauf bringt man vieles Vieh zur Weide. Der Ertrag davon iſt ſehr einträglich, und ein einziges Haus, welches jenen Weg einnimmt, macht es den Thieren unmöglich, dieſen fruchtbaren Park zu verlaſſen. Dieſe Gegend wird von mehreren kleinen Flüſſen bewäſ-

ſert, ſie ſind, was merkwürdig iſt, mit einander ſalzhaltig.

Saltillo, die erſte ſpaniſche Stadt von dieſer Seite her, iſt gut gebauet, ziemlich groß und reinlich, hat breite Straßen, ſchöne Kirchen und öffentliche Plätze; ſie iſt mittelmäßig mit Spaniern und Indiern bevölkert. Dieſer Ort dient zur Niederlage der rohen Produkte jener wilden Länder, und die Indier tauſchen hier gegen Fleiſch, Pferde und Felle alles ein, was ſie zur Kleidung oder ſonſtigen Bedürfniſſe des Lebens für nöthig halten.

Die Gärten der Stadt liefern Feigen, Trauben, Aepfel, ja die meiſten Arten europäiſcher Früchte, und der Maguey gewährt reichlich ein ſtarkes Getränk.

Der Maguey (Agave americana L. Hexandr. Monogynia) oder die amerikaniſche Agave, da ſie in ihrem Vaterlande, im Mexikaniſchen, ſo ſtark und ſo vielartig benutzt wird, verdient hier einer genaueren Erwähnung.

Sie iſt auch bei uns unter dem Nahmen der amerikaniſchen Aloe lange berühmt und auch hinreichend bekannt. In Mexiko dient dieſe ſchöne große Pflanze zu Befriedigungen und Zäunen; denn ſie erreicht dort nicht nur eine ſehr beträchtliche Höhe, ſondern ihre ſtachlichten ſechs Fuß langen Blätter bilden durch ihre Steifigkeit eine feſte Schutzwand, während daß die ſchönen wohlriechenden gelben Blüthen drei Mo-

nat hindurch einen herrlichen Anblick gewähren. Dies iſt indeß nur einer ihrer minderen Vortheile. Man verfertigt nämlich aus den wie Hanf geröſteten Blättern Fäden, Garn und Zwirn zu Kleidungsſtücken. Der Botaniker Cluſius ſahe davon in Madrid Hemden. Der ſtarke Stengel der Blume dient beim Baue indianiſcher Häuſer als Balken und Sparren, die dürren Blätter als Schindeln, und die Spitzen oder Stacheln ſtatt der Nägel. Das Mark der friſchen Blätter giebt gekocht eine ſchmackhafte Speiſe.

Sein wichtigſtes Produkt aber iſt das Getränk der Poulchre oder Pulque. Hat nämlich die Agave eine beträchtliche Höhe, dann wird der Stamm da, wo er noch von Blättern umgeben iſt, abgehauen. In der dadurch ſich bildenden Höhlung fließt eine erſtauliche Maſſe ſüßer weißlicher Saft zuſammen und erzeugt ein geiſtiges Getränk, welches den Indianern den Wein erſetzt. Aus einer ſtarken Agave erzielt man in 6 Monaten gegen zweitauſend Pfund Saft. Dieſen ſchüttet man zur Gährung in einen eigenen Kübel, und ſetzt, um die Gährung zu befördern, ein Kraut, Ocpatli genannt, hinzu. Dieſer Aloewein oder Pulque iſt minder berauſchend, harntreibend und dient als Heilmittel gegen heftige Diarrhöen. Es iſt aber die Konſumtion davon in der Hauptſtadt erſtaunlich groß. Im Jahre 1774. wurden 63 Millionen und 800tauſend römiſche Pfunde verbraucht; und die jährliche Acciſe beträgt im Durchſchnitt auf 300tauſend

Kronen, dennoch wird ſehr viel Pulque heimlich eingeführt.

In Saltillo giebt es nur ſehr wenige Originalſpanier, auch iſt ihr Colorit ein Gemiſch von den Farben des Indiers und des Negers. Die hier angeſeſſenen Indianer führen den Namen Traſcalteguas. Sie ſind in eben dem hohen Grade thätig und arbeitſam, als die hieſigen Europäer faul; auch rühmt de Pages den Verſtand und beſonders die Redlichkeit einzelner Indier, im Gegenſatze von den hieſigen Europäern. Weſtlich und ſüdweſtlich in den Provinzen Parras und Reyno erzielt man auch Wein und Cocheníle, und der Hafen Tambuco erleichtert den Verkehr mit obigen Produkten.

Auf dem Wege von Saltillo nach Mexiko befindet ſich kaum in der Weite von 7. Meilen Quellwaſſer. Man kommt durch die Bergſtadt Charcas und ſodann zu den noch beträchtlichern Minen von St. Louis Potoſi, (wohl von Potoſi in Südamerika zu unterſcheiden.) Auch hier iſt der Indier redlich und gutmüthig. Das Land ſelbſt iſt in Lehnsherrſchaften vertheilt, deren Beſitzer in ſchönen Schlöſſern wohnen, und große Einnahme aus dem fruchtbaren Boden erzielen. Es folgen weiterhin noch zwei Städte St. Miguel del Grande und St. Juan del Rio; erſtere iſt berühmt wegen ihrer Huth- und Tuchmanufakturen; das Land umher bringt aber kein anderes Gehölz als große Cactusarten hervor.

Bereits ſeit dem Uebergang über den ſüdlichen Theil des Rio del Norte iſt man in dem

Alten Mexiko, im eigentlichen Neu-Spanien, allein nach St. Juan del Rio beginnt der Theil der Bergwerke, welcher das große Thal einſchließt, worin Mexiko gelegen iſt, in welchem, wie man behauptet, vormals 40 Städte und Dorfſchaften enthalten waren.

Schon von den Höhen über Sartillo hinaus entdeckt man einen großen See, in deſſen Mitte die Hauptſtadt gelegen zu ſeyn ſcheint. Am Fuße des Gebirges ſtößt man auf eine ſehr anſehnliche Ortſchaft Noſtra Senora di Guadelupe, und von hier läuft eine ſchöne Waſſerleitung nebſt einer trefflichen Chauſſee 100 Fuß breit und eine fr. Meile lang zur Hauptſtadt. Vier ähnliche Dämme führen dazu von den übrigen Richtungen her. Dem Reiſenden, der von der Oſtſeite von Vera Cruz nach der Hauptſtadt geht, iſt aber die Anſicht nicht minder ſchön. Bereits 40 fr. Meilen von ihr bei Perotte bilden, dem Aſtronomen Chappe zufolge, die rauhen Gebirge dadurch, daß ſie ſich einander bald nähern, bald wieder von einander entfernen, anſehnliche reizende Thäler, und ein guter Weg führt mitten durch ſie zur Metropole.

Zehn Meilen (lieues) weiter kömmt man nach St. Yago, welches ſich nur zwei Meilen von dem berühmten Pic von Orizava befindet. Chappe fand dieſen ſtets mit Schnee bedeckten Vulkan dem Pic von Teneriffa ſehr ähn-

lich. Die Indianer nennen ihn Sitlatepeil, weil ihn die leuchtenden Ausdünſtungen ſeines Craters einem untergehenden Sterne in der Ferne ähnlich erſcheinen laſſen. Er ward bis dahin für den höchſten der mexikaniſchen Berge gehalten. Aber Hr. v. Humbold, deſſen ſeltne Talente und Kenntniſſe, vereint mit dem glühendſten Eifer für die Wiſſenſchaften, die Naturkunde in wenigen Jahren vielleicht um ein halbes Jahrhundert vorwärts gerückt haben, maß dieſen Vulkan trigonometriſch, und fand ihn dennoch niedriger, als den zuvor erwähnten Vulkan Popokatepec.

Mexiko, die Hauptſtadt von Anahuac, ſo hieß dieſes Reich, als es vormals noch hauptſächlich auf das Thal von Mexiko beſchränkt, ſeine vornehmſten Städte auf kleinen Inſeln oder nahe am Waſſer gelegen waren, iſt jetzt eine der vorzüglichſten Städte der Welt.

Die Einfaſſung dieſes großen Thals durch das hohe Gebirge, und beſonders die beiden Seen nebſt der großen Stadt, gewähren einen äußerſt intereſſanten Anblick. Die Seen von Chalco und Tezenco bilden gleichſam miteinander ein Hufeiſen. Beide hangen vermittelſt eines natürlichen Kanals untereinander zuſammen. Sie hatten vormals einen großen Umfang; Clavigero ſetzt ihn auf 90 Meilen; allein da man in neueren Zeiten zur Verhütung der Ueberſchwemmungen das Gebirge Sincoq mit dem großen Aufwande von 6 Millionen Piaſtern durchbohrte, haben ſie abgenommen.

Die geographiſche Lage der Hauptſtadt iſt nur erſt in unſern Tagen richtig beſtimmt. Ihre Breite iſt ſchon zuvor angegeben. Die Länge vom Meridian von Paris hatte man noch vor wenigen Jahren auf 102° 25′ 45″ weſtl. beſtimmt; die neueſten Meſſungen ändern ſie auf 101° 21′ 55″ ab.

Bei dieſer Gelegenheit verdient es wohl für die Fortſchritte der Geographie bemerkt zu werden, daß die Beobachtung des Durchgangs der Venus in Californien am 3ten Junius 1769. zu einem wichtigen Reſultate geführt hat.

Der berühmte Chappe d'Auteroche ging in dieſem Jahre über Mexiko nach Californien, um dort den Durchgang zu beobachten. Er ward zwar ein Märtirer ſeines Eifers für die Aſtronomie, allein die Erdkunde war glücklich genug, von ihm eine der lehrreichſten Obſervationen kurz vor ſeiner tödtlichen Krankheit beendigt zu ſehen. Dies war die genaue Beſtimmung der Länge von St. Joſeph auf Californien. Sie war bis dahin zu 115° 14′ weſtl. von Paris angenommen; Chappe beſtimmte ſie zu 112° 2′ 30″; alſo 11½ Min. über drei ganzer Grade minder.

Um ſoviel ward hiedurch Californien, mithin Amerika ſelbſt auf den Karten an Europa näher hinangerückt. Wie wichtig iſt die Aufdeckung eines ſolchen Fehlers für die Nautik! Wie manches Schiff mag bereits, durch jene unrichtige Angabe verleitet, von Californiens Kü-

ſten ſich viele Meilen entfernt geglaubt haben, während es bereits dort an den Felſen und Rieſen ſcheiterte! Selbſt der Handlung liegt mithin ſehr an der Vervollkommnung der aſtronomiſchen Erdkunde; doch wir kehren jetzt zu der Hauptſtadt von Mexiko zurück.

Sie iſt längs des Sees erbauet, von vielen Kanälen durchſchnitten und die Häuſer ruhen auf Pfahlwerk. Die breiten, ſchnurgeraden Gaſſen, die ſich faſt alle rechtwinklicht durchſchneiden, die trefflichen Alleen, das milde Klima, die großen Seen, die Umgebung von einer großen Menge indianiſcher Dörfer und von jenen majeſtätiſchen Schneegebirgen; alles dies zuſammen genommen, macht ſie zu einer der merkwürdigſten und ſchönſten Städte der Erde.

Dabei iſt die Bevölkerung beträchtlich; ſie ſteigt auf 150000 Menſchen; die Häuſer ſind gut gebaut und alle numerirt, die Kirchen ſind ſchön. Außer dem Pallaſt des Vicekönigs (Vizrey) verdient beſonders die hieſige Münze bemerkt zu werden. Man ſoll darin jährlich gegen 14 Millionen Piaſter ausmünzen.

Freilich hat hier lange die Inquiſition barbariſch gehauſet; denn Chappe erwähnt noch 1769. des Quemaderos, d. i. des Orts, worin die Juden verbrannt wurden. Innerhalb vier Mauern hat man Oefen angelegt, welche von unten geheizt werden, und worauf ſodann dieſe Unglücklichen zum Verbrennen lebendig geworfen wurden. Indeß wird die zunehmende Kultur auch wohl

dieſem Unſinn ein Ende machen. Denn jezt verbreiten ſchätzbare ſcientifiſche Anſtalten die vielfachſten Kenntniſſe. So findet ſich hier ein botaniſcher Garten, und eine eigene Anſtalt zum Studium mexikaniſcher Pflanzen iſt, Hrn. v. Humbolds Nachrichten zufolge, mit den trefflichſten Zeichnern verſehen; eine Bergſchule, die der berühmte Mineraloge d'Elhuar ſchuf; die Mahler-, Kupferſtecher- und Bildhauerakademie, und de Pages behauptet, daß die Indier ſich mit dem glücklichſten Erfolg der Malerei und Bildhauerkunſt widmen.

Außer einer ſpaniſchen Comödie gehören hier hohes Spiel, Wetten bei Hahnenkämpfen und Stiergefechten, zu den Vergnügungen der Einwohner. Der Luxus iſt bei den Reichen ſo übertrieben, daß das Silber ſelbſt zum Beſchlagen der Pferde und der Kutſchenräder verwendet wird. Die Bedürfniſſe des Lebens ſind aber unter dieſem ſchönen Himmel wohlfeil; der thätige Indier führt ſie zu einem geringen Preiſe auf 200 Meilen weit zur Stadt. Nur fremde Kleidungsſtücke ſind koſtbar. Vorzüglich zeigt ſich die Pracht in Gold- und Silberarbeit, und am Tage der Gedächtnißfeier der Eroberung von Mexiko ſtellt jede Privatperſon ſeine koſtbaren Meublen vor dem Hauſe zur Schau. Am meiſten ſind aber die edlen Metalle und Steine in den vielen Kirchen verſchwendet, deren Mexiko nach Einigen 29 zählt ohne die der 40 Klöſter. So hält z. B. die Cathedralkirche eine einzige Lampe von maſſivem Silber, in welcher drei Men-

ſchen zum Reinigen auf einmal Platz haben; die Löwenköpfe und ähnliche äuſſere Verzierungen ſind daran von dichtem Golde.

Neben dieſem ungeheuren Luxus ſieht man denn freilich auch die bitterſte Armuth in den niedern Ständen, und mit ihr zeigt ſich Ausſchweifung aller Art im höchſten Maaße.

Unter die angenehmen Merkwürdigkeiten von Mexiko gehören unſtreitig die ſchwimmenden Gärten. Nur die Natur ſelbſt konnte dieſer Hauptſtadt einen ſo überraſchenden Vorzug zugeſtehen. Sie nahmen bereits in den dürftigſten Zeiten ihren Urſprung. Als nämlich die Mexikaner zu Anfange des 14ten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuan und Tepanecan unterjocht und auf ihren See eingeſchränkt, faſt ohne Land ſich gezwungen ſahen, ſich künſtliches Ackerland zum Unterhalt zu verſchaffen. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfspflanzen flocht man zu einer großen Hürde, verband ſie noch dichter durch leichtes Geſträuch und bedeckte dieſes alles mit fruchtbarem Erdreich. So übergab man dies Ganze dem Waſſer, bepflanzt mit Maiz, großen Pfeffer und Küchenkräutern. Dies waren die erſten Felder, welche auf dem See ſchwimmend dem Mexikaner ſeine dürftige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexiko mächtig und groß ward, verwandelten ſich die ſchwimmenden Ackerfelder in Luſt- und Blumengärten. In dieſer Geſtalt, ſagt Clavigero, dienen ſie noch anjetzt den Reicheren zum

Vergnügen. Mit den wohlriechendſten, ſchönſten Blumen bepflanzt, treiben dieſe Luſtgefilde auf dem weiten See mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieſer Art haben in ihrer Mitte einen ſchattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen und Sturm zu ſchützen.

Will der Eigenthümer, der Chinampa, ſie fortbewegen, dann wirft er ſich oft nur allein, oder wenn die Maſſe zu groß iſt, mit mehreren in ein kleines Boot und fährt den Garten dahin, wo es ihm gefällt. Täglich kommen eine große Anzahl Fahrzeuge mit den herrlichſten Blumen und Kräutern, die auf den ſchwimmenden Gärten gezogen ſind, durch den Kanal in die Stadt zu Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf dieſem fruchtbaren, ſtets hinreichend befeuchteten Boden unter dem milden Himmel.

Unter mehreren beträchtlichen Städten und Ortſchaften Neu-Spaniens ſey es erlaubt, nur auf einige beſonders achtſam zu machen. So iſt z. B. das anſehnliche Puebla de los Angelos (Engelsburg) als der Mittelpunkt des Kunſtfleißes anzuſehen. Hier finden ſich eine Glashütte, Fayence- Gewehr- Tuch- und Baumwollenfabriken, auch verfertigt man Treſſen und Stickereien.

Guanaxuato iſt bei ſeiner beträchtlichen Bevölkerung von 50000 Menſchen als Bergſtadt berühmt. Sie liegt

in einem engen Keſſel und ihre Bergwerke ſind weit reicher, als die vom ſüdlichern Potoſi.

Guatimala, die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz, verdient wegen ſeiner Lage und Schickſale bemerkt zu werden. Zwei Berge, wovon der eine noch jetzt ein Vulkan iſt, der andere aber wahrſcheinlich gleichfalls vormals Feuer auswarf, manchen Guatimala eben ſo unſicher als merkwürdig. Schon in den früheſten Zeiten ſtürzte Guatimala durch die Erſchütterung der Vulkane zuſammen. Gage bezeugt (im Jahre 1630.) daß bereits 1534. die Lage der Stadt wegen einer Erſchütterung habe müſſen verändert werden, und daß man ſeit dieſer Zeit das höher bergan gebauete Guatimala die neue Stadt nenne. Damals ſoll das eine Gebirge, welches jetzt ſo ruhig und ſchön begrünt daſteht, einen großen Strom von Waſſer ausgeſpieen haben. Jetzt nenne man ihn, aber nicht wegen des von ihm ausgeworfenen Waſſerſtromes, ſondern wegen der vielen aus ihm entſpringenden Quellen und Bäche, den Waſſerberg, im Gegenſatze von dem andern, den man wegen der häufigen Ausbrüche von Dampf, Feuer und Lava, den Feuerberg benennt. Indeß ſcheint dieſe Stadt ein ähnliches Schickſal mit einigen Städten am Aetna und Veſuv zu haben; denn die Veränderungen durch den Vulkan dauren bis auf unſere Zeiten fort. Am 7ten Junius des Jahrs 1773. ward die Stadt faſt gänzlich vom Erdbeben verſchlungen; 8000 Familien wurden davon ein Opfer;

dennoch hat man ſeitdem ein neues Guatimala in einem geringen Abſtande von dem ehemaligen erbauet, und die Volksmenge iſt auch darin bereits beträchtlich.

Ueberhaupt iſt aber Neu-Spanien reich an Vulkanen und ſtets den Erdbeben ausgeſetzt.

Clavigero zählt fünf lebendige Feuerberge ohne die der ſüdlichern Provinzen darunter zu rechnen; und wir dürfen jetzt den gültigſten Aufklärungen hierüber entgegen ſehen, da unſer berühmte Landsmann von Humbold auch dieſe Phänomene zu einem vorzüglichen Gegenſtand ſeines Forſchungsgeiſtes gemacht hat.

Außer den zuvor bereits benannten Vulkanen iſt aber unſtreitig der Berg Yuruio, in den Ebenen gleiches Nahmens gegen das Südmeer hin unweit Guanato, in der Provinz Mechocoan, einer der außerordentlichſten. Man ſahe dort vormals nur einen kleinen Hügel unweit einer Zuckerplantage. In einer einzigen Nacht, dem Clavigero zufolge, den 29ten Septbr. 1760., geſchah unter dem heftigſten Erdbeben der ſtärkſte vulkaniſche Ausbruch. Die Plantage und das Dorf Guacana wurden mit Aſche und Lava bedeckt; es erhob ſich aber zugleich in dieſer einzigen Nacht ein Vulkan von 1494 Fuß lothrechter Höhe aus dem Grunde. Herr von Humbold bemerkte daran noch jetzt mehr als 2000 dampfende Oeffnungen. Hier zeigte ſich alſo ein Phänomen, das zwar der Entſtehung des Monte Nuovo in unſer Hemiſphäre ähnlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß bei uns die

Natur die doppelte Zeit gebrauchte, um ein weit kleine-res Gebirge hervorgehen zu laſſen.

Wahrſcheinlich gehört zu obigen Phänomenen die berühmte Ponte di Dio oder Gottesbrücke, etwa 100 Meilen ſüdlich von der Hauptſtadt bei dem Dorfe Mol-Carac. Vermuthlich riß ein Erdbeben eine große Maſſe eines benachbarten Gebirges fort und warf es dort zufällig über den tiefen Fluß Atoyague. Hier dient es anjetzt zu einer ſtarken Brücke, worüber Kutſchen und andere Wägen ſicher hinüberfahren.

Einige Häfen und Landungsplätze, die da in Rückſicht des Handels dieſes reichen Landes am wichtigſten ſind, mögen die Bemerkungen über verſchiedene ausgezeichnete Ortſchaften von Neuſpanien beſchließen.

Für den Golph von Mexiko zeigt ſich hier vorzugsweiſe als Handelsplatz Vera Cruz. Dieſer Ort verdankt, wie dies bereits zuvor angeführt iſt, ſein Daſein dem Eroberer von Mexiko. Allein das heutige Vera Cruz iſt nicht mehr auf dem erſten Flecke der Erbauung. Es heißt daher auch eigentlich das neue Vera Cruz, und liegt unter 19° 11′ 52″ Br. und 98° 21′ 45″ weſtl. von Paris.

Der Hafen hat nördlich unfruchtbaren beweglichen Sand und weſtlich ungeſunde Moräſte. Er iſt zugleich den heftigen Windſtößen aus Norden ausgeſetzt und eben daher unſicher. Dabei zeigt ſich längs der Küſte von Vera Cruz eine ſehr beträchtliche Menge großer Baum-

ſtämme, welche von dem Miſſiſippi in dem mexkaniſchen Meerbuſen geſchwemmt, durch den berühmten Strom von Bohama getrieben, ſich hier in dem Sande feſtſetzen. Dieſer Hafen wird nur durch zwei Baſtionen beſchützt; allein zur Vertheidigung der Stadt liegt 400 Toiſen von der Stadt auf einer kleinen Inſel das Fort St. Johan d'Ulloa.

Die Stadt ſelbſt leidet ſehr von den unfruchtbaren Umgebungen; denn die Winde, welche über die nördliche dürre Sandwüſte nach Mexiko hinwehen, erzeugen oftmals ſolche Sandwirbel, daß alle Häuſer davon bedeckt werden und das Athmen erſchweren, dabei iſt dieſer Sand mit vielem trocknen Salze vermengt.

Vera Cruz hält etwa 700 Toiſen im größten Durchmeſſer; alle Häuſer ſeiner graden Straßen ſind von guten Steinen erbauet, allein die Kirchen ausgenommen, ſo iſt das Uebrige der Stadt ſelbſt nur ſchlecht gebauet.

Die Einwohner, ihre geſammte Anzahl ſteigt nur auf 8000, ſchildert Menonville als indolent und beſonders bei ihren, durch den Handel erworbenen, großen Reichthümern ſtolz.

Es gab damals (1777.) in der kleinen Stadt Vera Cruz acht Häuſer, jedes zu einer Million Piaſter.

Das Frauenzimmer lebt zwar ſehr eingezogen, trägt aber bei einem einfachen Anzuge ſehr viel Gold und

Juwelen, und ſoll der Galanterie dabei ſehr ergeben ſeyn.

Die Vergnügungen ſind hier beſchränkt. Die Zuſammenkunft auf der Neogorei, einer Art von Kaffeehauſe, und die Nachahmung der Stiergefechte für die geringere Volksklaſſe, wechſeln mit den bizarreſten, lächerlichſten Proceſſionen und Umherziehen einzelner Büßenden ab.

Vera Cruz iſt aber der wichtigſte Handelsplatz von dem ganzen ſpaniſchen Amerika. Es iſt, ſo drückt ſich ein Engländer darüber aus, das natürliche Centrum der Schätze von Amerika, das Magazin der geſammten Maſſe aller Produkte, die von Neu-Spanien ausgehen und aller Waaren, die Europa dagegen liefert; und da es gleichfalls über Mexiko von Acapulco die Produkte der Philippinen erhält, ſo vereinigt es gleichſam alle drei Welttheile. Vorzüglich lebhaft iſt der Hafen alle zwei Jahr, wenn die ſpaniſche Flotte (Flota) hier die aus Cadix kommenden europäiſchen Waaren abſetzt und dafür Gold, Silber, Cochenille, Häute, Vanilla, Indigo, Jalappa und andre Produkte dieſer reichen Gegend nach Spanien zurückführt.

Von Vera Cruz gehen ſodann die Waaren aus Europa zu Lande zum weiteren Vertheilen durch ganz Mexiko nach Xalapa. Dieſe kleine Stadt, welche ſich an einen Berg lehnt, iſt ziemlich gut und maſſiv gebauet. Im März wird nach der Ankunft jener ſpaniſchen Kauffar-

theilflotte alle zwei Jahr hier eine Hauptmeſſe für ganz Neu-Spanien gehalten; und alle Waaren, welche für die Hauptſtadt beſtimmt ſind, werden auf einer guten Chauſſee über das Gebirge dorthin geführt. Mexiko zahlt das meiſte in gemünztem Silber, denn ungemünzt darf nichts ausgeführt werden. Es iſt hiebei ſonderbar genug, daß die Verletzung des Münzreglements mit dem Tode beſtraft wird, da man dagegen den Mörder nur in das Gefängniß wirft.

Ein zweiter Handelsplatz am mexikaniſchen Meerbuſen führt mit der ſo merkwürdigen großen Küſte und dem daranſtoßenden Buſen ſelbſt gleichen Namen. Dies iſt Campeche, oder wie es beſtimmter heißt, St. Franciſco di Campeche.

Die Stadt, obgleich mit Steinen erbauet und mit geraden Straßen verſehen, iſt dennoch unbedeutend. Sie hat etwa 600 Toiſen im Quadrat; ein Tauſend Indianer bewohnen ein Pueblo oder Dorf als Vorſtadt; die Stadt ſelbſt hält aber gegen 3000 Menſchen, die Beſatzung mit einbegriffen. Es iſt unbegreiflich, wie auf einem Handelsplatze das Geld ſo rar ſeyn kann, daß man ſich ſogar der Cacaobohnen ſtatt der Münze bedienen muß.

Dieſe ganze Küſte iſt dann bekanntlich wegen des trefflichen Färbematerials, des Blauholzes oder Campecheholzes, welches dort in großer Menge wächſt, ſo berühmt; von den Engländern wird es Logwood genannt.

Die anſehnlich vertiefte Campechebay, der Stapelort des Blauholzes, nimmt ihren Anfang beim Cap Conducedo (21° Br.) und läuft bis zum bergigt hervorragenden Cap St. Martin, etwa 120 Meilen weit fort. Der Boden iſt ſandigt und an übrigen Gewächſen unfruchtbar; doch findet man dort gutes Waſſer und unweit des Meers einen geſalzenen Teich. Das Salz ſchießt durch die Sonne an, und die Indianer häufen dann große Salzſtücke pyramidenförmig auf, bedecken ſie mit Gras, zünden dies an und erzeugen hiedurch eine ſo feſte Rinde, daß ſie dem Regen widerſteht.

Der Baum des Blauholzes macht ein eigenes Geſchlecht beim Linné unter den Decandr. Monogam. Er nennt ihn Haematoxylon (Blutholz) Campechianum. Er wird nur etwa 16 bis 20 Fuß hoch; der Stamm iſt gewöhnliche krum und mißgeſtaltet, ſelten dicker als ein Mannsſchenkel; die Zweige ſind unregelmäßig und mit Stacheln beſetzt; die gefiederten Blätter beſtehen aus 2 bis 4 Paar kleinen eyrunden, gezähnten Lappen. Die Blumen ſind blaßgelblich und wachſen traubenförmig; ſie haben einen purpurrothen Kelch, und dieſer ſowohl als die Krone beſteht aus 5 Blättchen.

Den wohlriechenden Blumen folgen als Früchte länglichte Hülſen oder Schoten, welche zwei bis drei nierenförmige Samen enthalten.

Der Nutzen des Baums iſt dreifach. Das Blatt dient als Arzneikraut zu Fomentationen, auch erwärmt

es den Magen und bewirkt die Secretionen, wie das Malabatrum.

Die Frucht, der Kern oder Saamen iſt gewürzartig. Lemery glaubte, die Gewürzhändler verkauften es unter dem Namen des Wunderpfeffers. Die Franzoſen ſollen dieſe Eigenſchaft zuerſt benutzt haben, und jener franzöſiſche Arzt behauptet, es vereinige in ſich beinahe die Kräfte des Zimmts, der Muskatnuß und der Gewürznelke; ihm zufolge iſt es im hohen Grade ſtärkend und erfriſchend.

Indeß ſcheint es, daß die Beſchreibung, welche Lemery von dieſer Frucht giebt, nicht mit der obigen Beſchreibung der Kerne des wahren Campecheholzes paßt; hatte ſich doch Linne ſelbſt anfangs getäuſcht, und die Cäſalpinia Sappan für das wahre Färbeholz gehalten. Indeß iſt dennoch ſtets der Saame des wahren Campecheholzes aromatiſch und ſtärkend.

Der dritte, der Hauptnutzen, und hierin kommen alle Nachrichten überein, gehört dann dem Holze ſelbſt. Dieſes hat, ſobald es alt genug iſt, eine ſo ſtark färbende Eigenſchaft, daß es das Waſſer, worin es eine Zeitlang gelegen, in eine brauchbare Dinte umſchafft. Durch die Färbekunſt wird es aber ein Hauptſtoff zum ſchönſten Blau (z. B. Königsblau) violet, roth und purpurfarben, je nachdem die Wolle zuvor mit andern Ingredienzen und Beizen, z. B. mit Alaun, Weinſtein, Zinn- und Wismuthauflöſungen u. dgl. vorbereitet iſt.

Dieſer hohe Werth und die große Menge, welche die Natur an den Küſten von Campeche und Honduras darbietet, iſt dann die Urſache, daß dieſe Holzart mehr als einmal blutige Zwiſtigkeiten, beſonders ſeit dem Jahre 1670., unter den beiden großen Handelsnationen, den Engländern und Spaniern, veranlaßt hat. Der Urſprung eigener engliſcher Etabliſſements an jenen Küſten ward auf folgende Art veranlaßt.

Als die Engländer 1655. unter Cromwelln Herren von Jamaika geworden waren, kreuzten in den damaligen Kriegen mehrere engliſche Caper längſt dieſen ſpaniſchen Küſten. Ein gewiſſer Capitän James nahm einſtens einen großen ſpaniſchen Kauffahrer, der nur allein mit Blauholz beladen war. Er führte ſeine Priſe nebſt ihrem Holze zum Verkauf nach London, und war nicht unangenehm in Verwunderung geſetzt, da er das Holz zu einem ſo hohen Preiſe bezahlt erhielt. Dies machte die übrigen engliſchen Caper aufmerkſam. Man errichtete eigene Etabliſſements zum Holzfällen an der Küſte von Honduras, beſonders an der Mündung des Fluſſes Baleſe oder Balize;*) man erbauete eigene Forts die-

*) Die beiden Küſten, die von Campeche und Honduras, ſo wie dieſer Fluß Balize, finden ſich auf der Karte von Weſtindien im 2ten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs.

ſen Handel gehörig zu betreiben und zu ſchützen. Bald ſtieg hier die Anzahl der engliſchen Coloniſten auf 1700 Holzfäller, und ihr Hauptort nannte ſich Triſte, auf der Inſel dieſes Namens in der Bay von Campeche ſelbſt. Auch ward dies Unternehmen ſo einträglich, daß einzelne Holzfäller ſich ein Vermögen von 30000 Pf. Sterling erwarben.

Die engliſche Regierung ward indeß von dieſen Coloniſten beſchuldigt, ſie nicht hinreichend gehegt und geſchützt zu haben, da ſie doch bewieſen, daß ſeit ihrer Anſiedlung der Handel in den Jahren 1713. bis 1716. jährlich auf 60000 Pf. Sterl. betragen habe, obgleich daneben zum Vortheil der Färbereien der Preis der Tonne Blauholz von 40 Pf. Sterl. bis auf 16 Pf. Sterling herabgebracht ſei. Hieraus erhellet, wenigſtens zum Theil, die Wichtigkeit dieſes Handels, obgleich ich keine Beſtimmung des Verkehrs, den die Spanier damit machen, habe auffinden können.

Nach vielfältigen Zwiſtigkeiten und Veränderungen in den Traktaten zwiſchen den engliſchen und ſpaniſchen Regierungen, haben nun die Engländer nur die Erlaubniß, dort Holz fällen zu dürfen.

Im Vorbeigehen darf hier der zunächſt an der Campechebay nahe gelegenen Landſchaft Tabaſco erinnert werden. Sie war die Küſte, woſelbſt die Europäer jenes ſtinkende, jetzt ſo wichtige Kraut, den Tabak, kennen lernten. Hievon trägt er noch jetzt den Namen.

An dem dieſem Buſen gegenüberliegenden Meere, welches in Weſten Neu-Spanien beſpühlt, an dem gro-ßen Südmeere bietet ſich uns ein für den Handel ſehr merkwürdiger Ort dar, nämlich Acapulco. Dieſer Ort, (er liegt unter 17° nördl. Br. und 102° 19′ 30″ Länge von Paris) iſt von Natur zu einem wichtigen Hafen gebildet; es ſcheint, Hrn. von Humbold zufolge, ein ſchönes Baſſin wie in Granitfelſen gehauen zu ſeyn; auch übertrifft er alle übrige ſpaniſche Häfen längs dieſer Küſte. Mehrere hundert Schiffe liegen darin ſicher und bequem neben einander.

Die Stadt, welche an ſeiner Nordweſtſeite gelegen iſt, hat an dem einen Ende eine Plattform mit vielen Kanonen und an der Oſtſeite ein ſtarkes Fort zur Vertheidigung.

Uebrigens iſt Acapulco vielmehr ein Flecken zu nennen, als eine Stadt; ſie iſt ſchlecht gebauet und hat ſehr unfruchtbaren Boden. In ihrem Hintergrunde iſt ſie faſt ringsumher mit Gebirgen umgeben, worunter es mehrere Vulkane giebt. Hiedurch erzeugen ſich dann häufig Erdbeben; de Pages erfuhr während der wenigen Tage ſeines dortigen Aufenthalts drei Erderſchütterungen. Die Bevölkerung iſt geringe; ſie beſteht faſt lediglich aus Negern. Ob ſich gleich auch an dieſer Küſte ſchöne Perlen wie an der von Californien finden, ſo hat dies dennoch die Spanier noch weniger in Bewegung zu ſetzen vermocht, als dort.

Freilich können ſo mühſam und ſo ſpärlich zu erwerbende Schätze nicht leicht Menſchen reizen, die oftmals ſehr viele Millionen vor ihren Augen zuſammengehäuft ſehen. Ein ſolches Schauſpiel gewährt allerdings die berühmte Meſſe in Acapulco zur Zeit des merkwürdigen Austauſches der Reichthümer beider Welten.

Im December, oder auch einige Wochen ſpäter, bringt nämlich die große Manilla Galeote, von 1000 bis 1200 Tonnen, zu Zeiten begleitet von einer Fregatte, die 20 bis 30 Kanonen führt, die Waaren der Philippinen und anderer Theile Oſtindiens in dieſen Hafen ein. Die Ladung beſteht hauptſächlich in oſtindiſchen Gewürzen, ferner in Bezoar, Ambra, Moſchus, orientaliſchen Perlen, vielen Arten oſtindiſcher Baumwollenwaaren, ſeidenen Zeugen, Goldſtaub und Goldſtangen. Der Betrag beläuft ſich weit über 100tauſend Pfund Sterling.

Dieſe Schiffahrt von Manilla aus queer über das Südmeer iſt langwierig und oft aus Unkunde gefährlich. Man landet höchſtens auf einer der Ladronen, und ſegelt ſodann gegen 3000 Seemeilen (leagues) durch den offnen großen Ocean.

Dafür gewinnen denn auch die ſpaniſchen Seeleute erſtaunlich. Man rechnet, daß dem Schiffskapitain der Gallione 40tauſend Piaſter, dem Steuermann die Hälfte

und ſo herab bis auf den ſimplen Matroſen bei einer ſolchen Hin- und Herfahrt, zu Theil werden; letzterer ſoll ſogar bis auf 1000 Piaſter gewinnen.

Etwa gegen eben die Landungszeit der Gallione trifft auch gewöhnlich das jährliche Schiff von Lima im Hafen von Acapulco ein. Es führt an Silber auf 2 Millionen Piaſter, außer den vielen Queckſilber, Cacao und anderen Produkten von Peru, wovon wir nachmals verſchiedenes beſonders zu erwähnen Gelegenheit haben werden. Ueberdies kommen noch mehrere einzelne ſtark beladene Kauffahrer aus Peru und Chili zu ſelbiger Zeit hier zuſammen, und theils oſtindiſche, theils europäiſche Waaren einzuhandeln.

So entſteht mithin in dieſem elenden Flecken eine Meſſe, wie ſie ſchwerlich in irgend einer der größten Handelsſtädte der Welt vorhanden iſt. Sie dauert gegen 4 ganzer Wochen; und nach ihrer Beendigung ſegelt die Gallione weit ſchneller nach Manilla, weil ſie auf einer großen Strecke der Rückreiſe mit ſtetigen Winden ſegelt. Ihre Ladung iſt oftmals 6 Millionen Thaler an edlen Metallen nebſt einem geringen Werth an ſonſtigen Produkten der neuen Welt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die mit Spanien im Krieg verwickelten Seemächte auf ſo reiche Ladungen ein ſtrenges Auge haben, und daß es ihnen, z. B. den Engländern, nicht ſehr

ſchwer werden kann, ſich ſo überladener, großer, übel-manövrirender Schiffe zu bemächtigen. *)

Die nach Europa beſtimmten Waaren der Philippinen und der Provinzen von Südamerika gehen ſodann über Mexiko zu Lande nach Vera Cruz, während daß die Schiffe von Lima und den übrigen Seeſtädten von Südamerika die Güter von Europa und Aſien ſchneller in ihr Vaterland führen. Gleich nach dem Ende dieſes erſtaunlichen Jahrmarkts wird Acapulco wiederum leer und ſinkt zu einem dürftigen Städtchen herab.

Dies wird hinreichen, um einen Ueberblick von der temporairen Wichtigkeit dieſes Handelsorts und von der Größe des dortigen Handels ſelbſt zu geben.

Jetzt iſt es noch übrig, die Produkte der organiſirten Natur von Neuſpanien ſelbſt, im Allgemeinen näher kennen zu lernen, denn ſie ſind es hauptſächlich, welche dieſen erſtaunlichen Umſatz und dieſes große Verkehr mehrerer Welttheile unter einander bewirken.

Schon der Himmelsſtrich, unter welchen Neuſpaſpanien gelegen iſt, ſagt uns, daß hier faſt alle Produkte Weſtindiens zu Hauſe ſeyn werden, und daß es nicht ſchwer fallen könne, mehrere Naturgaben der heißen Zone der alten Welt hieſelbſt einheimiſch zu machen.

---

*) M. ſ. hierüber Anſons Leben im 1ſten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs. S. 258. u. f.

Befremdend mußte es allerdings den Spaniern bei ihrem erſten Eintritt in dieſe Länder ſeyn, wenn ſie, die bereits Afrika und Oſtindien kannten, unter einem ſo ähnlichen Klima faſt keine der dort ihnen bekannten Erderzeugniſſe vor ſich fanden. Menſchen, Thiere und Pflanzen waren ihnen neu, und einmüthig ſprachen die damaligen Nachrichten von den Produkten der warmen Zone der neuen Welt, als von eben ſo vielen bisher ungehörten Wunderdingen.

Es iſt dies aber deſto merkwürdiger, da die höher nach Norden liegenden Länder der neuen Welt ſo etwas nicht darboten. Die animaliſche Welt hatte auf Grönland noch Bären und Füchſe, wie die auf Island, auch gab es dort Rennthiere und an der Hudſonsbay, ſo wie in Akadien, wilde Ochſen, die wenigſtens unſeren Biſonten nicht ſehr unähnlich waren.

Sobald aber die Entdecker von Amerika mehrere Grade zu dem Aequator hinkamen, oder ihn auf der andern Seite überſchritten, dann ſtand faſt ein durchaus neues Naturſyſtem der organiſirten Körper vor ihnen. Dieſe Länder genießen indeß faſt gleicher Witterung mit dem gegenüberliegenden Afrika ſowohl in Rückſicht der Sonne, als der Winde und Ströme, der Luft und des Meeres.

So außerordentlich dies nun auch wirklich iſt, ſo ſcheint die genauere Auseinanderſetzung dieſer Materie dennoch für unſere Abſicht nicht geeignet; es wird viel-

mehr den Leſern angenehm ſeyn, diejenigen Thiere und Pflanzen beſtimmter angezeigt zu finden, welche unter dem großen Reichthum, womit hier die Natur die Erde belebt hat, theils wegen ihrer Eigenheiten, theils wegen ihrer bedeutenden Nutzbarkeit, vor andern einer Auszeichnung verdienen.

Der todten Natur mag hier nur im Vorbeigehen einige Erwähnung geſchehen.

Die durch Neuſpanien laufende Gebirgskette hält, dem Clavigero zufolge, in ihren Eingeweiden mehrere Arten ächter Steine, ja, wie er behauptet, ſogar Diamanten. Letztere ſollen doch nur ſelten vorkommen; verſchiedene Arten der übrigen Edelgeſteine aber ſind bereits in der Erzählung von der Eroberung von Mexiko erwähnt.

Dagegen ſind denn die Gebirge von Neuſpanien erſtaunlich reich, ſowohl an geringen, als an edlen Metallen. Selbſt noch in jetzigen Zeiten, nachdem die Spanier ſchon ſo emſig und ſo vielfach die Erde durchwühlt haben, finden ſich ungeheure Reichthümer. So gedenkt Hr. von Humbold der berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo die Mine von Biscayna dem Grafen von Reglan bereits mehrere Millionen Plaſter eingebracht hat; und das Bergwerk des Grafen Valenziana unweit Guanaxuato gab jährlich wenigſtens 3 Millionen Liv., ja dieſe Summe ſtieg zuweilen bis auf 6 Millionen, alſo auf 1½ Million Thaler Ausbeute.

Wahrſcheinlich wird die Geſchicklichkeit des berühmten d'Elhuyars noch mehrere Minen theils entdecken, theils verbeſſern.

Bald nach der Zeit der Entdeckung von Mexiko, da dies gleichſam ein Jungfernland war, unangerührt von den gierigen europäiſchen Schatzgräbern, mußte die Ergiebigkeit der Minen reicher und, ohne große Bergwerkskunde, beträchtlicher ausfallen.

Robertſon ſetzt den jährlichen Werth der edlen Metalle von Neuſpanien nach einem ſpaniſchen Manuſcripte von Villa Segnor auf 8 Millionen Piaſter in Silber und 5912 Mark in Gold.

Einer anderen Nachricht, welche Jefferys für authentiſch ausgiebt, zufolge, ſoll Spanien dorther vom Anfange des Jahres 1745. bis December 1764., alſo in 20 Jahren 153 Millionen 826154 Piaſter erhalten haben, alſo im Durchſchnitt jährlich etwa um den Werth des Goldes weniger als Robertſon angiebt. Beide Angaben ſcheinen indeß zu gering zu ſeyn, wenn man ſie mit den Summen, welche man für die Ausbeute des geſammten ſpaniſchen Amerika angiebt, vergleicht.

Wenn man bedenkt, daß dieſe Summen von den aus Peru noch übertroffen werden, daß alſo nicht nur Millionen, ſondern viele Billionen ſeit der Entdeckung der neuen Welt mehr im Umlauf kamen, als zuvor, dann erklärt ſich der wichtigſte Theil der großen Revolution, welche die Entdeckung von Amerika faſt in allen Zwei-

gen der menſchlichen Betriebſamkeit zuwege brachte. Doch wir verſparen dieſe und ähnliche Betrachtungen über den Totalwerth der Entdeckung von Amerika bis zu Ende der Darſtellung der übrigen Theile der neuen Welt; jetzt nun zu den merkwürdigſten Pflanzen und Thieren von Neuſpanien.

So ſehr die Schwierigkeiten nach und nach zunehmen, die Originalpflanzen eines Landes der heißen oder auch der milderen Zone richtig anzugeben, ſobald der Menſch es für gut findet, ſie wegen ihrer Nützlichkeit aus ihrem Vaterlande in einen anderen Theil der Erde zu verpflanzen: ſo ſcheint es doch ausgemacht, daß einige Arten Palmen der neuen Welt ſchon vor ihrer Entdeckung mit Oſtindien gemein waren. Dennoch geſteht ſelbſt der ſein Vaterland ſo ſehr erhebende Clavigero, daß die Kokosnüſſe, die Patanen, die Zitronen, Pomeranzen und Limonen nur erſt von der alten Welt aus dort einheimiſch geworden ſind. Dieſe trefflichen Bäume, ſo wie ſelbſt viele unſerer beſten Obſtſorten, z. B. Pfirſichen, Aprikoſen, Quitten, viele Birn- und Aepfelarten ſtehen anjetzt dort im glücklichſten Gedeihen. Ein gleiches kann man von unſerm Waizen und von den meiſten unſerer Küchengewächſe ſagen, kurz Buffon und Pauw gingen allerdings zu weit, wenn ſie dem milden Klima der neuen Welt noch jetzt eine ſo übermäßige Feuchtigkeit zuſchreiben, wodurch die beſſeren Früchte der alten Welt nur verkrüppelt in Amerika fortkämen.

So groſse Vorzüge Oſtindiens Flora auch vormals vor der von Weſtindien mag gehabt haben, ſo gab dann die Natur der neuen Welt dagegen durch einige treffliche Gewächsarten keinen unbedeutenden Erſatz.

Hieher gehört denn wohl vorzugsweiſe der Cacao; denn die Ananas war gleichfalls ein gemeinſchaftliches Produkt beider Welten. Der Baumwolle, des Indigo, des Tabaks, des Roucon, des Manihots, des Maguey und des Campecheholzes, aller dieſer auch im mexikaniſchen vorkommenden Vegetabilien iſt aber entweder bereits in den vorhergehenden Jahrgängen oder in dem diesjährigen hinreichend Erwähnung geſchehen.

Der Cacaobaum (Theobroma Cacao, foliis integerrimis L. Polyadelph. Pentandr.) wächſt nur bis zu einer mittelmäßigen Höhe. Er hat eine leichte zimmtbräunliche Rinde, und ein leichtes poröſes Holz. Gewöhnlich erreicht der Stamm etwa 15 Fuß Höhe und kaum die Dicke eines Mannsſchenkels. Fünf Jahre reichen hin, ihm ſein volles Wachsthum zu geben. Oben zertheilt er ſich in mehrere Arme von der Dicke eines Arms. Hieraus laufen wiederum kleinere Aeſte, an denen die dunkelgrünen Blätter wechſelsweiſe ſtehen, und bei 4 bis 5 Zoll Breite etwa 10 lang ſind. Der Figur nach ſind ſie den Citronenblättern ähnlich. So wie die Blätter abfallen, werden ſie ſofort von andern erſetzt, daher der Baum beſtändig grünt.

Die Blumen, gelblich mit röthlichen Adern, ſind ſehr klein, ihr Kelch beſteht aus 5 ſchmalen lancettförmigen Blättchen, innerhalb derſelben findet ſich ein kaſtanienfarbiges Nectarinum, welches tief in 5 Hörner zerſpalten iſt und inwendig 5 ſehr dünne Staubfäden (filamenta) hat, jeder mit drei weißen Staubbeuteln (Anatherae), in ihrer Mitte ſteht ein ziemlich ſtarker Griffel (Pistillum) mit einer geſpaltenen Närbe (Stigma).

Es fallen von dieſen Blumen eine ſehr große Anzahl unfruchtbar ab, daß zu Zeiten die Erde unter den Bäumen gänzlich damit bedeckt ſcheint. Die übrigen erzeugen dann eine Frucht, die der Gurke an Geſtalt ähnlich wird. Sie iſt an einem ziemlich ſtarken Stiel befeſtiget und erreicht etwa 6 Zoll in die Länge bei 3 Zoll Dicke. Ihre Oberfläche iſt gefurcht, und ihre anfangs grüne Farbe geht zuletzt ins dunkelrothe über, worauf ſich aber gewöhnlich einzelne gelbe Punkte zeigen.

Schneidet man die Frucht der Queer nach durch, ſo findet man eine dicke und hierauf eine dünnere weißliche Rinde oder Subſtanz, in welcher 25 bis 30 ja 40 Mandeln in 5 Reihen oder Abtheilungen liegen. Dieſe Nüſſe (Saamen) jede in eine dünne Hülſe gehüllt, ſind wie Oliven, von Geſtalt herzförmig. Sie erhalten ihre Reife in 4 Monaten.

In dieſen Bohnen beſteht der Werth des Baums, ſie machen die Grundſubſtanz der Chokolade. Die

Surinam, Cajenne, Martinique und andern weſtindiſchen Inſeln. Der karakiſche wächſt auf der Küſte Karakas, ein Strich Landes, der bereits zu Südamerika gerechnet wird, längs dem atlantiſchen Meere gegen den 10ten Breitengrad, zur Provinz Venezuela gehörend. Dieſe ſpaniſche Provinz iſt übrigens noch wegen der Ortſchaft oder Stadt Varinas berühmt; denn von ihr führt der berühmte Tabak ſeinen Namen. Die Karakabohnen ſind groß, rund, voll; haben ein grauliches, fettes Fleiſch von angenehmer Bitterkeit, und ſind äußerlich mit einem ſilberfarbigen Staube wie überzogen. Die übrigen Sorten ſind theils nicht völlig von ſo lieblichem Geſchmacke, auch oft minder fett. Die platten, kleinen Bohnen ſind faſt jederzeit entweder unreif oder doch trocken.

Von den karakiſchen Cacaobohnen galt das Pfund zwiſchen 10 bis 14 holl. Stüber, jetzt wahrſcheinlich mehr als vor 18 Jahren, da dieſe Preiſe angegeben wurden. Die Bohnen von minderer Güte fallen bis auf 6 Stüber herab; indeß ſind dieſe Preiſe ſelbſt veränderlich.

Im mexikaniſchen Reiche gehörte aber der Cacao ſchon zur Zeit der Entdeckung zu den eigentlichen Lebensmitteln der Einwohner; auch bezahlten ſie ihren Tribut damit; ja man bediente ſich hin und wieder der Cacaobohnen ſtatt der Münze, ſtatt des kleinen Geldes, und dieſe Gewohnheit herrſcht noch jetzt in einzelnen Orten.

Die Provinz Guatimala iſt im Mexikaniſchen beſonders reich an Cacao.

Die äuſſerſt nährende Kraft des Cacao hat ihn jetzt faſt überall nothwendig gemacht.

Die alten Mexikaner löſeten die zerſtampften Bohnen im Waſſer auf und ſetzten Piment zur Verdauung nebſt Roucon zur Farbe hinzu. Dieſen herben Trank nannten ſie Chocolat. Nachmals hat man ihm zwar dieſen Namen gelaſſen, allein durch Verſetzung mit Zucker und vielerlei Gewürz, ſelbſt Ambra, iſt dies Getränk ſchmackhaft, aber auch oft zu hitzig geworden. Man hat eine groſſe Menge Veränderungen in der Zubereitung; dennoch iſt der Zucker wegen der Bitterkeit faſt unvermeidlich und auch die Vanille wegen ihrer feinen Würze ſehr beliebt. Schlechte verfälſchte Chokolade hält gewöhnlich zu viel Zucker und ſchwer wiegenden Mandelteig; ja wohl gar feines Mehl; auch ſetzten bereits die Amerikaner Malzmehl und Pfeffer zu ihrer Chokolade.

Auſſer der Benutzung zur Chokolade zieht man noch aus den Bohnen ein Oel, unter dem Namen der Cacaobutter. Sie ſoll gegen Bruſtſchmerzen und andere Uebel mit Nutzen gebraucht werden. Die ſpaniſchen Damen bedienen ſich ihrer als einer Schminke.

Auch giebt die Bohne vor ihrer völligen Reife mit Zucker eingemacht, wie unſere welſchen Nüſſe, ein treff-

liches Confekt; doch erträgt es nicht leicht den Transport übers Meer.

Die Einträglichkeit des Cacao iſt außerordentlich groß. In dem Jahre vor dem Ausbruche des amerikaniſchen Krieges wurden nur allein in den Hafen von Marſeille eingeführt: 968123 Pf. Cacaobohnen.

Mexiko ſoll jährlich an Cacao liefern 100tauſend Fanegas, jedes zu 110 Pfund gerechnet. Der Fanega koſtet im Einkaufe nur gegen 7 Plaſter, wird dagegen zu dem feſtgeſetzten Preiſe von 38 Piaſter wiederum verkauft. Europa ſoll hievon 60tauſend Fanegas, alſo für 2 Millionen 280000 P. erhalten; der Reſt wird in Amerika ſelbſt und auf den canariſchen Inſeln verbraucht.

Wenn nun gleich das ſpaniſche Amerika den meiſten Cacao gewinnt, ſo iſt dennoch der der Holländer und Franzoſen ſicher ſehr bedeutend. Nur allein Surinam gab im Jahre 1775. über 700tauſend Pfund; 1771. aber 2 Millionen, das Pfund zu 9 Stüber, alſo dennoch 900000 Gulden. Daneben führt St. Euſtach und Curacao zuweilen noch über 1 Million Pfund in Amſterdam ein; freilich kommt dieſer durch Schleichhandel von der Carakaküſte nach jenen holländiſchen Beſitzungen.

Dies mag hinreichen, um die Wichtigkeit dieſes Produkts zu überſchlagen. Dennoch ſind hier nur einige Länder berührt, in welchen man Cacao pflanzt, da

UNIV. OF MICH.

[illegible] ſc. 1805.

Die Vanille.

die übrigen Beſitzungen Spaniens, ſo wie die Portugalls ſicher davon gleichfalls ſehr ergiebig ſind.

Zu dem Cacao gehört gleichſam, der Natur der Sache nach, die Vanille.

Die Vanille iſt die Schoote einer Schmarotzerpflanze, eines Epidendrums (Epidendrum Vanilla E. scandens foliis ovatis oblongis, cirrhis spiralibus. Diandr. Monogyn. L.) mit ovalen nervigten ſpitzzulaufenden Blättern, die aus dem Stamme ſogleich hervorgehen, von der Größe eines Lorbeerblattes. Ihr kaum fingerdicker Stamm ſchlingt ſich, wie der Epheu, an die Bäume bis 20 Fuß in die Höhe. Die Blume iſt gelblich, grün und weißlich, und die Schoote nimmt nach ihrer Zeitigung gleichfalls eine gelbliche Farbe an. Vielleicht kommt der Name von der Eigenſchaft gleich dem Weine vermittelſt eigener Gabeln (cirrhi) an die Bäume hinaufzuranken; denn Dampier nennt ſie Vinello; in Mexiko heißt ſie Tlixochitl. Uebrigens bedeutet Vayna ſpaniſch eine Scheide, und Vaynella als das Diminutiv paßt auf die Schooten. Der Werth der Vanille beſteht in ihrer Schoote, denn dieſe hat einen ſehr feinen aromatiſchen Geſchmack und Geruch, ſo wie auch die Saamenkörner. Die Erndte davon fällt im September und dauert bis zum December. Man ſammlet die dann reifen bräunlichen Schooten, worin der ſehr kleine Saame aufbewahrt iſt. Die größten beſten Schooten ſind über ſechs Zoll lang, rund und faſt

wie ein kleiner Finger dick. Dieſe trocknet man im Schatten, beſtreicht ſie mit Cacaoöl, und bindet ſie in Packeten zu 100 bis 150 zum Verſenden zuſammen. Durch das Trocknen wird ſie braun, und ſo erhalten wir ſie. Es giebt nach Einigen drei Sorten Vanille, die Pompona, die Ley oder die gute und die Simarona, Aftervanille. Nur die Ley iſt die brauchbare, verkäufliche. Sie muß, obgleich getrocknet, bräunlich roth und wenn gleich runzlich, dennoch voll ſeyn, dabei einen ſtarken, angenehmen Geruch haben. Im Jahre 1762. galt ein Packet von 50 Schooten in Holland von 10 bis 20 Flor. In Deutſchland galt vormals das Pfund Vanille 10 bis 11 Rthlr., anjetzt aber 24 bis 30.

Der Hauptverbrauch der Vanille beſteht in ihrer Beimiſchung zur Chokolade, auch zu mehreren Arten von Confekturen, ja ſie wird bei uns von einigen zum Caffee geſetzt. Die Spanier geben dem Tabak dadurch einen feineren Geruch; ihre Aerzte gebrauchen ſie aber als magenſtärkend. Da ſie aber ſehr erhitzt, ſo muß man ſie mit großer Behutſamkeit gebrauchen.

Sie iſt nicht auf Mexiko beſchränkt; man findet ſie, wie den Cacao, in ſehr vielen andern Ländern des heißen Amerika; dennoch erhalten wir ſie hauptſächlich nur von den Spaniern.

Ins Unendliche führte uns die Flora dieſer herrlichen Länder, da bereits die älteſten Schriften, z. B. die eines Hernandez auf 1200 im Mexikaniſchen einheimi-

ſcher Pflanzen gedenkt. Selbſt die Gärten des Kaiſers Motezuma gewährten den reichſten Anblick für die Botanik. Dort fanden ſich nicht nur die ſchönſten Blumen, ſondern alle den Merikanern bekannt gewordenen Arzneikräuter. Uns ſind beſonders die Paſſionsblume (Grenadilla. Passiflora caeruela Lin.) ferner der Baum, der den Copal liefert, ſo wie der Mamey, die Sapotiers (Achras Mammosa und Sapota L.) deſſen bittere Kerne dennoch die Amerikaner oft ſtatt des Cacao gebrauchen, und mehrere bekannt worden, die theils wegen ihrer Früchte, theils wegen ihres Balſams, ihres Harzes oder der Heilkräfte ihres Holzes und Laubes ſchätzbar ſind.

Hier findet ſich auch das merkwürdige Gewächs, das, als Ausnahme von den übrigen Pflanzen, ſeine beſaamten Fructificationstheile in die Erde ſenkt und nur dorten Früchte bringt. Dies iſt die Erdpiſtacie oder Erdnuß, Erdeichel. Die Cacahuate, Tlalcacahuate oder Manobi (Arachis hypogaea Linn. Diadelphia). Aus einer weißlichen Wurzel verbreiten ſich mehrere eckigte röthliche Stämme über der Erde, wovon der mittlere ſich am meiſten mit ſeinen eiförmigen hellgrünen Blättern emporhebt. Dieſe ſtehen paarweiſe je vier und vier gegen einander. Die Blumen ſind gelbröthlich und geſtielt, nach Andern weißlich. Wenn die Fructification geſchehen iſt, ſenkt ſich der Griffel in den Boden und entwickelt dort unter der Erde die Frucht. Wurzel und

Frucht ſind ietzt von der Erde bedeckt und iene flechtet oftmals kleinere Zweige um ihre Nachkommenſchaft. Dieſe beſteht aus einer Schale oder Schoote, in welcher ſich zwei Mandeln, dem Fichtenſaamen ähnliche Kerne, bilden. Aeußerlich röthlich iſt ihr Inneres weißlich und nicht unangenehm von Geſchmack. Man genießt ſie geröſtet wie Caffee, und dieſe Erdpiſtacien ſollen ebenſowohl nähren als erhitzen und zur Liebe reizen. Auch preßt man ein hellbrennendes Oel daraus.

Dies ſonderbare Gewächs gehört aber nicht bloß dem heißen Theile von Amerika, Rumph fand und beſchrieb es gleichfalls im Orient.

Was mögen uns von Humbolds fleißige Beobachtungen in Mexiko noch für andere Wunder der dortigen Flora liefern! Er wird ſicher genauer erzählen, was für eine Bewandniß es habe, mit dem Cheiranthoſtämon, dem Händebaum. Sie fanden ihn bei dem Botaniker Cervantes in Toluccau. „Eine Gattung, heißt es, die „ein faſt einziges Phänomen darbietet, weil von den „älteſten Zeiten her nur ein Individuum davon exiſtirt!“ Iſt dieſer Baum denn ſo alt als die Welt, oder reicht ſeine Lebenszeit doch bis zu den älteſten Nachrichten über Mexiko hinauf? Clavigero nennt einen Baum den Arbol de Manitas, ein Baum der Blüthen trägt, die man die Handblumen nennt, weil das ſechstheilige Piſtill die Figur einer Affenhand mit Zehen und krummen Nägeln

nachahmt; ob dieſer hieher gehört, wird uns unſer berühmte Landsmann dereinſt beſtimmen.

Dies ſei hier genug für den Werth der Flora von Mexiko. Wir gehen jetzt zu deſſen belebteren Welt, zu der Fauna.

Hebt man mit den geringern Thieren an, dann zeigt ſich ſofort aus der Entomologie das eben ſo merkwürdige, als für den Handel ſo wichtige Produkt, die Cochenille.

Mögen uns, bevor wir dies einträgliche Inſekt genauer kennen lernen, einige Bemerkungen über die ſonderbare und gewinnreiche Benutzung erlaubt ſeyn, die das weiter ausgebildete Talent des Menſchen aus ſolchen Erzeugniſſen der höher organiſirten Natur hervorzuſuchen verſtand, welche dem roheren Sohne der Erde nicht bloß unnütz, ſondern ſelbſt ſchädlich und verächtlich ſchienen.

Durch den größern Anwachs der Volksmenge, durch das ebendaher nothwendig werdende Zuſammendrängen der Individuen, entſtand gleichſam unwillkührlich eine totale Revolution unter dem Menſchengeſchlechte. Zuerſt ward nämlich ein Anwachs der Nahrungsmittel nach jenem Verhältniß nothwendig; und der Menſch fühlte ſich gezwungen, darauf zu ſinnen, wie er ſowohl die bekannten Nahrungsmittel vermehre, als wie er ſelbſt neue unbekannte hervorſuchen könnte, im Fall die erſteren

ihm durch irgend einen Zufall entweder geraubt oder auch geſchmälert würden.

Sodann mußte eben dieſes Näherrücken der Familen und der einzelnen Menſchen überhaupt, eine größere Summe von zuvor ſchlafenden Leidenſchaften und daher ein größeres Anſtrengen, dieſes zu befriedigen, in Bewegung ſetzen. Das Nachſinnen hierüber erzeugt neue Ideen und einen höheren Grad von Thätigkeit in jeder Richtung, eine größere Entwickelung der Talente des Geiſtes. Der rauhe iſolirt lebende Jäger iſt zufrieden, wenn er ſeine mühſame Arbeit, ſeine Jagd dadurch belohnt findet, daß er ſich und ſeiner Familie den Hunger ſtillt, und durch die Haut des erlegten Wildes gegen die Witterung ſicher ſtellt. Der Heerden weidende Nomade, ja ſelbſt der Menſch, der durch den Pflug das Korn ins Unendliche vermehrt, wenn gleich beide ſchon ſtufenweiſe weit unabhängiger vom Zufall, ſchätzen dennoch nur dasjenige hauptſächlich hoch, was einen directen Bezug hat auf ihr jährliches Ausreichen mit den gröberen Bedürfniſſen des Lebens.

Wenn aber das Glück ein oder das andere Individuum dieſer zahlreichen Menſchenklaſſe mehr oder weniger begünſtigt hat; wenn der Aermere dadurch von dem Reicheren mehr abhängig wird; wenn bei Letzterem der müßigen Stunden mehr werden; dann ſinnt ſein Geiſt nun auf neue Methoden, ſich ſein Daſein bequem zu machen, und ſich vor ſeinen Mitmenſchen auszuzeich=

nen. Der arbeitſame Dürftige bietet dagegen ſodann alles auf, durch irgend einen neuen Erwerbszweig ſich jenem Beglückteren wo möglich zu nähern oder ſich wohl gar mit ihm ins Gleichgewicht zu ſetzen.

So entſtanden und mußten entſtehen Handwerker und Künſte; Methoden, theils Naturprodukte, welche im rohen Zuſtande nur geringen Werth haben, zu einem vielfachen Werth über ſich ſelbſt zu erhöhen, oder gar bis dahin völlig unnütze Produkte der Societät annehmlich zu machen, ja ſie ihr als nothwendig aufzudringen.

Auf die Weiſe ward dann jener Hang der Reichen zur Bequemlichkeit und ihre Eitelkeit mehr und mehr geweckt und genährt. Der Aermere fand aber in ſeinen Talenten, in ſeinem Geiſte eine bisher ungenutzt gelegene Schatzgrube, die ihm viel mehr eintrug, als die größeren Heerden oder die ſaatenreicheren Felder des von ihm ſo lange beneideten Nachbarn.

Endlich kam noch ein neuer Antrieb zum Aufſuchen neuer Produkte oder vielmehr zur Benutzung derſelben für die Societät hinzu; dies war das mit der wachſenden Volksmenge ſelbſt zunehmende Heer der Krankheiten. Da iſt denn nicht leicht zu entſcheiden, um wie viel es leichter oder ſchwerer geweſen ſeyn mag, ein neues Kraut für die Färberei und für ein neues Gewand, oder ein neues Kraut für die Arzneikunde, ein neues Heilmittel der Societät zuzuführen.

Plinius nennt den Zufall den Gott der Erfindungen. Er erzählt daher den Urſprung des Glaſes nach dieſer Art. Ein Kaufmannsſchiff, welches Nitrum (Salpeter, vielleicht nur Salz) geladen hatte, landete an einer ſandreichen Küſte von Paläſtina. Beim Mangel an Steinen zur Unterlage unter den Kochkeſſel bediente ſich die Mannſchaft der Salzblöcke. Vom Feuer geſchmolzen vermiſchten ſie ſich mit dem Sande und brachten eine unbekannte Flüſſigkeit, das Glas, hervor.

Auf ähnliche Weiſe behauptet Plinius, daß ein unkundiger Schäfer, der den eiſernen Knopf ſeines Schäferſtabes vom Erdboden feſtgehalten fühlte, den Magnet entdeckt habe; ja endlich, daß durch eine Dohle das Inokuliren der Bäume erfunden ſei. Läuft aber bei dieſen Erzählungen nicht alles darauf hinaus, daß ſelbſt, wenn dieſe Angaben völlig der Wahrheit gemäß geweſen, der Menſch dennoch dieſen Zufall zu nützen und nur durch weiteres Nachforſchen und richtiges Beurtheilen eine glückliche Anwendung davon zu machen, müſſe verſtanden haben? Und ſo machte mithin die Vernunft des Menſchen, nicht der Zufall, die Erfindung; letzterer gab nur die Veranlaſſung dazu.

Aber auch bei den Erfindungen ſpielt das Klima in gedoppelter Hinſicht eine bedeutende Rolle; einmal in Rückſicht ſeiner Einwirkung auf den Menſchen; und ſodann

in Rückſicht auf die durch daſſelbe dem Lande zugeſtandenen oder verſagten Naturprodukte.

In den rauhen Winterregionen war es unſtreitig, wo der Menſch im Pelze des Seehundes, des Wolfes oder des Zobels der Witterung Trotz bot und alle Moden veranlaßte, die das Pelzwerk jetzt hervorgebracht hat; wo er ſich Wohnungen unter der Erde oder von Gebälk mit Moos ausgeſtopft bauete und wo er endlich den Ofen oder den Kamin erfand. Er errichtete ſich dort nur einfache Hütten oder geringere Häuſer; zur ſchönen Architektur der Tempel und Palläſte ließ ihn weder der ſtete Druck für die erſten Bedürfniſſe des Lebens ängſtlich zu ſorgen, noch der ſchnell vorübereilende Sommer Muße und Zeit.

Unter dem minder günſtigen Himmel und bey dürftigerm Erdreiche bildete ſich der eiſerne, tief den Boden aufreißende und zuſammengeſetztere Pflug, da dem Afrikaner die Hacke, oder die den reicheren Boden nur oberflächlich die Erde aufkratzende einfache hölzerne Pflugſchaar, Gnüge leiſtete.

Italiens Bewohner kümmert nicht die Sägemühle oder die zuſammengeſetzte Säemaſchine; er überläßt ſie dem minder begünſtigten Nordländer. Und wenn ſich ſogar der Letztere durch dauernde Anſtrengung zu einer bequemeren Lage hinaufgearbeitet hätte, ſo war ihm ja vom Klima ſelbſt der Reichthum an Produkten verſagt, woran der Bewohner des wärmeren Erdſtrichs mit der

unbeſchränkteſten Wahl ſeinen Erfindungsgeiſt üben kann. Die Prunkluſt des Weibes iſt in dem dürftigeren Lande auf gröbere Erdfarben, oder gar auf das Durchbohren der Lefzen oder des Naſenknorpels eingeſchränkt, wo wäre das feinere Farbenmaterial aus dem Thier- und Pflanzenreiche des wärmeren Himmels herzunehmen geweſen?

In der alten Welt, wo, wie wir zuvor ſahen, die Entwickelung aller Talente viel früher Statt fand und wo ſie daher viel höher ſtanden, als in der neuen, haben denn in den von der milderen Sonne beſchienenen Regionen die Handwerke und beſonders die feineren Künſte einen erſtaunlichen Grad von Vollkommenheit erreicht. Seit wie vielen Jahrhunderten bieten hier der Kaufmann, der Manufacturiſt, der Naturaliſt und der Scheidekünſtler alles auf, die Sinne und die Prunkluſt des verfeinerten Menſchen zu reizen; und wie ward dies durch die Schifffahrt erleichtert und vervollkommnet!

In der neuen Welt waren freilich eben wegen des allgemeinen Zurückſtehens der dortigen Cultur auch die Gegenſtände des Luxus weniger mannigfaltig und weniger verbreitet. Allein der Natur der Sache ſelbſt gemäß, war auch dort in dieſer Rückſicht der Gang der Dinge eben derſelbe. Der höher wohnende Nordamerikaner kannte nur wenige Gegenſtände der Bequemlichkeit und des Luxus. Der Virginier trug ſchon prächtigen Federputz und berauſchte ſich durch Tabak; der Mexikaner hingegen bauete gar anſehnliche Tempel, er webte ſchon Kleider

aus Baumwolle und trank bis zum Uebermaaß den gährenden Saft der Agave; er mahlte mit den Federn ſeines trefflichen Waldgeflügels; *) er färbte mit Indigo, Roucon und Cochenille.

Der ſpeculative Europäer führte dann auch dieſe neue Genußarten ſeinen Landsleuten von dorther zu. Er concentrirt jetzt in ſich alle Arten der Wollüſteleien, welche man in den übrigen Welttheilen kennt, und faſt jedes Unternehmen über den weiten Ocean zweckt mit darauf ab, neue Gegenſtände aus den unbekannten Theilen der Erde für das Auge oder für die Zunge aufzufinden und in Gold zu verwandeln.

Hier iſt es denn höchſt merkwürdig, wie der Speculationsgeiſt ſelbſt die dem erſten Anſcheine nach ſo verächtlichen Geſchöpfe des Thierreichs, die Inſekten, in dieſer Rückſicht zu ſeinem Nutzen zu zwingen verſteht; und wie dies alles durch die tieferen Forſchungen der Natur bis zu einem anfangs kaum glaublichen Werth erhöhet worden iſt.

Wer würde es verzeihn, hier umſtändlich an den Honig und das Wachs, an die Seide und an alle die dadurch in Umlauf gebrachten Millionen erinnern zu wollen? Auch ſcheint es nicht ſchwer zu erklären, wie der

---

*) M. ſ. hierüber weiter unten.

Menſch auf den Einfall gerathen konnte, ein ſo dichtes Gewebe, als der Seidenwurm ſpinnet, zu feinen Gewändern oder Putzkleidern anzuwenden, ſobald überhaupt einmal die Kunſt zu weben, zu ſtricken, oder feine Fäden zu einem großen Ganzen zuſammenzuflechten erfunden war.

Behauptete doch bereits Demokrit, der Menſch verdanke den Spinnen die Webekunſt. Hierauf ſpielte ebenfalls Ovids Fabel von der Verwandlung der großen Weberin Arachne in eine Spinne an; heißt doch arach bei den Arabern ſpinnen. Die Betrachtung des ſchönen Gewebes der ſogenannten Kreuzſpinne (Aranaea Diadema L.), ihr lothrechtes Herabſenken an dem langen ſtarken Faden, ihr Feſtheften der Fäden ſelbſt, und die bewunderns würdige, geometriſche Regelmäßigkeit des zuletzt dadurch entſtehenden großen Netzes, ſcheint leicht einen aufmerkſamen Beobachter auf einen Verſuch zur Nachahmung führen zu können, nur mußten ihm wenigſtens zuvor Stoffe, Materien bekannt ſeyn, welche ſich vermöge ihrer Feinheit, Zähigkeit und Biegſamkeit zu ähnlichen Arbeiten ſchickten.

Dieſe ſchöne Spinne, die Kreuzſpinne, hat aber zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts einen Webeſtoff geliefert, der wirklich zu Strümpfen und Handſchuhen benutzt worden iſt. Der Präſident Bon von Montpellier ſandte 1709 dergleichen Kleidungsſtücke an die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Sie waren aus derjenigen

Seide gewebt, womit die Spinne ihre Eier zum Schutz überzieht und hatten eben ſo viel Stärke als ähnliche Arbeiten von gewöhnlicher Seide. Die Eierhülle oder das Cocon der Spinnen, wurde zu dieſer Abſicht, nachdem man daſſelbe durch Schlagen von allem Staube gereiniget hatte, in einem Gemiſch von Seife, Salpeter und arabiſchem Gummi drei Stunden lang gekocht, ſodann mit warmem Waſſer von der Seife gereinigt, und endlich getrocknet. Zum Kämmen wurden feinere Karden, als ſelbſt zur gewöhnlichen Seide gewählt, und der Präſident Bon gewann auf die Art eine ſchöne mauſefarbige Seide, woraus er die Strümpfe weben ließ.

So annehmlich dies neue Produkt nun auch anfangs für die Manufakturen ſchien, ſo zeigte doch einer der talentvollſten, emſigſten Naturforſcher, Hr. v. Reaumur, hiebei mehrere zum Theil unüberſteigliche Schwierigkeiten. Einmal erforderte die große Feinheit des Fadens dieſer Spinnſeide über 80 ſolcher Fäden, um einem Faden unſerer Raupenſeide an Stärke gleichzukommen. Achtzehntauſend einzelner Fäden der Spinnenſeide bildeten nur erſt einen Faden ſtarker Näheſeide, und zu einem einzigen Pfunde Seide waren 663522 Spinnen nothwendig. Indeß hätte man dies durch die Menge erſetzen können, allein die Natur dieſer Thiere ſelbſt machte letzteres unmöglich. Der Seidenwurm lebt in ungeheurer Geſellſchaft friedlich und durchaus ruhig neben einander fort, ſobald er ſeine vegetabiliſche Nahrung hinreichend findet,

Die Spinne lebt nur von Thieren und von dem Blute oder den Säften derſelben. Reaumur reichte ihnen dieſe Nahrung zwar im Ueberfluſſe, theils durch Fliegen, theils, was noch leichter zu erhalten ſteht, durch Regenwürmer. Aber bei allem Ueberfluſſe würgten ſich dieſe bösartigen Geſchöpfe ſtets unter einander ſelbſt, ſobald ſie ſich nur erreichen konnten. Es iſt alſo durchaus unmöglich, einen eigentlichen Spinnenbau, gleich einem gewöhnlichen Seidenbau, anzulegen, denn es wäre lächerlich, ſie einzeln erziehen zu wollen.

Außer dem wichtigen, allgemeinen Nutzen der Spinnen, in der animaliſchen Welt viel Tauſend andere Thiere, deren Ueberfluß ſchädlich würde, zu vernichten, hat man bis jetzt von dem Geſpinnſte ſelbſt ſeine Nützlichkeit nur bei friſchen Wunden zum Blutſtillen entdeckt. Das Spinnengewebe iſt adſtringirend, und die Landleute erkennen dieſen Nutzen bei vorkommenden Fällen.

Unter den übrigen geringeren Thierarten, welche der Menſch bei Fabriken und Manufacturen anjetzt benutzt, gewähren ihm dann offenbar diejenigen den größten Gewinn, woraus er Farben zu erzielen verſteht. Zwar ſind einige derſelben, als Arzneimittel angewendet, z. B. die Kellerwürmer (Asellus), die Ameiſen und beſonders die Canthariden, von vorzüglicher Wichtigkeit; aber als Waare nach Gelde berechnet, kommen ſie jenen Inſekten, die der Färber benutzt, nicht gleich.

Das Gallinſekt (Cyneps L.) und die Schildlaus (Coccus L.) gehören zu den vorzüglich nutzbaren Inſekten.

Der Gallapfel iſt nichts weiter als eine Krankheit, eine durch den Stich der Gallweſpe in das Blatt oder den Zweig einer lebendigen Pflanze hervorgebrachte Geſchwulſt, in deren Mitte das Weibchen der kleinen Gallweſpe vermittelſt ihres Legeſtachels ihr Ei oder ihre Eier hineinlegt; woraus dann bald darauf eine oder mehrere Fliegenmaden entſpringen. Die Gallweſpe des brauchbaren Gallapfels legt nur ein einziges Ei in die Geſchwulſt. So wie die Made wächſt, nimmt gleichfalls die Geſchwulſt, die Hülle des Thierchens, in theils kugelförmiger, theils ovaler Geſtalt zu, dies iſt alsdann der Gallapfel, wovon einige auch eine minder regelmäßige Geſtalt haben, und in mehrere Zellen getheilt ſind, deren Verſchiedenheit aber je nach der Pflanze und der Art der Gallweſpe ins Unzählbare geht.

Die Made lebt von dem Safte der inneren Wände des um ſie gewachſenen Geſchwulſtes, verwandelt ſich ſodann in eine Puppe, und hierauf in ein kleines Inſekt mit vier häutigen Flügeln. Nur das Weibchen iſt mit einem ſcharfen Legeſtachel verſehen. Dennoch bleibt dieſe Weſpe nach der letzten Verwandlung noch ſo lange in ihrer Höhle ruhig liegen, bis ihr neuer Körper und beſonders ihre Freßzangen ſich erhärtet haben. Hiermit fängt ſie ſofort an den Ball, ihr bisheriges Schlaf-

nach, zu durchnagen, arbeitet ſich endlich einen runden Kanal bis zur Oberfläche des Gallapfels hindurch, und entfliegt, ſobald ihre Flügel hinreichend entfaltet und erhärtet ſind. Man wird daher ſogleich an dem Apfel ſelbſt bemerken können, ob das Thier bereits ausgeflogen iſt; denn eben daher zeigt ſich an dem Gallapfel eine zirkelförmige Oeffnung, welche zu jenem Kanale führt. Reaumur und unſer Roeſel haben die merkwürdige Geſchichte dieſes Thierchens aufgeklärt und durch ſchöne Zeichnungen erläutert.

Dieſe Galläpfel nutzt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten der Menſch zur Färberei; Plinius gedenkt ihres Nutzens bei den Färbereien als einer damals längſt bekannten Sache. Wie mag da dieſe färbende Eigenſchaft wohl zuerſt entdeckt ſeyn? denn es erfordert immer einige Zeit, bevor der in irgend eine Flüſſigkeit geworfene Gallapfel dieſelbe dunkel färbt.

Wir erhalten die beſten größten Galläpfel aus der Levante, worunter beſonders die von Aleppo berühmt ſind; dort finden ſie ſich vorzüglich bei Mozoul am Tigris etwa 15 Tagereiſen von Aleppo. Wahrſcheinlich rühren ſie, der Größe und Geſtalt nach zu urtheilen, von einer andern Art Gallweſpe her, als die unſrige iſt. Dieſe, welche jenen an färbender Kraft weit nachſtehen, erzeugt bekanntlich die Gallweſpe des Eichenblattes (Cynips Quercus folii L.)

Der Nutzen der Galläpfel iſt ſehr ausgebreitet. Zur Dinte und noch weit mehr zu der ſchwarzen und grauen Farbe bedienen ſich ihrer die Färber ſowohl zum Färben der Wolle, der Seide, als des Leders. Daher iſt denn der Verkehr damit außerordentlich groß. Smyrna allein liefert den Holländern und Engländern jährlich auf 10tauſend Centner; und, wenn dies gleich noch nicht die Hälfte der in Handel gebrachten Galläpfel iſt, ſo macht es doch wenigſtens einen Werth von mehr als einer halben Million Thalern, denn ſchon vor 40 Jahren koſtete in Amſterdam der Centner 40 holl. Gulden.

Wer hätte es einer kaum bemerkbaren Fliege zugetrauet, daß ſie ein ſolches Capital in Umlauf ſetzen und dadurch Tauſende von Menſchen ernähren würde?

Der Nutzen der Gallweſpe iſt zwar für die Färberei ſehr bedeutend, aber das durch ſie erzeugte Farbenſpiel iſt dem Auge weder ſo auffallend und prächtig, als jenes, welches das noch kleinere und noch ſonderbarere Inſekt, die Schildlaus, unter welches Geſchlecht ſowohl das Kermesthier, als die Cochenille gehört, hervorbringt.

Faſt Alles, was die Färbekunſt von dem brillanteſten Roth, von Roſa, Purpur, Violett bis zur Erhöhung des ſchönſten Blau Treffliches aufzuzeigen hat, verdanken wir jetzt einem Thierchen, von welchem man noch im vorigen Jahrhunderte kaum wußte, zu welchem Reiche der Natur man es rechnen ſollte. Dennoch reicht der Ge-

brauch und der Werth dieſer Thiere bis in das höchſte Alterthum hinauf. In Beckmanns ſchätzbarer Geſchichte des Kermes, zeigt der berühmte Tychſen, daß die Kermesfarbe ſchon vor Moſes durch die Phönicier, ſo wie auch in Egypten bekannt war; daß aber der Name Kermes perſiſchen Urſprung ſey, wovon ſodann unſere heutigen Benennungen Karmoiſin, Karmin und ähnliche hochrothe Farben abſtammen.

Indeß konnte dieſer Kermes den Purpur der Alten noch nicht verdrängen; dies war den neueren kundigeren Zeiten durch die Benutzung einer andern Art der Schildläuſe, nämlich durch die Cochenille, aufbehalten.

Das Geſchlecht der Schildlaus (Coccus Linn.) gehört zu den Thieren mit halben Flügeldecken, einem ſehr kleinen Saugeſtachel an der Bruſt, kurzen gegliederten Fühlhörnern und ſechs Gangfüßen. Das dicke ſchwerfällige Weibchen iſt ſtets ohne Flügel; hingegen iſt das kleinere Männchen ein lebhaftes Thier mit zwei Flügeln und zwei langen Borſten am Hinterleibe. Man ſollte letzteres durchaus für ein Thier aus einem andern Inſektengeſchlechte halten, wenn uns nicht die Paarung und die ganze Entſtehung des Inſekts von dem Gegentheil überführte.

Ganz fremd iſt indeß dieſe ſonderbare Verſchiedenheit von Mann und Frau bei den Inſekten nicht. Sind doch die Weibchen einiger Nachtvögel (Phalaena antiqua und Ph. gonostigma Bombyces L.) gleichfalls unge-

flügelte, ungeheure, ſchwerfällige Weſen, auf welchen das kleine muntre Männchen bei der Paarung, wie auf einem zu beſaamenden Erdreiche umherläuft.

Drei bis vier Arten der Schildläuſe verdienen beſonders die Aufmerkſamkeit des Manufakturiſten und des Kaufmanns; hierunter iſt denn freilich heut zu Tage bei weitem die wichtigſte die Schildlaus, die uns die Cochenille liefert. Wenn wir letztere, da ſie beſonders Mexiko angehört, genauer beſchreiben, ſo kann dies zugleich zu einer hinreichenden Kenntniß von der Natur der übrigen nutzbaren Arten dienen.

Die erſte iſt der Kermes der Alten (Coccus Ilicis L. Lou Vermeou in der Provenze). Er lebt auf der Steineiche in Spanien, dem ſüdlichſten Frankreich, auf den Inſeln des Archipels und in mehreren Theilen Aſiens und dem nordiſchen Afrika. Franzöſiſche Naturaliſten zählen dieſe Schildlaus zu dem Geſchlechte der Blattſauger (Chermes L.). Sie geſtehen aber ſelbſt, ihr Unterſchied von der Schildlaus ſey zu unbedeutend, um ſie nicht gleichfalls zum Coccusgeſchlecht zu rechnen. Indeß ſoll die Schildlaus doch darin von dem Kermes abweichen, daß das Weibchen des letztern ſtets noch die Figur eines Inſekts behalte, das Weibchen des Kermes hingegen zuletzt nur einer Beere gleicht.

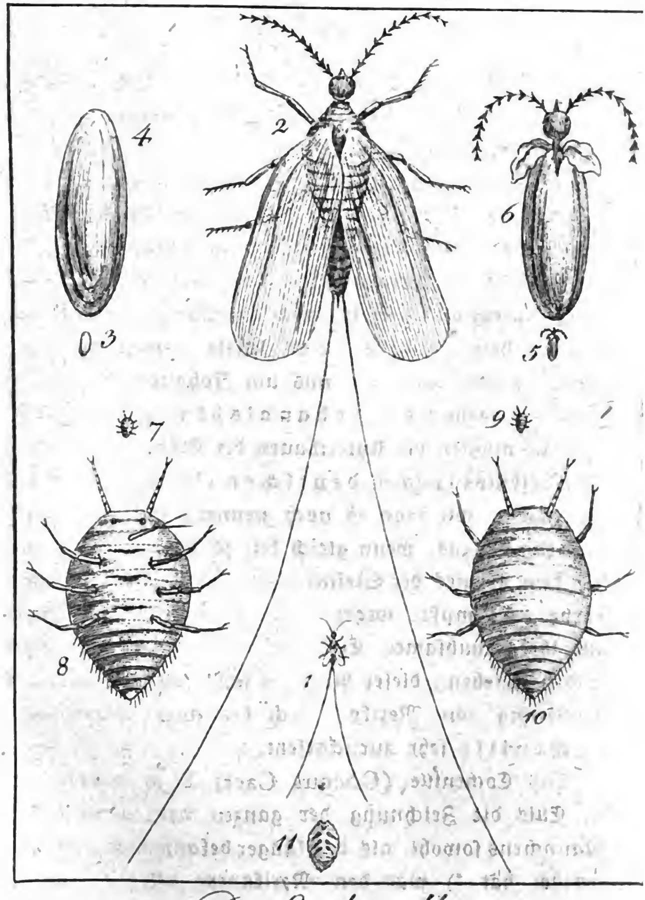
Die zweite Art iſt der Gummi-Lackwurm (Coccus ficus indicae). Er bewohnt Indoſtan und wir werden ihn zu ſeiner Zeit genauer angeben. Von ihm

ſtammt das ſchöne rothe Lack, welches den Malern, Lackirern, Siegellackfabrikanten und mehreren Arbeitern ſo wichtig iſt.

Die dritte Schildlaus war vormals von größerer Wichtigkeit. Es iſt diejenige, welche ſich an den Wurzeln mehrerer perennirenden Pflanzen Europens, z. B. des Knauels (Sceleranthus), der Bärentraube (Uva Ursi) anſetzt und deshalb am bequemſten, Coccus radicum, heißen möchte. Das Inſekt erzeugt die rothe Farbe, welche man bei uns um Johannis zu ſuchen pflegt und deshalb das Johannisblut genannt wird. Ehemals mußten die Unterthanen der Klöſter einen Theil ihres Tributs in ſolchen deutſchen oder polniſchen Kermes, wie man es noch nennet, abliefern, und man zog daraus, wenn gleich kein ſo ſchönes Roth, als aus dem Kermes der Steineichen, dennoch keine ſchlechte Farbe. Es mußte wegen ihrer geringeren Färbekraft und ihres mühſamen Einſammlens den ächten Kermes bald nachſtehen; dieſer hingegen fand ſich bald nach der Eroberung von Mexiko durch die alles übertreffende Cochenille ſehr zurückgeſetzt.

Die Cochenille (Coccus Cacti L.), wovon nur erſt Ellis die Zeichnung der ganzen Art, nämlich des Männchens ſowohl, als des länger bekannten Weibchens, gegeben hat,*) war den Mexikanern ſchon lange vor

*) M. ſ. hier dieſe Zeichnung.



Die Cochenille.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Ankunft der Europäer bekannt. Mehrere Ortſchaften mußten jährlich den alten Regenten von Mexiko 20 Säcke voll Cochenille zum Tribut entrichten.

Es iſt aber merkwürdig, daß wir Europäer ſo lange in Zweifel über die Natur der Cochenille geblieben ſind. Denn obgleich die früheren Nachrichten des Acoſta (1530.) und anderer den animaliſchen Urſprung davon bereits richtig angaben, ſo erhob ſich dennoch desfalls, ſelbſt noch in den Zwanzigern des 18ten Jahrhunderts in Holland ein ſo wichtiger Streit, oder eine ſo wichtige Wette, daß ein dort angeſehener Mann ſein ganzes Vermögen dadurch verlohr. Dieſer hatte es nämlich auf die vegetabiliſche Natur der Cochenille verwettet, dahingegen ein gewiſſer von Runſcher das Gegentheil behauptete. Letzterer trug nun durch einen Freund in Mexiko, vermittelſt mehrerer dort gerichtlich bekräftigten Zeugniſſe über die Animalität der Cochenille, den Sieg davon. Er ließ dieſe Nachrichten ſpaniſch und franzöſiſch drucken (1729.), nahm ſeines Gegners Vermögen wirklich zu ſich; war aber ſo billig, nach dem geringen Abzuge der auf den Streit verwendeten Koſten, dem Gegner, der zugleich ſein Freund war, das Seinige wieder zuzuſtellen. Wie ſonderbar hatten dieſe Würmchen einen Mann um ſein ganzes Vermögen gebracht! Dieſer Mißverſtand war dennoch zu entſchuldigen. Denn die trockne Cochenille, ſo wie ſie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thiers völlig zuſammengeſchrumpft ſind, wirklich einige

Aehnlichkeit mit einer getrockneten Corinthe oder breitem runzlichten Korne *), und in Spanien beigelegte Name Grana, läßt ſich leicht für gleichgeltend mit Grano, wiewohl unrichtig, annehmen. Selbſt bei der gedörreten verkäuflichen Cochenille kann man ſich indeß ſelbſt überzeugen, daß ſie ein Inſekt iſt; denn wenn dieſe in Eſſig geweicht wird, zeigen ſich die Reſte der 6 Füße.

Was zuvor für die allgemeinen Charaktere des Geſchlechts der Schildlaus (Coccus) geſagt iſt, reicht ſicher hin, einen richtigen Begriff von der Cochenille zu geben, ſobald man unſere Kupfertafeln und ihre Erklärung hiebei zu Hülfe nimmt. **)

Das, worauf es in Rückſicht des Nutzen's dieſes Inſekts ankommt, iſt die Fortpflanzung. Das faſt unbewegliche Weibchen erwartet das lebhafte fliegende Männchen; wird von ihm befruchtet, bleibt alsdenn noch feſter an der Pflanze haften, um daraus die Nahrung vermittelſt des Saugeſtachels zu ziehen; ſchwillt nach der Befruchtung durch die große Maſſe der Eier zu einer außerordentlichen Größe an, und ſtirbt, ſobald die Jun-

*) M. ſ. die Fig. Nr. 11.

**) M. ſ. die Fig.

gen ausgeſchloſſen ſind, an demſelben Orte. Das Männchen überlebt kaum die Begattung.

Bei der Gewinnung der Cochenille kommt es nun darauf an, zu gehöriger Zeit die ſo aufgeſchwollenen Weibchen, lebende Eierſäcke könnte man ſie nennen, glücklich einzuſammeln, und zugleich für die künftige Brut zu ſorgen.

Dieſe Schildlaus lebt auf mehreren Arten des Cactus, oder Nopals, z. B. auf dem bei uns bekannten ſogenannten indianiſchen Feigenblatte (Cactus Opuntia L.) ferner auf einer beſondern noch nicht hinreichend beſchriebenen Nopalart, die daher Cactus coccinellifer benannt iſt. Clavigero ſagt ausdrücklich, die Nopale, worauf er ſie ſah, ſey ſtachelicht geweſen. Ulloa, der ſie gleichfalls an Ort und Stelle beobachtete, behauptet dagegen die Opuntia, worauf man die Cochenille im ſüdlichen Amerika ziehe, ſey ohne alle Stacheln.

Das Hauptland für die Cochenille iſt Mexiko, d. i. Neuſpanien. Denn wenn ſie auch gleichfalls in Südamerika, beſonders in Loja und einigen andern Ortſchaften und Provinzen von Peru gezogen wird, ſo kommt dieſes in Rückſicht der Quantität nicht der mexikaniſchen gleich, wo man, beſonders in Mixteca, Guaxaca, die größten Pflanzungen von der Opuntia, oder beſtimmte Nopalereien mit Sorgfalt bauet.

Eine Plantage von Nopalen hält höchſtens zwei Morgen (arpens) Landes.

Die Pflanzung ſelbſt geſchieht, nach dem Zeugniſſe des Ulloa, indem man reihenweiſe ein oder zwei Nopalblätter eine halbe Vara (etwas über 1 Fuß) tief und zwei Varas weit von einander in die Erde legt und ſie damit bedeckt. Dieſes Blatt treibt bald darauf ein neues aus der Erde hervor, welches der Stamm der künftigen Opuntia iſt, mehrere Blätter in verſchiedenen Richtungen hervortreibt und ſo eine neue Pflanze von drei Varas Höhe bildet. Im Frühlinge zeigen die Nopalen ihre ganze Schönheit; ſie blühen. Die Blume iſt klein, bringt eine Feige, Tuna genannt, als Frucht. Sie iſt ſehr ſchmackhaft und geſund, hat aber die beſondere Eigenſchaft, den Harn ſo roth, wie Blut zu färben, und dadurch den Unkundigen zu erſchrecken. Man ſieht alſo, daß das rothe Pigment, wodurch uns die Cochenille ſo ſchätzbar wird, in den Säften des Nopals liegt.

Auf die Blätter dieſer Nopalen tragen nun die Wärter der Nopalereien im Mai und Junius die trächtigen Weibchen. Sie bereiten dazu eigene kleine Neſter, Paſtels auch Sacatillo genannt, von feinem Heu oder Mooſe; ſetzen etwa 15 Inſekten in iedes Neſt und geben iedem Blatte drei oder vier Neſter.*) Bald darauf brechen die Jungen hervor, bevölkern die Nopalen und erzeugen eine unſägliche Nachkommenſchaft.

---

*) M. ſ. das Kupfer.

Die Natur hat es glücklicherweiſe für uns ſo eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 1 zu 300 iſt; letztere können auch beim Einſammeln nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner beflügelter Körper gleichſam von ſelbſt ſogleich nach der Begattung vergeht.

Die Weibchen hingegen, welche ihre Geſtalt nie, wie die Männchen, verändern, häuten ſich vor dem Eierlegen, und ſelbſt dieſe Häute werden zum Färbeſtoff eingeſammelt. Man fegt ſie ſanft mit eigenen Wedeln von Kaninchenhaaren von den Opuntien ab.

Das Einſammeln der Cochenille geſchieht dreimal im Jahre; man könnte Hrn. Thierry zufolge 6 Leſungen halten, wenn die Regen es nicht verhinderten. Die erſte Leſung geſchieht im December, die letzte im Mai. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurückgelaſſen.

Die Cochenille wird hiebei von den Nopalen vermittelſt eigener von Reh- Kaninchen- oder andern feinen Haaren gemachten langſtöckigen Pinſeln behutſam in irdene Gefäße abgefegt.

Es giebt ſodann dreierlei Methoden ſie zu tödten und weiter zuzubereiten.

1) Man taucht ſie in Körben in kochendes Waſſer und trocknet ſie nachmals. Dieſe Cochenille iſt braunroth, und hat größtentheils den weißlichen Puder verlohren, womit ſie zuvor bedeckt iſt.

Andere tödten und dörren ſie ſofort in eigenen Oefen, Temaſcales genannt. Hiedurch erhält ſie ein grauliches, roth und weiß marmorirtes Anſehen, heißt daher Jaspeade. Dieſe wird am höchſten geachtet, ſie kommt unter dem Namen Cochenille mesteque (von der Landſchaft Mixteca) im Handel vor.

Die dritte Art, ſie zu tödten, geſchieht auf eiſernen Pfannen, die zum Maizbrodbacken dienen, Comales genannt. Dies giebt eine zu dunkle Cochenille; ſie heißt daher Negra.

Iſt die Cochenille gut und von lebenden Müttern, ſo verliert man nur $\frac{2}{3}$ am Gewicht durch das Dörren. Im entgegengeſetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille.

Zwar giebt es noch eine Cochenille, welche man die wilde nennt, (Cochenille sylvestre nach Thierry) dieſe ſoll ſich von der ächten nur dadurch unterſcheiden, daß ſie mit einem weißen wollartigen Weſen überzogen iſt, während daß die ächte nur wie weißlich gepudert erſcheint. Dieſe ſchlechtere findet ſich auch auf St. Domingo und andern Gegenden Weſtindiens. Indeß iſt die Ausbeute davon zu geringe und zu ſchlecht, um im Handel wichtig zu werden.

Die Cochenille hat mehrere Feinde. Beſonders richtet die Larve oder die Raupe, einer Art des Sonnenkäfers (Coccinella cacti), große Verheerung darunter an; auch ſollen noch andere Larven ihnen nachſtellen;

ja die dortigen Feldmäuſe verzehren gern die gute ächte Cochenille.

Die ganze Ausbeute der Cochenillenzucht iſt äußerſt wichtig. Im Jahre 1736 wurden ſiebenhunderttauſend Pfund nach Europa gebracht; Raynal ſetzt zwar nur im Durchſchnitt 460000 Pfund, dahingegen andere gültige Schriftſteller gar 880000 Pf. annehmen. Letztere Angabe ſcheint deshalb nicht übertrieben, weil der ſteigende Luxus ſeit 1736, wo bereits über 700 tauſend Pfund wirklich eingeführt wurden, leicht dieſen Handelsartikel um 100tauſend Pfund mag vermehrt haben.

Vormals galt bei uns das Pfund gegen 8 Thaler, jetzt über 10. Dies kaum bemerkbare Inſekt bringt mithin jährlich das große Capital beinahe von 9 Millionen Thaler hervor.

Ein ſo erſtaunlicher Gewinn, der dabei ſo leicht zu bewerkſtelligen iſt, daß ein einziger Menſch, ein Indier, den man hiezu beſonders abgerichtet, eine Nopalerei faſt allein beſorgen kann, machte längſt mehrere Handelsſtaaten, die Colonien in Weſtindien beſitzen, darauf eiferſüchtig.

In Frankreich erbot ſich ein Botaniſt, Menonville de Thierry, den gefährlichen Verſuch zu machen, die wahre lebende Cochenille aus Neuſpanien zu holen und ſie nach St. Domingo zu verpflanzen. Mit größter Gefahr, da man ihm auf Vera Cruz den Paß nach Mexiko zu gehen verweigerte, wanderte er 1777, größtentheils

zu Fuße nach Guaxaca, dem eigentlichen Sitze der Meſtequen-Cochenille; und durch eben ſo viele Kühnheit als Geiſtesgegenwart gelang es ihm, viele Nopalenzweige, welche reichlich mit lebendiger Cochenille beſetzt waren, glücklich von dort zu entführen und auf St. Domingo zu verpflanzen. Allein Frankreich genoß nicht lange ſeiner güldenen Beute. Thierry ſtarb bald, ſei es aus Neid gegen den herzhaften Patrioten, oder aus Unkunde, genug die Nopalenpflanzen wurden nebſt der ächten Cochenille vernachläſſigt und kamen um. Seitdem hat St. Domingo nur die unächte, wilde Cochenille, und Spanien iſt von neuem einzig im Beſitz dieſes bedeutenden Handelszweiges.

Die Cochenille zur Färberei benutzen lernen, dies konnte ſelbſt den roheren Indiern nicht ſchwer werden. Sobald man nämlich nur ein volles Weibchen zerdrückt, ſo färben ſich die Finger ſehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bei der Benutzung der Cochenille in den früheren Zeiten uns nur des Alauns als eines Zuſatzes oder Beizmittels bedient, um dadurch höchſtens karmoiſin, nelken- oder amarantfarb zu färben. Ganz etwas anders war es aber unſeren prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Nüanzen des ſchönſten Roths und Purpurs daraus hervorgehen zu laſſen.

Hiezu hat allerdings der Gott des Plinius, der Zufall, Anlaß gegeben.

Bei dem berühmten Holländer, Cornelius Drebbel, eben dem, welchem man die Erfindung der Thermometer, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, zuſchreibt, ſtand Cochenilleneextract, durch kochend Waſſer präparirt, vor ſeinem Fenſter, um die Thermometer damit zu füllen. Zufällig war durch Zerbrechung eines Glaſes, welches Königswaſſer (Aqua regis) enthielt, etwas davon in eine violetrothe Tinktur der Cochenille geſtoſſen, und dieſe war dadurch in die trefflichſte hochrothe Farbe verwandelt worden. So weit der Zufall; nun der Forſchungsgeiſt des Menſchen. Drebbel unterſuchte und experimentirte nun über dieſes Phänomen, und erkannte endlich, daß das Zinn, womit das Fenſterblei gelöthet war, von der ſcharfen Säure des Königswaſſers aufgelöſet, dieſe herrliche Farbenveränderung hervorgebracht habe. Dieſes merkwürdige Phänomen theilte er ſeinem Schwiegerſohne, dem Schönfärber Kuffelaer in Leyden mit, und dieſer brachte nun die Erfindung zu der großen Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth, und durch mehrere und verſchiedene Arten des Zuſatzes, ſowohl das ſchönſte Roſa, als auch Purpur und die übrigen reichſten Nüanzen, wodurch nicht nur der Kermes, ſondern auch der Purpur der Alten tief herabgeſetzt, ja letzterer faſt gänzlich verdrängt wurde.

Anfangs hieß das Scharlachroth (Ecarlate); ein Wort, welches einige Etymologen für originell deutſch

halten, von Schar, Feuer und Lach, Laken, andere aber wohl gültiger aus dem Arabiſchen ableiten) nach dem Namen des Erfinders Kuffelaers Couleur. Dieſe Benennung iſt aber, nachdem es durch den Pariſer Färber Gobelin noch verbeſſert und dadurch bei der von dieſem genannten Gobelinfabrik eingeführt worden, verlohren gegangen.

Die Küſten der Neuſpaniſchen Provinz Guatimala liefern eine Art der Purpurſchnecken, und die Einwohner benutzen ſie zur Farbe. Wir ſind alſo wegen Aehnlichkeit der Farbe doppelt berechtigt, hier dieſes merkwürdige Produkt ſogleich folgen zu laſſen.

Der Purpur, das iſt, die Farbe aus mehreren ſehr von einander verſchiedenen Seeſchnecken gezogen, war bekanntlich ſchon im hohen Alterthume berühmt. Einer unſerer gelehrten Naturaliſten, H. P. Schneider, hat als Commentar zu Ulloas Nachrichten vom amerikaniſchen Purpur eine ſehr ſchätzbare Abhandlung über dieſe Materie geliefert, die alles enthält, was bis dahin darüber zu ſagen war, worauf ich den wißbegierigen Leſer verweiſe.

Ulloa beſchreibt die Schnecken, woraus die Amerikaner noch in unſern Zeiten den Purpur ziehen; als Thiere, deren Gehäuſe eine gedrehete Schale hat und unſern gewöhnlichen Schneckenhäuſern ähnlich iſt. Nach dieſer Beſchreibung iſt es daher wenigſtens keine Stachelſchnecke oder Murex der Alten, ſondern vielleicht eine

kleine Schnirkelſchnecke (Helix), denn er giebt ihnen nur die Größe einer Welſchen Nuß.

Man findet dieſen amerikaniſchen Purpur aber nicht bloß an der obenbenannten Küſte des Südmeers, ſondern gleichfalls tiefer herab bei Guayaquil.

Die Indianer bedienen ſich zweier Methoden, den Purpur aus dieſen Schnecken zu erhalten. Entweder ziehen ſie das ganze Thier zuvor aus der Schale heraus, quetſchen es und reißen dann den Theil, worin ſich die Farbe geſammelt hat, von dem übrigen Körper ab; (bei der Purpurſchnecke der Alten ſammelte ſie ſich in der Gegend des Halſes); oder ſie laſſen die Schnecke zum Theil in der Schale, und zwingen ſie nur durch einen Druck, den färbenden Saft von ſich zu ſpeien. Nachmals ſetzen ſie dann die Thiere wieder an eben die Steine des Meers, um ſie von neuem zu einer ähnlichen Operation hervorzuholen. Die Farbe iſt anfänglich milchig, dann grün und nur zuletzt wird ſie purpurroth. So ſtufenweiſe tritt auch bei den in dieſer Flüſſigkeit gefärbten Fäden die eigentliche Purpurfarbe hervor.

Es ſind indeß viele Purpurſchnecken nöthig, um einige Unzen Fäden damit zu färben.

Dieſe Seltenheit der Farbe, ſagt Ulloa, erhöhet ihren Werth; und Gage behauptet, daß zu ſeiner Zeit (1636) die Elle von Segoviſchem Tuche, welches damit gefärbt war, 20 Kronen gekoſtet habe, daher den nur

die größten Herren in Spanien dieſes Tuch zu tragen pflegten.

Eine höchſt ſonderbare Eigenſchaft der damit gefärbten Wolle iſt es, daß ſie zu verſchiedenen Stunden des Tages ein verſchiedenes Gewicht hat. Dies iſt, nach Ulloa, ſo gewiß, daß der Verkäufer und Käufer, ſobald ſie ſachkundige Leute ſind, jedesmal die Stunde des Verkaufs feſtſetzen, in welcher die Purpurfäden gewogen und abgliefert werden ſollen.

Uebrigens nimmt die Leinewand dieſen Purpur nicht ſo gut an, als die Wolle.

Die geringe Quantität, welche die Schnecken von dieſem Purpur liefern, macht, daß er nie ein wichtiges Handelsprodukt wird werden können.

Bevor wir die Inſekten verlaſſen, verdient wohl eine Fliegenart einiger Erwähnung. Die Axayacatl, ſagt Clavigero, iſt eine Sumpffliege des mexikaniſchen Sees. Sie legt ihre Eier in ſo ungeheuern Klumpen an die Binſen, daß man ſie nicht nur zum Fiſchköder, ſondern ſogar als eßbaren Caviar verbraucht. Bei den Mexikanern und ſelbſt bei den dortigen Spaniern iſt daſſelbe eine gewöhnliche Speiſe. Selbſt Fliegeneier dienen alſo dem Menſchen zur Nahrung!

Von dieſen kleineren Geſchöpfen gehen wir zu den bedeutendern Klaſſen der größern Thiere über.

Ohne durch Aufzählung der vielen Schlangenarten zu ermüden, worunter einige theils wegen ihrer Größe,

theils wegen ihres tödtlichen Gifts (z. B. die Klapperſchlange, die Ahuryaktli u. a.) merkwürdig ſind, führen wir hier nur einige ſonderbare Waſſerthiere aus der unüberſehbaren Menge auf, welche die Gewäſſer von Neuſpanien beleben.

Einige Küſten von Neuſpanien haben einen ſo unermeßlichen Reichthum, ſowohl an eßbaren Fiſchen, als an Cetaceen und an ſogenannten ſchwimmenden Amphibien, daß ſie zum Theil hievon den Namen ſollen erhalten haben. So ſoll die über dem Vorgebirge St. Elena unweit Guajaquil gelegene Küſte Manta, von einer dort ſo häufigen großen Art Rochen (Raja L.) Manta, (d. i. Matrazze, denn er ſieht auf dem Meere ausgeſtreckt einem wollenen Felle ähnlich) den Namen führen.

Dieſes Thier, vielleicht der Stech-Roche (Raja Pastinava) oder der Meeradler (R. Aquila oder R. Batis), iſt nach den Zeugniſſen des Clavigero und Ulloa ein höchſtgefährlicher Feind der dortigen Perlenfiſcher. Er ſenkt ſich auf dieſe unglücklichen Menſchen herab, überflügelt, umwickelt und erdrückt ſie vermittelſt der den Rochen eigenen ſo weit und flügelartig ausgedehnten flachen Seiten des Körpers. Man denke ſich den Eindruck, den ein ſolches Ungeheuer von mehreren Centnern am Gewichte, deſſen Maul mit Zähnen, nach Schneiders paßlichem Ausdruck, wie gepflaſtert iſt, auf einen einzelnen nackten Menſchen unter dem Meere

machen muß! Schon die Alten kannten die traurige Wirkung dieſer Rochen. Plinius bezeugt, die Taucher ſähen ſie gleich einer dunkeln furchtbaren Wolke auf ſich herabſteigen, ſie ſuchten ſie mit langen ſcharfen Eiſen, welche zu dieſer Vorſicht an einem Strick feſtgemacht waren, zu durchbohren. Noch jetzt bedienen ſich zu dieſer Abſicht die Perlenfiſcher um die mexikaniſchen und guaiaquilſchen Küſten eines langen ſcharfen Meſſers.

Auch mit Süßwaſſerfiſchen iſt Mexiko ſehr reichlich verſorgt. Clavigero zählt deren über 100 Arten, welche zur Speiſe dienen. Beſonders iſt der See Chalko, gleich bei der Hauptſtadt, deshalb berühmt. Aber nur erſt durch von Humbolds Nachforſchungen werden wir erfahren, was es für ein Bewandniß habe mit der großen ſonderbaren Eidechſe, welche die Mexikaner Axolotl nennen. Sie lebt im See von Mexiko, und ihr Fleiſch iſt nahrhaft und ſchmackhaft, wie das vom Aale. Schon die älteren Naturaliſten von Mexiko behaupten, dies Thier habe eine wirkliche Gebärmutter, die der menſchlichen auch in ihren periodiſchen Wirkungen ähnlich ſei. Man würde hierauf nicht ſehr achten, wenn nicht Clavigero dies in unſern Zeiten von neuem für eine von Augenzeugen bekräftigte Thatſache ausgegeben hätte.

Die Ornithologie dieſes milden Himmels ließ bereits den Hernandez 200 Arten Vögel zählen. Clavigero kennt aber in jetzigen Zeiten nur allein der eßbaren Ar-

ten mehr als 70; ſchon hieraus ergiebt ſich unſtreitig eine weit größere Anzahl, als die des Hernandez.

Unter den großen Raubvögeln kommen nun hier bereits die berühmten Gaſſenreiniger, die Gallinaſſen (Vultur Aura L.) vor, deren große Anzahl vorzüglich in Südamerika ſo viel zur Reinigung der Ortſchaften und zur Erhaltung einer geſunden Atmoſphäre durch Aufräumung faulender thieriſcher Körper beiträgt. Auch hat Mexiko ſehr vorzügliche Falken, viele redende Papageien und mehrere gute Singvögel. Clavigero geht aber ſicher zu weit, wenn er behauptet, es gäbe dort Nachtigallen, die den europäiſchen nicht nachſtänden. Er nennt beſonders hievon den Centzontli, welches ſo viel ſagt als der Vielſtimmige, eigentlich von vierhundert Stimmen. Die Beſchreibung macht es faſt zur Gewißheit, daß dies die vielſtimmige Droſſel oder die ſogenannte amerikaniſche Nachtigall (Turdus polyglottus L., le Moqueur) iſt. Dieſer Vogel, der ſich auch bereits in den ſüdlichern vereinigten Staaten von Amerika findet, hat freilich das höchſt ſeltene Talent, die Stimmen ſehr vieler Vögel täuſchend nachzuahmen, wird aber ſtets von allen Ohrenzeugen, welche beide Vögel kennen, unſerer Nachtigall in Rückſicht der Trefflichkeit des Geſanges, nachgeſetzt.

Der merkwürdigſte Vogel von Neu-Spanien iſt aber in mehr als einer Hinſicht der Colibri. Das ganze Geſchlecht iſt zwar auf Amerika beſchränkt, aber Neuſpa-

nien iſt einer der Hauptſitze davon. Jetzt ſteigt die Summe der Arten dieſer ſchönſten aller Vögel bereits gegen 70, wovon Neuſpanien in ſeinem ganzen Umfange vielleicht ein Drittel erhalten mag, da diejenigen, welche ſich auf den Antillen finden, gleichfalls hier faſt alle zu Hauſe ſind. Und durch dies Geſchlecht der Colibris hat die Natur wahrlich die animaliſche Welt der weſtlichen Hemiſphäre auf das trefflichſte ausgezeichnet. Denn welch ein herrliches Geſchöpf iſt nicht dieſer Vogel! Ein Meiſterſtück im Kleinen von allem, was man ſich holdes und ſchönes bei einem befiederten Weſen denken mag.

Die feinſte Geſtalt iſt mit Federn bedeckt, die alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silberlaſur erhöhet, von ſich ſtrahlen. Das ſchwarze Auge iſt feurig. Der Schnabel nur wie eine feine gekrümmte Nadel, nicht zu grober Nahrung gebildet, dringt in den Kelch der Blumen und die Zunge ſaugt daraus, wie bei den Bienen, den Honig. Sein Geſang iſt vielmehr ein ſanftes, liebliches, aber doch deutliches Sumſen. Mit der Leichtigkeit des Zephyrs ſegelt er fort, und ſchwebt wie ein Dämmerungsvogel (Sphinx) über ſeine Lieblingsblumen.

Und wie ſchön, ganz dem lieblichen Thierchen angemeſſen, iſt nicht ſein Bau! Das Neſt, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewundernswürdiger Nettigkeit gebauet, iſt auf das zarteſte mit Seide und Baumwolle austapeziert, und hängt mit vieler Vorſicht zwi-

ſchen den elaſtiſchen dünnſten Zweigen der Orangen= und Pumpelmoosbäume, um es gegen große Schlangen zu ſchützen. Hier brüten Männchen und Weibchen wechſelsweiſe mit innigſter Elternliebe die Eier, oft kaum größer als eine Erbſe, und die Jungen, welche anfangs nur die Größe einer Fliege haben. Völlig ausgewachſen wiegt der kleinſte Colibri etwa 20, nach Einigen gar nur 6 Gran. Das Weibchen ſitzt häufiger und länger, während daß das muntere Hähnchen wachſam den vergoldeten Federbuſch, (eines der Unterſcheidungszeichen von dem Weibchen) erhebt und jeder Gefahr Trotz bietet. Nahet ſich der ſtarke Dickſchnabel (gros bec, vielleicht ein Neuntödter, Lanius L., oder kleiner Sperber?) um die Jungen zu erbeuten, dann verwandelt die Vaterliebe das kleine ſchwache Thierchen in den unerſchrockenſten Kämpfer. Mit Wuth fliegt er dem ſtarken Feinde entgegen, und dieſer, der bereits ſeinen Gegner kennt, flieht mit ängſtlichem Geſchrei; aber der Colibri verfolgt ihn, klammert ſich, ſobald er ihn erreicht, mit ſeinen kleinen Krallen unter die Flügel des Dickſchnabels feſt, und bohrt mit dem pfriemenartigen ſcharfen Schnabel gefährliche Wunden.

Ein wonnevoller reizender Anblick iſt eine gezähmte Familie dieſer ſchönſten Vögelchen. Der Pater Mondidier war auf den Antillen ſo glücklich, durch Auffindung eines Colibri=Neſtes mit den Jungen, ſich gleichfalls den Beſitz der Eltern zu verſchaffen. Er ſetzte das Neſt

in ſein Fenſter; nun kamen die Alten, verloren alle Furcht und erzogen die Jungen. Er bereitete ein Gemiſche von Zwieback, ſpaniſchen Wein und Zucker; hierein tauchten die Vögelchen ihre kleinen Zungen und ſogen ſich ſatt. Bald ſchwärmten mit freudigem Geſumſe alle vier Colibris vertraulich und mit innigſtem Behagen um ihren Wohlthäter im Zimmer umher, flogen aus und kehrten wieder zu der Wohnung zurück. In dieſem Genuſſe verſtrichen fünf volle Monate, als plötzlich eine mörderiſche Ratte dem Glücke des Franzoſen ein Ende machte, und die ganze Familie verſchlang.

Die Colibris ſollen ſich durch eine andere Sonderbarkeit vor allen Vögeln der wärmeren Regionen auszeichnen. Selbſt in Neuſpanien halten ſie einen Winterſchlaf, ſo wie man dies bei uns von den Schwalben behauptet.

Schon Hernandez und Gomara bezeugten von den Vicicitli's, den Colibris, ſie ſtürben (erſtarrten) im October auf einem Zweig angeklammert, und erwachten nur erſt im April; daher rühre dort der Name, Huitzitzilin, der Wiedererweckte.

Dies ward von Neuern deshalb geleugnet, weil die Colibri auf St. Domingo in jedem Monat lebend gefunden werden. Clavigero, ein Bewohner Neuſpaniens, bürgt aber jetzt von neuem für das Erſtarren des Colibris in Mexiko. Vielleicht leidet das Thier in noch wärmeren Gegenden von Amerika keinen Winterſchlaf.

Von dieſem ſchönſten Geſchlechte der Vögel zogen die alten Mexikaner einen Artikel des Luxus und der Kunſt. Denn wenn gleich ihre wirklichen Malereien nur grob und ſchlecht waren, ſo malten ſie dagegen ſehr künſtlich mit den Federn der Vögel; oder richtiger, ſie gaben eine Darſtellung von Blumen, Thieren und Landſchaften durch eine Art von Moſaik von Federn, welche ſie auf das künſtlichſte hiezu zuſammenſetzten oder neben einander ſteckten. Acoſta, Gomara und jetzt Clavigero machen uns davon folgenden Begriff. Die ſchönſten Vogelfedern von allen Farben, und daher ganz vorzüglich die Federn der Collbris, wurden den todten Thieren mit ſehr feinen Zangen (pincettes) ausgezogen und nach ihren Nüanzen zuſammengelegt. Mehrere Künſtler vereinigten ſich bei einer größeren Arbeit dieſer Art; und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Feder-Moſaik.

Nach dem vorgelegten Originale, ſei es eine natürliche Blume, oder Thier, oder ein Gemälde, wählten ſie nun die Federn, klebten ſie einzeln neben einander vermittelſt eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeugen und ſetzten dieſe dann ſo genau auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zuſammen, daß es dem Auge unbemerkbar war, und ein treffliches Ganze bildete. Hiezu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft koſtete es den Aufwand vieler Stunden, um gerade eine einzige genau paſſende Nüanze

der Farbe unter den Federn aufzufinden. Dieſe Moſaik erſchien, dem erſten Anblick nach, völlig wie die ſchönſte Malerei, und zwar von den blendendſten, unveränderlichen, durch Goldglanz verſchönerten Farben. Dem Pabſt Sixtus dem Fünften ward eine ſolche Feder-Moſaik vorgelegt, welche das Bild des heiligen Franziskus vorſtellte, nur dann erſt, als er ſich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das ſchöne Bild nicht länger für ein wirkliches Gemälde.

In der Provinz Mechoacan, beſonders in dem Flekken Paſcaro, treibt man dieſe Kunſt aufs höchſte. Man kopirt auf das getreueſte die ſchönſten Gemälde, man verfertigt dergleichen bis zu der Größe und Feinheit der Miniaturgemälde, die man in die Breviere legt.

Doch genug von der Ornithologie von Neuſpanien; wir eilen zu den vierfüßigen Thieren und zu dem Menſchen ſelbſt.

Ohne ſelbſtig zu ſcheinen, darf ich doch anführen, daß es nirgend ſo beſtimmt vorgetragen iſt, als in der zoologiſchen Geographie, *) bis zu welchem Breitengrade hinab die Quadrupeden der alten und neuen Welt aufhören, ſich einander gleich zu ſeyn. Man kann daher in den mittäglichen Regionen von Amerika größtentheils

*) Im 3ten Th.

auf andere Quadrupeden als die der alten Welt rechnen; ein Phänomen, das im Grunde den Geologen wenigſtens eben ſo ſehr intereſſirt, als den Naturhiſtoriker.

Aber noch jetzt herrſcht eine große Dunkelheit über die Säugthiere von Neuſpanien, die hoffentlich gleichfalls durch unſern jetzt ſo berühmten Reiſer zerſtreut werden wird. Offenbar giebt es dort ein oder mehrere hirſchartige Thiere, die unter den Namen der Mazamen bekannt ſind. Hernandez führt deren mehrere Arten an, worunter eine ganz weiße iſt, die die dortigen Gebirge bewohnt. Alle ſind indeß kleinere Thiere als unſere Hirſche, und nach Einigen kommen ſie den Ziegen, vielleicht den Gazellen, in Anſehung der einfachen Hörner, nahe.

Etwas gewiſſer ſind wir über die Raubthiere dieſer Länder. Wir kennen von bedeutenden Katzenarten den fälſchlich ſogenannten dortigen Löwen, den Cuguar; ferner den Ozelot und noch einige Tigerkatzen. Hier leben denn auch einige wilde Hundsarten, z. B. die Coyotl oder Coyote, von ſchwarz und weißgemiſchtem Felle; der Größe nach zwiſchen dem Fuchſe und dem Wolfe. Er richtet große Verheerungen unter den Heerden an, verfolgt die Rehe und wagt ſich ſelbſt zuweilen an Menſchen. Wie weit er von unſerem Wolfe verſchieden iſt, ſcheint noch unbeſtimmt. Noch weniger weiß man, ob die ſonderbaren Arten der Hunde, welche die

Europäer zuerſt in Amerika vorfanden. Alco, oder Techiki genannt, jetzt nun dort vorhanden ſind, da man eigentlich keine weitere beſtimmte Nachricht darüber hat, als was uns Clavigero, faſt gerade wie vormals die alten Naturhiſtoriker von Mexiko, darüber erzählt. Unter dieſen hundeartigen Thieren war dann auch eine buckelichte und eine kleine eßbare Gattung.

Bei den Affen kommen hier gleichfalls mehrere Ungewißheiten vor. So viel ſcheint indeß, aller Einwendungen des Clavigero ungeachtet, ausgemacht, daß alle dortige Affen langbeſchwänzte kleine Thiere ſind, die ſich mit unſeren Pavianen und anderen großen Affen nicht vergleichen laſſen.

Mehrere der ſonderbaren Thierarten, welche der neuen Welt eigen waren, ſind ſchon in der erſten Abhandlung vorgekommen. Hiezu kann man noch das Stachelſchwein mit dem Wickelſchwanze (Histrix prehensilis) und einige andere Quadrupeden ſetzen, wovon weiterhin in der Beſchreibung der ſüdlicheren Theile von Amerika, denen ſie mit Neuſpanien gemein ſind, Nachricht gegeben werden ſoll. Bis dorthin mag auch das ſonderbare wilde Schwein, der Pecari, verbleiben und die Merkwürdigkeiten des Thierreichs von Neu-Spanien mögen mit einer Nachricht des Thierry von den dortigen Vampyren oder Blutſaugern endigen.

Dieſes Thier (Vespertilio Spectrum Linn.) iſt eins der größten unter den Fledermäuſen. Es hat die Ge-

wohnheit zur Nachtzeit ſich an die größeren Thiere, ja ſelbſt an den Menſchen zu machen, ihnen eine Ader zu öffnen und vermittelſt ſeiner ſcharfen Zunge ihnen das Blut auszuſaugen; beim Menſchen wählt es gewöhnlich die Zehen.

Thierry, eben jener Märtyrer der Cochenille, fand, ohnweit Quicotlan im Mexikaniſchen, des Morgens, da er ſein Maulthier beſteigen wollte, das Thier äußerſt ermattet und ganz mit Blute bedeckt. Eine genauere Anſicht zeigte, daß der Vampyr ihm zwiſchen dem linken Ohre und der Mähne eine Ader aufgebiſſen und ihm mehr als 4 Maaß Blut abgezapft hatte. Man erzählte, daß, ſobald ſich eine ſolche Harpye eines Thiers bemächtigt und die Ader eröffet hätte, ſich mehrere dieſer Vampyren ſammleten, um an der Quelle ihren Blutdurſt zu löſchen.

Wir gehen jetzt zu dem Originalbewohner dieſes ſchönen und geſegneten Landes ſelbſt.

In einem Lande von viel tauſend Quadratmeilen unter dem ſchönſten Himmel gelegen, von zweien Seiten vom Ocean eingefaßt, durchſchnitten von großen beelſeten, zum Theil vulkaniſchen Gebirgen, ſo wie von denen von dort aus nach Oſten und Weſten herabſtrömenden Flüſſen; überdies bewäſſert durch ſehr anſehnliche

Seen *) in einem mit der reichſten Fauna und Flora ausgeſteuerten Lande, da bot die Natur alles auf, den Menſchen ein bequemes, fröhliches Daſeln zu ſchenken. Weder der Mangel an Nahrung, noch die Rauhigkeit des Klima's konnte ſeinen Körper verkrüppeln oder ſeinen Geiſt beugen, und zur Mißmuth ſtimmen. Die reiche Abwechſelung der ſchönen Natur mußte ihn vielmehr ſchnell entwickeln, durch Darbietung ſo vielfacher Reize und erhabener Scenen die Seele wecken, und mannigfaltige Talente aus ihm hervorgehen laſſen.

Wenn dann der Ureinwohner dieſem nicht entſpricht, ſo darf man annehmen, daß entweder die Natur des Landes ſelbſt noch zu wenig Kraft hatte, zu wenig ausgebildet, zu jung war, um mit gehöriger Stärke auf den dortigen Menſchen wirken zu können, oder daß die heutigen Einwohner ein ſolches Land noch nicht lange genug bewohnt haben, um mit Nationen verglichen werden zu können, welche in andern Theilen der Erde einem ähnlichen Klima mehr entſprechen.

Soweit auch nur die Geſchichte von Mexiko ins Alterthum hinaufreicht, ſo beſtätigt ſie wirklich die Anſiedlung nördlicher wohnenden Nationen, die aus ihrer rau-

---

*) Z. B. die Seen Nicaragua, Chapallan, Pazquaſa, Chalco, Tezcuco u. a.

heren Heimat durch irgend eine Urſache getrieben, Mexiko zu ihrem neuen Vaterlande wählten. Dieſer Fall paßt für die zweite Hypotheſe. Es mußten hienach ſehr viele Jahrhunderte verfließen, bevor der Menſch der rauheren Zone ganz die glückliche Bildung des Körpers und des Geiſtes annahm, welche ihm der mildere Himmel, die reichere wohlthätigere Natur ſeiner neuen Heimath einzudrücken vermochten.

Die Toltecas ſoll diejenige Nation geweſen ſeyn, welche gegen das 7te Jahrhundert die große Wanderung vorgenommen hat. Sie zog aus einem nordweſtlich liegenden Lande nach Anahuac (Mexiko) und ließ ſich dort nieder. Aber dieſe Nation ſoll dies Land nur etwa 400 Jahre bewohnt haben. Durch Unglücksfälle aufgerieben, wanderte ſodann eine andere noch höher nach Norden wohnende zu dieſem ſüdlichen, milderen Erdſtrich hinab und nahm davon Beſitz; ſie nannten ſich die Chechemecas.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Unterſuchungen weiter zu treiben; genug, auch in der neuen Welt, wie in der alten, war der Norden die große Quelle, woraus ſich der Ueberfluß der Menſchheit nach Süden ergoß.

So viel ergiebt ſich indeß, daß durch dieſe Völkerwanderungen nur noch ein Gemiſch von Nationen in Anahuac und alſo auch in dem heutigen Neuſpanien zurückblieb, deſſen größter Theil aber aus den Chechemecas beſtand. Und wenn die alten Sagen die ſüdlicheren

Toltecas für eine friedliebendere, mehr dem Ackerbau und den Künſten zugethane Nation ausgeben, als die roheren, aus dem höheren Norden entſprungenen Chechemecas, ſo mußten, da letztere die Oberhand hatten, ihre Abkömmlinge, die Mexikaner, auch eine mehr zum Kriege geneigte Nation ſeyn, die aber dennoch die Rudera der Künſte ihrer Urväter zu ihrem Nutzen beibehielt. In uns näher liegenden Zeiten ſollen nachmals noch andere Nationen ſich in dieſen Gegenden angeſiedelt haben, und die Mexikaner, welche Cortez vorfand, waren daher ſelbſt ein Gemiſch vielartiger Stämme, die ſich endlich größtentheils in ein Ganzes vereinigt hatten, und die guten und ſchlechten Eigenſchaften ihrer Väter an ſich trugen.

Neuſpanien umfaßt aber anjetzt ein ſehr großes Gebiet. Es geht vom 21ſten Breitengrade bis gegen den 9ten hinab, und hat daher in ſich ſelbſt ſchon durch dieſe Erſtreckung und noch mehr durch das darüber fortlaufende Gebirge eine bedeutende Abwechſelung des Klimas.

Indeß hat die Vereinigung unter einer und derſelben Regierung, die daher entſtandene ziemlich gleichförmige Behandlung der Menſchen, nothwendig die ſonſtigen Unterſchiede der verſchiedenen Nationen, welche dieſe mannigfaltigen Länder bewohnen, ziemlich vermindert, wenn gleich nicht gänzlich aufgehoben; es hat ſie wenigſtens einander gleichförmiger gemacht.

Die heutige Bevölkerung von Neuſpanien läßt ſich hauptſächlich auf zwei große Hauptklaſſen von Menſchen zurückbringen, die ſodann in mehrere Unterabtheilungen zerfallen.

Der erſte Platz gebührt hievon der Originalrace, den Amerikanern, d. i., den reinen Abkömmlingen von denjenigen Menſchen, welche die ſpaniſchen Eroberer dort vorfanden; wir wollen ſie hier ſtets durch den Namen Indianer bezeichnen.

Die zweite Klaſſe nehmen die dort angeſiedelten Fremden ein, die aus unſrer Hemiſphäre auf irgend eine Art jetzt dort einheimiſch geworden ſind.

Dieſe zweite Klaſſe hat nun mehrere Abtheilungen, welche unter ſich ſelbſt außerordentlich verſchieden ſind.

Den oberſten Rang behaupten unſtreitig die jetzigen Herren des Landes, die Spanier und ſonſtigen Europäer, ohne weitere Vermiſchung mit den Indianern. Die reinen Abkömmlinge hievon ſind bekanntlich die Creolen. *)

Sodann folgen die Afrikaner, die Neger, wovon faſt alle dort als freie Leute leben, und ſich zum Theil unter ſich verheirathen.

Endlich folgen die aus der Vermiſchung dieſer Hauptracen entſprungenen Varietäten; die Spanier nennen ſie

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang S. 37 bis 56.

Caſtas, Caſtizen. Die Verſchiedenheit dieſer Menſchen muß ſehr vielfach ſeyn. Ein Europäer bringt mit einer Indianerin einen andern Menſchen hervor, als mit einer Schwarzen; ein Indianer mit einer Creolin einen andern, als mit einer Negerin. Dieſe Abſtufungen gehen begreiflich ins Unendliche, ſobald man zugleich auf den Abſtand von dem erſten Stamm mitrechnen will; denn ein Creole des dritten Gliedes entfernt ſich bereits mehr von dem Originalſpanier, als der Creole des erſten Gliedes der nächſten Abſtammung. Der zweite Jahrgang dieſes Taſchenbuchs hat über dieſen Gegenſtand weitere Auskunft gegeben. *)

Die erſte, die Hauptrace, der **Indianer**, iſt ein gutgewachſener Menſch von mittelmäßiger Statur, wohlproportionirt; äußerſt ſelten ſieht man einen ungeſtalteten oder fehlerhaft gebildeten. Die Stirn iſt bei den Indianern niedrig, ihr Anblick nicht zuvorkommend, ihre Zähne ſind weiß und feſt, ihre Farbe geſund, aber röthlich braun, faſt olivenfarbig; doch ſind, nach Thierrys Zeugniſſe, die Weiber ziemlich weiß, haben ſehr ſanfte Züge, ja man kann ſagen, daß ſie beinahe durchgängig ſchön ſind. Er ſah ſogar eine reizende Brünette mit den ſchönſten blauen Augen. Dies iſt dann vielleicht eine

*) A. a. O.

Ausnahme; denn ſonſt iſt ihr Auge dunkel, wie das ſchwarze, ſtarke, lange, glänzende Haar. Es iſt übrigens falſch, daß ihnen alle Haare am Körper und am Barte mangelten, nur muß doch ſelbſt Clavigero geſtehen, daß der Bart ſehr dünnhaarig iſt. Ihre Sinne, beſonders das Geſicht, ſind ſcharf und dauern bis in das höchſte Alter; denn es iſt nichts ungewöhnliches, hundertjährige Greiſe unter ihnen zu finden.

Von Temperament ſind ſie phlegmatiſch, gutartig, treu, ſanft, unterwürfig, arbeitſam, zuvorkommend und gaſtfrei. „Ueberall, ſagt der Franzos, tönte mir „ihr Gruß freundlich entgegen, und wie ſehr habe ich „nicht Urſache, ihre gute Aufnahme zu loben." Auch ſcheint es ihnen nicht an Induſtrie zu mangeln, nur werden ſie gar zu hart, faſt wie die Sklaven, mit Arbeit überlaſtet. Sie müſſen Frohndienſte bis 8 d. Meilen weit von ihren Dörfern thun und ungeheure Laſten ſchleppen.

Von ihrer Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe zeugt folgender Zug, den Thierry erzählt. Ein Pferdevermiether, dort Topith genannt, hatte den Franzoſen überſetzt. Er beklagte ſich darüber bei dem Gaſtwirth, und ohne ſeinen Gaſt zu antworten, ſahe dieſer plötzlich den Alcade und ſeinen Beiſitzer mit dem Topith erſcheinen; letzterer ward mit großem Ernſte und Ruhe verurtheilt, ſofort das zuviel genommene Geld, 2 Piaſter, wieder zu erſetzen. Auch mehrere Züge wahrer Herzensgüte und

Theilnahme der Indianer hat uns dieſer Reiſende aufbewahrt, man darf daher allerdings dem Clavigero trauen, wenn er an ſeinen indianiſchen Landsleuten Großmuth und Uneigennützigkeit als Hauptzüge ihres Charakters rühmt.

Im gemeinen Leben ſind ſie ernſthaft und ſtreng, reden wenig. Dennoch geſteht Clavigero ſelbſt, daß das Mißtrauen gegen Fremde ſie oftmals zu Lügen und Betrügereien verleite. Freilich kann man einer ſo ſehr von Fremden unterdrückten Nation dies nicht ſehr verargen, beſonders wenn man bedenkt, daß in den erſten Jahrhunderten die Intoleranz und der niedere Geiz ihrer Ueberwinder Millionen von ihnen umkommen ließ.

Auch iſt ihre Population noch jetzt ſo geringe, daß Thierry oft meilenweit in dem herrlichen Lande keine Dorfſchaften ſahe, und es 20 mal ſo geringe bevölkert hält, als Frankreich vor der Revolution.

Man erſtaunt aber faſt nicht minder über die ehemalige Barbarei der Eroberer von Mexiko, als über die Härte, welche die Spanier noch jetzt gegen dieſe harmloſe Nation ausüben. Coreal und noch jetzt Thierry geben ein trauriges Gemälde von der Gier der dortigen ſpaniſchen Vorgeſetzten. „Die Unterkönige, ſagt Coreal, „ſpielen mit ihren Unterbeamten unter einer Decke. „Sie ſaugen die Indianer bis auf das Mark aus; ſie „verkaufen die Gerechtigkeit um Geld, ſind gegen die „offenbarſte Billigkeit blind und taub. Das ganze Land „iſt voll elender Leute, die vor Armuth verſchmachten

„ und ihre Noth auf das kläglichſte vorſtellen; aber Nie„mand hört darauf. Zu dieſem ungerechten, tyranni„ſchen Verfahren kommt noch eine gleich große Unwiſ„ſenheit. Bei zwei Rechtsfällen, davon der eine ge„rade das Gegentheil des andern war, hörte ich einer„lei Urtheil fällen. Umſonſt ſuchte man dem Richter „den Unterſchied dieſer Fälle begreiflich zu machen. „Doch endlich erheiterten ſich einigermaaßen die Ueber„legungskräfte des Oberrichters (Corregidor); er „erhob ſich von ſeinem Stuhle, ſtrich ſeinen Knebel„bart und ſchwur bei unſerer lieben Frauen und bei „allen Heiligen, die lutheriſchen Engländer hätten „ihm ſeine Bücher, beſonders die des Pabſtes Ju„ſtinianus, woraus er die zweifelhaften Fälle zu „entſcheiden pflege, geſtohlen; allein er wolle die Hunde „alle miteinander verbrennen laſſen, wenn ſie wieder „nach Neuſpanien kämen.“

Wenn alſo in der frühern Periode des edlen las Caſas die unglücklichen Indianer gemartert und aufgerieben wurden, ſo ſieht man, daß zu den Zeiten des Coreal, der 1669. nach Mexiko ging, die traurige Lage der Indier nicht ſehr gebeſſert war.

Die Unwiſſenheit der dortigen Herren erſtreckt ſich auch ſelbſt auf die Geiſtlichkeit. Man erſtaunt über die Beiſpiele, welche Gage, ſelbſt ein Mönch und Miſſionair, und Coreal nicht nur von ihrer Unwiſſenheit, ſon-

dern zugleich von ihrer diſſoluten Lebensart und von ihrem Geize beibringen.

Ein Geiſtlicher gab die Metamorphoſen des Ovids für die Bibel der lutheriſchen Engländer aus, und indem er auf die Kupfer dieſes Buchs zeigte, rief er: „Seht, unter was für Geſtalten dieſe Hunde den Teufel anbeten!“ Sage geräth in gerechten Eifer über das Trinken, Spielen und Fluchen ſeiner amerikaniſchen Mitbrüder, und über den Prunk, den ſie, obgleich in Mönchstracht, führten. Unter der Mönchskutte trugen ſie pommeranzenfarbene ſeidene Strümpfe und Beinkleider von holländiſcher Leinewand, welche mit handbreiten Spitzen beſetzt waren, und um damit groß zu thun, ſchürzten ſie ſich ſehr hoch auf. Chappe, ſo wie auch Thierry, geben noch in unſern Tagen (1769.) den lächerlichſten Begriff von den ſcandalöſen Proceſſionen, wodurch die dortige Geiſtlichkeit die Religion entehrt.

Letzterer zeigt aber beſonders die jetzt noch fortdaurende Mißhandlung der harmloſen Indianer. Sie werden hauptſächlich von den unwiſſenden Unterbedienten deswegen, ſagt er, ſo hart geängſtiget, weil dieſe ſtets noch in dem Wahn ſtehen, ſie hielten heimliche Schätze und Gold verborgen. Dennoch ergab ſich auf das deutlichſte, daß dieſe unglücklichen Menſchen oft keinen deutlichen Begriff hatten von einer ſpaniſchen Goldmünze; ja es war zu Zeiten unmöglich, ein Pezzo doro in einer anſehnlichen Ortſchaft gewechſelt zu bekommen.

Bei allem Drucke verſehen ſie indeß ihre Arbeit und ihre Aemter mit größter Treue; man wählt nämlich die Indianer zu Alcaden. Begreiflich leben ſie dabei ſehr kümmerlich. Einige Tordillas, oder ein wenig geröſteter Maiz, iſt ſchon etwas Gutes, ein Huhn aber etwas Außerordentliches, woran dann auch eine ganze Familie Theil nimmt.

Als hätte die gütige Natur dieſe Ungerechtigkeiten vorhergeſehen, ſo ſehr ſucht ſie den Zuſtand der Indianer durch die vielen dort wildwachſenden Cactusarten oder Fackeldiſteln und ihre Früchte zu erleichtern.

Schon im vorigen Jahrgange*) iſt der Werth der Pitahaias für Californien hinreichend auseinandergeſetzt; hier füge ich nur hinzu, daß die Indianer in ganz Neuſpanien gleiche Vortheile davon genießen. Thierry fand ſogar in Guaxaca eine Art der Opuntien, deren lange, ſchmale, ſpitze Blätter in Waſſer gekocht, mit zerlaſſener Butter, oder ungeſalzenem Schmalze, wie Spargel gegeſſen wurden.

Mit ſo dürftigen Speiſen und dem einfachen Waſſertrunk, der höchſtens mit jenem geiſtigen Saft der Agave, mit der P u l ch e zuweilen abwechſelt, friſtet der treue, arbeitſame, ſchwergedrückte, halbnackte India-

---

*) M. ſ. den 4ten Jahrgang S. 228 u. f.

ner, vormals der Herr dieſer reichen unermeßlichen Länder, anietzo ſein Leben!

Wir werden ſehen, ob dem Bewohner der noch ſüdlicheren Theile der neuen Welt ein beſſeres Loos iſt zu Theil worden; denn da ſchon vormals der Neger und der Creolen gedacht iſt,*) ſo gehen wir nun zu der dünnen Erdzunge, welche Nord- und Südamerika zuſammenhängt, nämlich zu

Panama, Darien und ſodann zu der Terra firma der Spanier.

Höchſt merkwürdig bleibt ſtets die Landenge der Provinzen Veragua und Panama und Darien. Die über ſie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortſetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen Trotz boten, und hiedurch das völlige Zerreißen der beiden Theile der neuen Welt verhinderten.

Wie wenig fehlt ſonſt daran, daß der Ocean nicht auch dieſe dünne Erdzunge zerſtückelt hätte! Man ſehe nur, wie tief das Meer an verſchiedenen Orten bereits hineingedrungen und das Land aufgelöſet oder ausgehöhlt hat. Kann z. B. wohl ein geringerer Zuſammenhang

*) M. ſ. den 1ſten und 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs.

des feſten Landes noch übrig ſeyn, als der beim See Nicaragua in der Papagaienbay, über den 11ten Breitengr. Denn das Land, welches hier kaum noch ein Paar engliſche Meilen in der Breite hält, iſt ſelbſt durch einen natürlichen Kanal, den Fluß Partida, vom Südmeere bis zum See Nicaragua durchſchnitten; und auf der andern Seite führt der St. Johannesfluß von dieſem Landſee gerade ins atlantiſche Meer. Eben ſo tritt dieſes Meer bei der Admiralsbay, beſonders unweit Bocca del Foro (gegen den 8ten Breitengr.) ſehr tief in die Erdzunge hinein. Aehnliche Fälle finden ſich bei Panama ſelbſt und beim Golf von St. Michel, wo die Flüſſe Chagre und bei letzterm St. Maria die natürlichen Canäle zwiſchen beiden Meeren faſt gänzlich vollendet haben.

Wie iſt es möglich, darf man bei genauer Anſicht der Karten von dieſen Ländern ausrufen, daß die geſcheuten, handelsſüchtigen Europäer nicht ſchon ſeit Jahrhunderten irgend einen dieſer von der Natur gleichſam vorgezeichneten Kanäle eröffnet und fahrbar gemacht haben!

Selbſt für den ſpaniſchen Handel wäre der Werth erſtaunlich groß. Alle Schätze und Produkte von Chili und Peru, welche jetzt mit unglaublichem Aufwand von Zeit, Koſten und Mühſeligkeit auf Maulthieren nach mehreren Häfen am Südmeere oder gar nach Portobello geſchleppt werden, würden ſodann nur in der ihnen zunächſt gelegenen Rhede vereinigt, um hierauf nach jenem

großen Centralhafen, der am Kanal zum atlantiſchen Meere führt zu Waſſer, und von dort ſofort zum Mutterlande oder überhaupt nach Europa gebracht zu werden.

Unberechenbar wäre das Leben, der Handel, die Gewerbe und daher der Gewinn in Friedenszeiten bei einem bequemen Durchgang durch dieſe Meerenge von allen Handelsnationen Europens! Nun wäre der große Fahrweg von Nordamerika und von ganz Europa nach Oſtindien, China, ins Südmeer und umgekehrt, eröffnet, und auf die Weiſe Tauſende von Meilen abgekürzet; der ganze Welthandel könnte eine andere Richtung erhalten und Spanien könnte hier dem geſammten handelnden Europa einen Zoll abnehmen, der mit Billigkeit, Rechtlichkeit und Ordnung geführt, wegen der großen Frequenz ihm eine perennirende Goldgrube würde. Eine einzige Million mit Sachkunde zu der Führung eines großen Durchſchnittkanals von Amerika angewendet, brächte ſicher jährlich mehrere Millionen in des Königs Schatzkammer.

Dies Unternehmen, deſſen hoher Werth ſo ſehr in die Augen fällt, iſt indeß noch nicht im Werke, und es wäre nicht unmöglich, daß ein Unternehmer dieſer Angabe noch jetzt die Antwort erhielte, die vor einigen vierzig Jahren ein Grand' Eſpagne über dieſen Vorſchlag gab. „Wenn, ſagte er, ein ſolcher Kanal hätte da „ſeyn ſollen, ſo hätte ihn ja Gott ſicher ſelbſt gemacht!“

Dieſe Landzunge begreift jetzt drei wichtige Provinzen: Veragua, Panama und Darien. Die in der Mitte gelegene Provinz Panama enthält nicht nur die Stadt gleiches Namens als Hauptſtadt der drei Provinzen, welche zuſammengenommen auch das Königreich Terra firma genannt werden; ſondern ihr gehört gleichfalls auch der berühmte See- und Handelshafen Portobello.

Traurig iſt es, daß dieſe Länder bis jetzt zu ſehr wegen ihres bösartigen Klima's bekannt ſind. Das Klima iſt an einigen Orten, z. B. beſonders das von Portobello, vorzüglich dem Ausländer ſo ſehr zuwider, daß in etwas früheren Zeiten keine Frau es wagen durfte, dort ihre Niederkunft zu halten; man brachte ſie deshalb ſchon im 4ten oder 5ten Monate der Schwangerſchaft nach Panama. Die muthvolle Frau eines angeſehenen Beamten machte dieſer übertriebenen Furcht endlich ein Ende. Sie hielt ruhig in Portobello ihr Wochenbette und zwar ſehr glücklich. Seitdem ſind mehrere ihrem Beiſpiel gefolgt. Indeß iſt es unleugbar, daß dieſe Gegend dem Europäer äußerſt gefährlich und nicht ohne Urſache der Kirchhof der Spanier heißt; Ulloa dehnt dies mit Recht weiter aus, er nennt ſie den Kirchhof aller fremden Nationen.

Man rechnet nämlich, daß wenn die Schiffe ſich hieſelbſt einige Zeit aufhalten, entweder die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel der Mannſchaft, aller angewandten Fürſorge ungeachtet, begraben wird.

Die Haupturſache dieſer Schädlichkeit des Klima's liegt in der mit ſehr großer Hitze verbundenen Feuchtigkeit.

Bei einer ungeheuern Hitze ſtrömt das Waſſer in den Monaten December bis im Mai durch faſt ununterbrochene Gewitterſchauer aus den Wolken herab. Das ſtete Krachen des Donners, das aus den Gebirgen, welche die Stadt umgeben, wiederhallet, ſo wie das Geſchrei, welches ſodann die Waldthiere, vornämlich die Tiegerarten und Affen, erheben, dies zuſammen macht einen furchtbaren Eindruck auf den Fremdling. Dabei hindern die dicken Waldungen den zum Austrocknen nothwendigen Grad von Ausdünſtung. In einem ſolchen Klima gedeihen denn alle organiſche Körper, vorzüglich diejenigen, welche der Feuchtigkeit bedürfen, auf eine in Europa durchaus unerhörte Weiſe.

Die Anzahl der Schlangen, Hundertfüße, Scorpionen und Moſquiten auf dieſer ganzen Küſte überſteigt allen Glauben. Wenn es in der Nacht geregnet hat, ſagt Ulloa, dann ſcheinen die Gaſſen und offnen Plätze gleichſam gepflaſtert mit ſechs Zoll langen Kröten; man kann keinen Fuß niederſetzen, ohne einige davon zu zertreten.

Unſtreitig könnte auch hier die Fürſorge des thätigen Menſchen durch Umhauen überflüſſiger Waldungen, Austrocknen der Moräſte und Urbarmachen des herrlichſten jetzt ungenutzten Bodens Wunder bewirken, und viel

Tauſend dürftige Einwohner in glückliche Menſchen verwandeln; allein Spanien hatte ſtets zu große Beſitzungen und zu große Fahrläſſigkeit gegen alles, was nicht im erſten Augenblicke entweder ſelbſt Gold einbringt, oder ſich doch ſofort darin verwandeln läßt.

So viel Widriges aber auch Portobello in Rückſicht des Klima's haben mag, ſo iſt und muß es dennoch, faſt auf eben die Art als Vera Cruz, ſtets einer der wichtigſten Plätze der Erde ſeyn. Ihr guter Hafen an dem atlantiſchen Meere auf dem ſchmaleſten Theile der Erdzunge, und ihr geringer Abſtand von Panama, haben hieher die großen Meſſen gelegt, welche die Handlung von Peru und Spanien mit einander verbinden.

Die Galleonen, auf welchen die edlen Metalle von Peru nach Spanien geführt werden, gehen von dort zuerſt nach Carthagena. Hier warten ſie bis zur Ankunft der peruaniſchen Flotte in Panama. Sobald ſie von der Ankunft derſelben Nachricht erhalten haben, ſegeln ſie nach Portobello. Dann wird dieſer ſonſt unbedeutende Ort, deſſen Population bis dahin auf Neger, Mulatten, und eine geringe Garniſon beſchränkt iſt, plötzlich in einen der lebhafteſten Handelsorte umgeſchaffen. Auch heißt die Zeit vor der Ankunft der Galleonen dort die todte Zeit. Die Preiſe der Wohnungen ſteigen ſodann ſo ungeheuer, daß ein mittelmäßiges Zimmer nebſt einer Kammer für die 40 Tage der Meſſe oft über 1000 Peſos einbringt.

Die Metalle und übrigen Waaren aus Peru werden von Panama aus, woſelbſt ſie von Peru und Chili zu Schiffe kommen, auf Maulthieren eingeführt. Mehrere Züge von Maulthieren, jeder von 100 Thieren, tragen die Kiſten mit Silber und Gold. Dann ſind die Häuſer mit Menſchen, der Markt mit Gold und Silber, theils gearbeitet, mehr aber in Stangen angefüllt. Die übrigen Waaren von Peru, z. B. die Chinarinde, Cacao, Vigognewolle, Bezoar u. a. kommen auf dem kleinen Fluſſe Chagre, der unweit des Dorfes Cruces, 5 Meilen von Panama, entſpringt, zum Hafen von Portobello herab; denn dieſer Fluß, eigentlich Rio de Lagartos genannt, läuft in das atlantiſche Meer. Sobald die Austauſchung dieſer Waaren und zum Theil der Metalle gegen Europäiſche Güter Statt gehabt hat, kehren die Galleonen wieder nach Carthagena zurück, und ſie gehen von dort nach der Havana. Hier vereinigen ſie ſich mit der Flotte, welche zugleich die großen Reichthümer aus Vera Cruz an ſich gezogen hat, und ſo ſegelt dieſes ganze Geſchwader, durch mehrere ſpäniſche Kriegsſchiffe geſchützt, in ſein gemeinſchaftliches Vaterland. Die Reiſe der Galleonen von Spanien begreift bis zu ihrer Rückkehr nach Cadix gewöhnlich zwei Jahre.

Bei jener reichen Meſſe von Portobello iſt aber nichts mehr zu verwundern, als die einfache Art des Handels und das unbeſchränkte Vertrauen, welches bei dem Umſatze von ſo vielen Millionen herrſcht. Es wird kein mit

reichen Gütern angefüllter Ballen einmal geöffnet, keine Kiſte Gold oder Silber unterſucht. Dennoch erinnert man ſich nur ſeit der langen Dauer dieſes Handels eines einzigen Falls, wo im Jahre 1654. alles von Peru gebrachte gemünzte Silber verfälſcht war. Die ſpaniſchen Kaufleute erſetzten auf die rechtſchaffenſte Weiſe den Fremden den Schaden. Der Betrug ward entdeckt und der Urheber, der Schatzmeiſter von Peru, ward gehangen.

Aus obigen Angaben ergiebt ſich nun hinreichend der Werth dieſer beiden, obgleich höchſt ungeſunden, Häfen, Carthagena und Portobello.

Die Natur ſelbſt iſt aber in dieſen Gegenden mit einem unermeßlichen Reichthume organiſcher Körper ausgeſtattet.

Der Totalanblick des Iſthmus, den uns Niemand beſſer gezeichnet hat, als der engl. Wundarzt L i o n e l W a f e r, mag dem Detail vorangehen. Er zieht für die Gränzen eine Linie von der Mündung des Chagre am atlantiſchen Meere, bis zu dem Fluſſe Chepe oder Cheapo, der ſich in das Südmeer ergießt. Auf der einen Seite ſind die Küſten dieſes ſchmalen Erdſtrichs mit den Inſeln Baſtimentos, unweit Portobello, beſetzt, auf der entgegen liegenden, nämlich in der Bay von Panama mit den Königsinſeln (Isl. del Rey) auch Perleninſeln genannt. Der Boden dieſer Krümmung bietet faſt

durchgehends eine ungleiche Fläche dar. Es giebt hie Gebirge und Thäler von großem Umfange, welche durch Flüſſe und Bäche bewäſſert werden. Die meiſten nehmen ihren Urſprung aus der Fortſetzung der Cordilleren. Wafer nennt ſie die hohen Gipfel. Dieſe ſind nicht in gleicher Breite auf der Landenge. Sie halten aber ihre Richtungen und Windungen wie der Iſthmus ſelbſt. Von dieſen Höhen zeigt ſich dem Auge das reizendſte Schauſpiel. Hievon giebt Ulloa folgende Nachricht. „Alle Ge„birge und Waldungen ſind auf der Meerenge mit Thie„ren angefüllt, und beide Reiche der belebten Natur über„treffen ſelbſt Neuſpanien. Bei ſeiner Reiſe von Porto„bello nach Panama queer durch die Erdzunge, ſagt der „Akademiker: das am beſten ausgeſonnene Gemälde „iſt nicht vermögend eine Ausſicht zu entwerfen, die „dieſer gleich käme. Die dicken grünen Gebüſche der „Ebenen erſtrecken ihre Gipfel bis an den Fluß Chagre. „Die Hügel mit den mannigfaltigſten Arten von Bäu„men bedeckt, und durch eine erſtaunliche Menge von „Thieren belebt, gewähren eine Ausſicht, zu deren Be„ſchreibung es an Worten mangelt. In großen Haufen „ſpringen die Affen von vielen Gattungen von einem „Baume zum andern, indem ſich 6 oder 8 aneinander„hängen und auch mit ihren Jungen auf dem Rücken „über das Waſſer ſetzen. Daneben ſieht man eine noch „weit größere Fülle und Mannigfaltigkeit der Vögel, „worunter ſich Berg- und Königshühner, Faſanen,

„Turteltauben, Reiher und eine groſse Menge der „ſchönſten Papageien finden.“

Die genauere Anzeige einiger merkwürdigen Thierarten des Iſthmus verſparen wir, da ſie ihm mit der eigentlichen Terra firma gemein ſind, bis zu der Beſchreibung dieſes Landes. Nur führen wir hier noch zwei Produkte des Thierreichs auf, das eine wegen ſeines Nutzens, das andere wegen ſeiner Schädlichkeit.

Das erſte iſt die beſonders um Panama ſo häufig ſich findende Perlmuſchel (Mytilus margaritiferus). Sie bringt dort eine groſse Thätigkeit und einen beträchtlichen Gewinn durch die berühmte Perlfiſcherei hervor.

Die Gegend, in welcher ſich die Perlen hauptſächlich finden, ſind die Gewäſſer um die Inſeln Tabago und El Rey (Königsinſeln) in der Bay von Panama ſelbſt. Derjenige Spanier, welchem man die erſte Kenntniſs des groſsen Oceans (des Südmeers) verdankt, Nunnez Balboa, war es, der gleichfalls die köſtlichen Perlen von Panama bekannt machte. Er erhielt mehrere derſelben von dem Caziken der Inſel Tabago zum Geſchenk. Ulloa rechnet 43 dortiger Inſeln, bei denen man Perlen fiſchet.

Faſt alle vermögende Leute von Panama halten eigene Neger zu dieſer Fiſcherei; dieſe müſſen dann gute Schwimmer ſeyn und den Odem lange an ſich halten können. Zehn bis zwanzig ſolcher Neger ſendet man nebſt einem eigenen Aufſeher in beſondern Böten, Lanches ge-

nannt, an die Orte der Bay, welche wegen der daſelbſt ſich findenden Perlmuſcheln berühmt ſind. Das Waſſer iſt daſelbſt nicht über 10 bis 12 Klafter tief. Sind ſie dort angekommen, ſo machen ſie das Fahrzeug feſt, binden ſich ein Seil um den Leib und laſſen ſich nebſt einem kleinen Gewichte, um ſchneller hinabzuſinken, in das Meer. Die erſte Perlmuſchel, welche ſie vom Grunde losmachen, nehmen ſie unter den linken Arm; die zweite in die linke Hand; die dritte behalten ſie in der rechten, und wenn es thunlich iſt, nehmen ſie eine vierte in den Mund. Hiermit fahren ſie ſofort in die Höhe, um Odem zu ſchöpfen, und ſtecken alle 4 Muſcheln in ein Säckchen, welches jeder zuvor deshalb an ſich befeſtiget hat. Auf gleiche Weiſe fahren ſie mit dieſer Arbeit fort, bis daß ihr Tagewerk vollendet iſt; denn jeder Neger muß ſeinem Herrn eine beſtimmte Anzahl von Perlen liefern, gleichviel gute oder ſchlechte. Die Muſcheln werden ſodann geöffnet und die Perlen herausgenommen. Finden ſich mehr Perlen als jene zu liefernde Anzahl, ſo ſind ſie das Eigenthum des Negers, der ſie aber gewöhnlich zu einem der verſchiedenen Güte der Perlen angemeſſenen, aber billigen, Preiſe ſeinem Herrn verkauft; iſt die Anzahl nicht hinreichend, ſo ſetzen ſie ihre Arbeit noch länger fort.

Dieſe Fiſcherei iſt, wie bereits zuvor bemerkt worden, wegen der Rochen, Manta, ſehr gefährlich, und dieſe Gefahr wird ſowohl durch die ſehr großen Kuttel- oder

Dintenfiſche (Sepia L.) als vorzüglich durch die mehreren Arten von Haien oder Meerwölfen (Squalus L.) vermehrt. Beide Thierarten erhaſchen, aller angewandten Vorſicht ungeachtet, nur zu oft die fiſchenden Neger; auch ſieht man dieſe unglücklichen Menſchen mehrmalen nur mit einem Arm oder einem Beine wieder aus dem Waſſer hervorkommen.

Die Perlen von Panama ſind wegen ihres ſchönen Waſſers berühmt. Die größte Summe derſelben wird nach Peru verkauft, denn dort treibt das Frauenzimmer den Luxus ſo weit, daß ſie ſelbſt ihre Gürtel und Strumpfbänder damit beſetzen. Die übrigen, die kleinſten, werden nach Spanien zum Handel gebracht.

Das andere Thier, deſſen hier noch ſchicklich gedacht werden kann, iſt die Nigua (Pulex penetrans Linn.) oder wie man ſie auch benennt, die Chike. Dieſer höchſt ſchädliche Floh bewohnt dort, ſo wie in mehreren Theilen der nahe liegenden Länder, das ſandige und ſtaubige Erdreich. Er kriecht an die Füße der Menſchen, dringt unvermerkt in die Haut, und gräbt ſich ohne bedeutenden Schmerz darin ein. Man fühlt indeß dabei ein Jucken, und wenn man ſodann einen ſchwarzen Punkt in der Haut bemerkt, ſo iſt es Zeit, ſofort darauf bedacht zu ſeyn, ihn durch einen Indianer geſchickt herausziehen zu laſſen.

Beſonders niſtelt ſich dies Inſekt entweder unter die Fußſohle oder noch häufiger zwiſchen dem Nagel der Ze-

hen und dem Fleiſche ein. Hier bildet es ſeinen Eierbalg, der mit der Summe der Eier zunimmt. Sodann beginnt der Schmerz; er bringt heftige Entzündung hervor, die, wenn man nicht bald Hülfe ſucht, ſogar in Brand übergehet und zuweilen den Verluſt des Gliedes nach ſich zieht. Es gehört die äußerſte Vorſicht dazu, den Eierſack, der einer kleinen Perle gleicht, mit einer Nadelſpitze aus dem Fleiſche ganz unbeſchädigt herauszulöſen, denn ſobald etwas davon zurückbleibt, läuft der Patient von neuem Gefahr. Eben ſo iſt es äußerſt gefährlich, mit der Operation lange anzuſtehen. Fermin erzählt uns, ein Capuciner, der von Weſtindien nach Frankreich zurückkehrte, habe mit Vorſatz, um dieſes merkwürdige Inſekt und deſſen Wirkung in ſeinem Vaterlande zu zeigen, einen ſolchen Eierſack deshalb an ſeinem Fuße aufgeſpart. Bei der Ankunft in Frankreich hatte ſich aber ein ſo großes bösartiges Geſchwür daraus erzeugt, daß er kaum durch Abnehmung des Beins vom Tode gerettet werden konnte. Uebrigens iſt die Nigua aber wohl zu unterſcheiden von dem Guineawurm, denn dies ſcheint wohl der in dieſen Ländern ſogenannte Makakewurm zu ſeyn, der ſich unter der Haut und dem Fleiſche, beſonders an den Schenkeln zeigt, und ſich durch ein kleines Geſchwür Oeffnung verſchafft. Man windet ihn vorſichtig aus der Wunde.

Daß die Flora dieſer heißen und feuchten Länder ſelbſt dem kundigſten Botaniker unüberſehlich iſt, bedarf wohl

keiner Erwähnung. Wild trifft man hier die Ananas von ganz vorzüglichem Geſchmacke und Geruche. Ebenfalls gedeihet das Zuckerrohr ohne alle Wartung. Ferner finden ſich noch unter hundert andern nutzbaren Vegetabilien die Baumwolle und der Mahotbaum; ſeine Rinde löſet ſich ſehr leicht in Fäden auf, die nicht bloß zu Stricken, ſondern ſelbſt zu Strümpfen und Bändern dient, die den ſeidenen nahe kommen. Endlich kommen hier zwei Arten von Pfeffer und viele Gummi- und Balſamarten, ſo wie die trefflichſten Arzneikräuter, vor.

Freilich iſt hier gleichfalls das Vaterland des höchſt ſchädlichen Mancanillen- oder Manchinillenbaums (Hippomane foliis ovatis serratis, Monoecia Linn.) deſſen ſchönes, hartes, gelbgeadertes Holz den tödtlichen Saft enthält, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften. Es iſt ein ſehr ſtarker Baum, der Geſtalt nach unſerm Apfelbaume ähnlich. Die Blätter ſind eirund, ſägenartig gezähnt und an ihrer Wurzel mit einer Saftdrüſe verſehen. Inwendig enthalten ſie gleichfalls einen milchigten höchſt giftigen Saft.

Die ſchönen rothen Blumen wachſen ährenweiſe; die Frucht kommt aber dem Apfel, beſonders dem Goldpepping, ſo nahe, daß der Unkundige ſehr leicht dadurch betrogen werden kann. Sie umſchließt eine große, ſiebeneckige Nuß von eben ſo vielen Abtheilungen oder Fächern, wovon jedes einen Kern enthält.

Alle Theile des Manchinellenbaums enthalten einen ſo bösartigen ätzenden Saft, daß, wenn nur ein Tropfen dieſer Milch die Haut des Menſchen (die der inneren Hand höchſtens ausgenommen) berührt, ſo erzeugt ſie ſofort, wie Feuer, Blaſen. Es iſt mithin faſt unmöglich, daß ein Menſch die Frucht wirklich genießen könnte, da der erſte Biß bereits den Mund und die Kehle auf das ſchmerzhafteſte in die heftigſte Entzündung ſetzt.

Man behauptet, daß ſogar die von dem Baume auf die Haut fallenden Regentropfen Blaſen ziehen; Waſer gedenkt eines Franzoſen, der auf dieſe Weiſe ſchwer zu heilende Narben, wie von den Kinderblattern, behielt.

Wenn die Caraiben und andere dortige Völker ihre Pfeile mit dem Saft vergiften wollen, dann machen ſie mehrere Einſchnitte in dem Baume ſelbſt. Aus Vorſicht wenden ſie hiebei das Geſicht hinweg und fangen den heraustriefenden Saft in dazu hingeſetzten Muſchelſchaalen auf. Hat ſich dieſe Milch etwas verdickt, dann tauchen ſie die Spitze ihrer Pfeile darein. Ein ſolcher Pfeil behält auf anderthalb Jahrhunderte ſeine tödtliche Kraft. Hievon ſahe der franzöſiſche Naturhiſtoriker Bomare ſelbſt ein Beiſpiel. In dem Zeughauſe von Brüſſel hatte man ſeit 140 Jahren einen ſolchen Pfeil aufbewahrt. Hiemit ward ein Hund nur am Schenkel verwundet. Das Thier ſtarb ſofort nach der Verwundung, ob man es gleich durch mehrere Gegengifte zu retten ſuchte. Dennoch iſt von einigen behauptet worden, Salz, wie auch

Meerwaſſer, dienen dieſen fürchterlichen Safte zum Gegengifte.

Auch Thiere, die ſonſt ſehr eßbar ſind, ſollen, wenn ſie von den Früchten des Manchinellenbaums genoſſen haben, den Menſchen ſchädlich werden. Dies iſt der Fall bei den ſonſt häufig genoſſenen weſtindiſchen Krabben, ſobald ſie die herabgefallenen Manchinellenäpfel gefreſſen haben.

Zur Warnung ſei es erlaubt, bei dieſer Gelegenheit einen ähnlichen, vielleicht wenig bekannten Fall, anzuführen, der ſich im Jahre 1777. in einem ſehr nahe an Deutſchland gelegenen Lande ereignet hat und der durch die gültigſten Zeugniſſe bewährt iſt.

In Nymwegen hatte eine Geſellſchaft gebratene Lerchen gegeſſen. Bald darauf befanden ſich mehrere der Gäſte ſehr übel, und ſie ſtarben, aller angewandten Mittel ungeachtet, unter den deutlichſten Symptomen der Vergiftung. Es wurden ſogleich, ſoweit es nur noch möglich war, alle Speiſen genau unterſucht; und da fand man in den Mägen mehrerer dieſer Lerchen Schierling (Cicuta). Hier ward alſo den Lerchen der Schierling das, was dort die Manchinellenäpfel den Krabben und durch ſie dem Menſchen ſind. Der Lerche ſchadet der Schirling eben ſo wenig, als iene Aepfel der Krabbe. Der Arzt, welcher in Nymwegen dieſe Unterſuchung angeſtellt hat, der D. Man, hat darüber (1778.) in

holländiſcher Sprache eine eigene Abhandlung bekannt gemacht.

Auf dem Iſthmus von Darien und den zunächſt gelegenen Ländern des heißen Amerika hat die Natur außer jenem gefährlichen Baume vielartige Gifte entſtehen laſſen. Hier giebt es nicht nur mehrere ſehr ſchädliche Vegetabilien, ſondern auch mehrere Arten ſehr giftiger Schlangen und Inſekten.

Dagegen hat ſie, wenigſtens für letztere, die dortigen Einwohner durch ein bedeutendes Gegengift in Schutz genommen. Dies iſt, dem Ulloa zufolge, die ſogenannte kleine Bohne von Cartagena (Habilla de Cartagena). Sie iſt die Frucht einer Art von Bindeweide (Bejucos); ihre Länge beträgt einen Zoll und ihre Breite 9 Linien, von Geſtalt iſt ſie herzförmig und platt. Die äußere harte Schale iſt weißlich; der Kern mandelartig und bitter. Er iſt, ſoviel man durch lange Erfahrung weiß, das kräftigſte Gegenmittel gegen den Biß der giftigen Schlangen. Alle Arbeiter auf dem Gebirge oder im Felde, ſo wie die Jäger, genießen, bevor ſie ihre Geſchäfte anfangen, etwas von dieſer Bohne, und halten ſich ſodann vor den Folgen des Biſſes der giftigſten Thierarten geſchützt. Auch hemmt ihr Genuß ſofort die Wirkung des Gifts. Da aber dieſe Mandel ſelbſt von ſehr erhitzender Natur iſt, ſo muß man ſich ſehr in Acht nehmen, bald darauf irgend ein erhitzendes, geiſtiges Getränk zu ſich zu nehmen.

Von den Merkwürdigkeiten der Landenge braucht hier nicht ausführlicher geredet zu werden, da mehrere ihrer Naturprodukte bei den gleichfolgenden Ländern gleichfalls vorkommen.

Wir gehen nun zu dem Bewohner des Isthmus ſelbſt. Auch hierüber erhalten wir wohl durch den Hrn. von Humbold noch mehrere Aufſchlüſſe. Bis dahin mögen uns die älteren Reiſenden, vorzüglich der anſpruchloſe engliſche Wundarzt, Lionel Wafer, hauptſächlich zu Führern dienen.

Die Bevölkerung der Landenge iſt nur geringe, und wenn Wafer 50 Oberhäupter anführt, die damals (1679.) auf einem Hügel als Vaſallen des Fürſten Lacenta wohnten, ſo müſſen jene wohl nur die Väter bedeutender Familien geweſen ſeyn, weil ſich ſonſt eine Art von Widerſpruch in beiden Angaben fände.

Dieſe Menſchenrace iſt gerade und gut gebauet. Wafer, der viele Monate unter ihnen lebte und anſehnliche Reiſen im Lande machte, fand nie einen Mißgeſtalteten. Sie ſind zwiſchen 5 bis 6 Fuß hoch, haben ein gut gebildetes Bein, eine breite Bruſt und ſtarke Knochen. Die Weiber ſind klein und corpulent. Nur im Alter erſchlafft ihr Buſen und ihr Unterleib.

Beide Geſchlechter haben ein rundes Geſicht, große, lebhafte, aber graue Augen, eine hohe Stirne, einen kleinen Mund, dünne Lefzen und ſchöne, wohlgeordnete

Zähne. Im Ganzen ſind indeß die Männer ſchöner, als die Frauen.

Die Farbe der Darier iſt dunkel, faſt rothgelb, etwa wie trockne Orangen. Das lange ſchwarze Haupthaar wird durch eingeriebenes Oel glänzend. Sie kämmen es fleißig mit einem vielfach getheilten Holze. Sowohl den Bart, als alles übrige Haar des Leibes, reißen ſie aus. Dieſe Operation verrichten die Weiber vermittelſt zweier kleinen Stäbe, die ihnen ſtatt der Haarzangen dienen.

Wafer giebt eine umſtändlichere Nachricht, als je ein Reiſender vor ihm, von den hier in Darien vorkommenden Albinos oder ſogenannten Kakerlaken. Wir haben ihrer bereits in Weſtindien im 2ten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs im Vorbeigehen gedacht,*) und ſetzen daher nur noch folgendes von dieſer fehlerhaften Ausartung des Menſchengeſchlechts hinzu.

Man thäte Unrecht, dieſe hier auf dem Iſthmus erzeugten Schwächlinge weiße Neger, wie die ihnen ähnlichen Menſchen in Afrika, zu nennen, da dieſe hier von den kupferfarbenen Amerikanern, jene Afrikaner aber von wirklichen Negern erzeugt ſind. Ihre Haut hat, wie bei den weißen Negern, die todte kalte Farbe

*) S. 46.

des weiſſen Papiers; allein die Kakerlaken von Darien zeigen dennoch den Unterſchied ihres Urſprungs durch das Haupthaar; dies iſt nämlich bei den weiſſen Negern ganz kurz und wolligt; bei den Albinos des Iſthmus hingegen zwar gleichfalls, wie die Augenbraunen, weiß, aber bis auf acht Zoll lang, ſchön, und nur halb kraus. Dabei iſt ihr ganzer Körper mit daunenähnlichen weiſſen Härchen zart bedeckt, ſo daß die Haut deutlich durchſcheint.

Dieſe Albinos, ſagt Wafer, ſind kleiner und viel ſchwächlicher, als ihre braungelben Eltern; ihre Augenbraunen ſind lang und ſichelförmig gebogen; das Auge ſelbſt aber iſt ſo ſchwach, daß ſie das Tageslicht nur bei ſehr bedecktem Himmel ertragen. Hingegen kommen ſie des Nachts hervor, und zeigen, beſonders beim Mondenlicht, völlige Sehkraft und große Lebhaftigkeit.

Unter ihren Landsleuten ſind dieſe kränklichen Menſchen wenig geachtet. Auch ſehen ihnen ihre Kinder, wenn ſie zuweilen welche erzeugen, nicht ähnlich, ſondern ſie beweiſen durch ihr braunrothes, den übrigen Dariern eigenthümliches Colorit, abermals ihren wahren Urſtamm. Mithin machen auch hier die Albinos, ſo wie bei den Negern, keine eigene ſich fortpflanzende Race aus. Eben ſo wenig entſtehen ſie aber durch Vermiſchung des Europäers und des Dariers; denn dadurch kommen ähnliche Nüanzen hervor, ſo wie auch durch Vermiſchung mit dem Darier und dem Neger, die in ſehr vielen Ab-

ſtufungen fortgehen, wie wir bereits bei dem Mulatten und Meſtizen ſahen. *) Allein ſie ſind oder waren wenigſtens zu Wafers Zeiten hier ziemlich häufig. Wafer rechnet auf 2 bis 300 Indianer von natürlicher dunkeler Farbe, einen Albinos. Nähme man auch nur das leztere Verhältniß an, ſo gäbe dies doch bereits von 30000 Menſchen hundert Albinos, und es könnte nicht ſehr ſchwer ſeyn, mehrere dieſer kränklichen Individuen zuſammen zu ſuchen. Hingegen waren dergleichen Menſchen ſowohl in Afrika, als auch in dem heißeſten Oſtindien, z. B. in Java, höchſt ſelten, wie le Bruyer bezeuget. Auch dieſe größere Zahl ſolcher Schwächlinge ſcheint den geringeren phyſiſchen Werth der neuen Welt mit zu beweiſen.

Auch die Darier ſuchen ſich, ſo wie faſt alle rohe unbekleidete Völker, durch Anfärben der Haut zu ſchmücken. Man ſieht blaue, rothe und gelbe Vögel und andere Thiere auf ihren Körpern. Sie bedienen ſich zum Zeichnen eigner Hölzer, wovon das eine Ende zerkauet iſt, ſo daß die Faſern den Pinſel bilden. Die Farben werden, um dauerhafter zu ſeyn, mit Oel abgerieben, und da ſie dennoch mit der Zeit verlöſchen, ſo erneuert man ſie.

---

*) M. ſ. Taſchenb. 2ter Jahrgang S. 47.

Diejenigen, welche aber dem Putze mehr ergeben ſind, gehen hierbei noch vorſichtiger und rafinirter zu Werke. Sie zeichnen nämlich die Umriſſe der ihnen beliebigen Figuren zuerſt mit Farben auf dem Körper vor; ſodann ritzen ſie mit eigenen Dornen die Haut bis aufs Blut auf, und reiben mit der Hand die Farben ein. Ein ſo tätowirtes Gemälde iſt unauslöſchlich. Vorzüglich verſtehen ſich die Weiber auf dieſen Putz der Haut.

Die Männer gehen übrigens, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, völlig nackt; nur ein ſtarkes koniſch gebogenes Blatt verbirgt bei ihnen ein einziges Glied; und ſie tragen die äußerſte Sorgfalt, dies niemals entblößt zu zeigen. Das andere Geſchlecht trägt hingegen eine Art baumwollener Schürzen, die bis zum Knie, ja bis zum Knöchel, herabhangen.

Beide Geſchlechter zeigen überhaupt einen vorzüglichen Grad der Schamhaftigkeit.

Die Feierkleider der Männer beſtehen aus einem hemdenähnlichen Ueberzug, einem Fuhrmannskittel ähnlich, den ſie beim Anziehen über den Kopf werfen und der aus Baumwolle gewebt iſt. Er iſt entweder weiß oder ſchwarz, und wird nur bei ihren Rathsverſammlungen, beim Erwählen des Oberhaupts, oder bei Hochzeiten u. dergl. angelegt; zuweilen gehen ſie hiemit bekleidet in Proceſſion um ihre Ortſchaft.

So ſahe Wafer den Lacenta, eines der größten damaligen Oberhäupter, oder Caziken, von 300 Män-

nern begleitet; diejenigen, welche ſchwarze Oberkleider trugen, gingen vor ihm her, und die mit weißen Kleidern folgten ihm; dabei trug ein jeder einen Speer, der ebenfalls die Farbe ſeines Kleides hatte.

Als Zierrath tragen die Männer ein goldenes mondförmiges Blech an der Naſe, wovon die beiden Enden gerade nur ſo weit auseinander ſtehen, daß ſie den Naſenknorpel zum Feſthalten kneipen. Bei den Weibern iſt hingegen der Knorpel ſelbſt durchbohrt, und darin hängt ein goldener oder ſilberner Ring. Beide legen dieſes Geſchmeide beim Eſſen ab.

Ueberdem zieren ſie ſich noch mit Hals= und Armbändern von Glaskorallen und von Thierzähnen oder Muſchelſchaalen.

Ihre Häuſer, Cabanen, errichten ſie gewöhnlich ohne eine beſondere Ordnung längs den Ufern der Flüſſe. Sie veränderten ihre Wohnungen zu Wafers Zeiten ſehr oft, um den Spaniern, welche ſie als ſtete Feinde anſahen, unbekannt zu bleiben; vielleicht mag ſich dies ſeitdem geändert haben. Ein ſolches Wandern koſtet aber nicht viel Mühe, da die Grundlage ihrer Hütten nur aus ſtarken Pfählen beſteht, die ſie in die Erde ſchlagen. Die Wände dazwiſchen flechten ſie aus Stäben und Buſchwerk, welches alsdenn durch dazwiſchen geworfene Erde oder Thon verbunden wird. Das Dach beſteht aus gut geordnetem Sparrwerk, und ſchützt vermittelſt darüber gedeckter Baumblätter gegen den Regen.

Eine darin gelaſſene Oeffnung dient als Schornſtein zum Abziehen des Rauchs.

Da das Haus weder Abtheilungen noch Stockwerke hat, ſo wohnt die ganze Familie in einem einzigen Zimmer; dennoch hat ein jedes Individuum darin ſeinen eigenen Hamak oder eine Hangematte zum Schlafen.

Das Getraide wird ſtets um die Wohnungen geſäet; man hauet aber, wenn der Fleck, woſelbſt man ſich anbauet, noch Waldung enthält, nur die Bäume ab, ohne die Wurzeln auszuſtocken, und ſteckt die Maizkörner oder die Bohnen einzeln da umher; das Pflanzen geſchieht im April und die Erndte fällt im September oder October.

Zur Sicherheit der ganzen Ortſchaft wird ein Fort, ein allgemeiner Verſchlag, errichtet, das Gemäuer davon hat 10 Fuß Höhe, bei 130 Fuß Länge und 25 Breite. Alle Seitenwände haben eine Menge kleiner Oeffnungen ohne beſondere Ordnung; hiedurch ſchießen ſie ihre Pfeile auf den Feind ab. Jede Seite hat einen Eingang, der aber im Nothfall ſtark verrammet wird. Dieſe großen, einigermaßen befeſtigten, Hallen dienen gleichfalls zu einem allgemeinen Vorrathshauſe.

Außer jenen Feldfrüchten nähren ſich die Darier noch von Caſſave, Yamen, Erdäpfel; ihr Gewürz iſt der Pimentpfeffer.

Geiſtige Getränke verfertigen ſie aus Maizmehl, welches dazu viele Tage eingeweicht wird, ferner aus dem

Safte friſch geſammelter Platanen. Das erſte nennen ſie Chicacopah, das letzte Misla. Es iſt merkwürdig, daß zu dem Chicacopah die Maizkörner zuvor von alten Frauen gekauet werden, da ſie dann ſo vermiſcht mit Speichel ſtärker gähren. Man erinnert ſich hiebei leicht an die Kawa der Südſeeinſeln.

Die Beſchäftigungen der Weiber ſind zwar auch hier, wie bei den meiſten unkultivirten Nationen, ſehr ſchwer; denn ſie pflanzen den Maiz, bereiten das Getränk, und tragen ſogar auf Reiſen das Gepäck; dennoch ſind die Männer ihrerſeits nicht träge. Sie übernehmen die mühſamſten Arbeiten, hauen die Bäume um, reinigen die Pflanzungen und treiben die Jagd. Hiebei leiſten ihnen ihre Hunde ganz vorzügliche Dienſte. Sie beſitzen, ſagt Wafer, den beſondern Inſtinkt, die von ihnen aufgeſpürten wilden Schweine (Pecari) ſo lange eingeſchloſſen zu halten, bis die Jäger dazu kommen und ſie tödten.

In den müßigen Stunden flechten ſie auch Körbe und Netze. Dabei begegnen ſie den Frauen mit vieler Achtung und Liebe.

Auch iſt hier, wenn gleich die Polygamie ſtatt hat, der Ehebruch äußerſt ſelten und wird mit dem Tode geahndet. Die Strafe desjenigen, der einer Jungfrau Gewalt anthut, iſt aber faſt noch ſchrecklicher. Man zerfleiſcht ihm den ſchuldigen Theil, indem ein ſtachlichter Stab darin umgedrehet wird, und hierauf erfolgt

gewöhnlich, aller angewandten Vorſorge zur Heilung ungeachtet, ein höchſt ſchmerzhafter Tod.

Ihre Hochzeiten dauern mehrere Tage. Die Väter übergeben einander die beiden Brautleute mit feierlichen Reden und Tanzen. Hiezu blaſen ſie theils auf einer Flöte mit Seitenlöchern, theils auf den Pan-Flöten von mehreren Röhren verſchiedener Länge neben einander geſtellt. Sobald jene Uebergabe geſchehen iſt, bringen die Hochzeitgäſte den jungen Leuten Geſchenke; hauen ſodann die Bäume nieder, bepflanzen den Platz mit Maiz und errichten für das neue Paar ein Wohnhaus. Hierauf fängt man an Chicacopah zu trinken, nachdem zuvor alle gefährliche Inſtrumente, z. B. Aexte, Meſſer u. dergl. bei Seite geſchafft ſind.

Was ihre Religion anbetrifft, ſo behauptet Coreal, daß ſie die Sonne anbeten. Ulloa geſteht ihnen, ſehr allgemein geſagt, die Religion barbariſcher ungeſitteter Völker (?) zu. Wafer ſchweigt gänzlich davon, ſagt indeß, daß ſie Prieſter oder vielmehr Zauberer halten. Er führt ein ſonderbares Ereigniß als authentiſch an, da dieſe Leute die Ankunft zweier Schiffe viele Tage zuvor, ehe man ſie ſehen konnte, richtig prophezeiheten.

Nur vor wenigen Jahren behauptete ein Franzoſe, deſſen Name mit einem B. anfing, er beſitze ein ähnliches Talent, und dies laſſe ſich aus phyſikaliſchen und optiſchen Gründen herleiten.

Jene Prieſter ſind dann wohl zugleich die Aerzte. Sie beſitzen auch allerdings einige nützliche Kenntniſſe. Wafer hatte das Unglück, durch Schießpulver, welches ſein Landsmann aus Unvorſichtigkeit auffliegen ließ, am Knie ſchwer verwundet zu werden. Obgleich ſelbſt Wundarzt, fand er ſich dennoch ohne Arzneien, denn ſein Neger war entlaufen und hatte ſowohl ſeine Kleider, als die Reiſeapotheke entwendet. In dieſer traurigen Lage ſuchten die Indianer ihnen bekannte Arzneikräuter, verwandelten ſie durch Käuen in einen Brei, ſchlugen dieſen um das verwundete Knie vermittelſt eines Platanenblatts und brachten die Kur dadurch zu Stande.

Sie verſtehen ſich gleichfalls auf das Aderlaſſen und wenden es bei Fiebern und andern Krankheiten an. Hiebei ſind aber ihr Benehmen und das Inſtrument zum Aderlaſſen äußerſt merkwürdig. Der Kranke ſetzt ſich völlig entkleidet auf einen Stein; der Wundarzt bedient ſich dann eines kleinen Bogens zum Abſchießen kleiner Pfeile, welche unweit ihrer Spitze einige in die Runde geſetzte Federn haben, wodurch ſie zurückgehalten werden, tief in die Haut einzudringen. Jetzt werden dieſe Pfeile gegen den Arm oder den Fuß abgeſchoſſen, und bringen jedesmal nur einige Tropfen Blut hervor. Die Operation dauert daher ſehr lange, um eine nur einigermaßen zweckmäßige Quantität Blut zu laſſen. Zwiſchen jedem Abſchießen der kleinen Pfeile ſpringen und geſtikuliren die Aerzte nebſt den Umſtehenden über die ſo glücklich

hervorbringenden Blutstropfen, und vermindern vielleicht hiedurch die unnöthige Quaal des Patienten.

Als der engliſche Wundarzt Wäfer dieſe kindiſche und ſchmerzhafte Methode ſahe, erbot er ſich, da eine der Frauen des Lacenta wegen eines Fiebers gleichfalls hiezu verdammt ward, ihr eine hinreichende Quantität Blut auf eine weit bequemere Art zu laſſen.

Lacenta nahm den Antrag an. Als aber Wafer mit der Lancette eine Ader öffnete, und der Cazike nun den hellen Strom hervorſpringen ſahe, gerieth er eben ſo ſehr in Erſtaunen als in Furcht, und ſchwor bei ſeinen Zähnen (dies iſt ihr unverbrüchlicher Eid) er werde Wafern mit dem Spieße durchbohren, wenn ſeine Frau dadurch in Lebensgefahr kommen ſollte. Das Glück war auf des Engländers Seite. Die Frau genas bald nach dem Aderlaſſe, und Lacenta nebſt allen Dariern ſahen von jetzt den Wundarzt für ein außerordentliches Weſen an. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, und trugen ihn auf allen Reiſen in einem Hamak fort; auch erhielt er bald darauf ſeine Freiheit von dem Caziken, und kam hiedurch nach vielen Gefahren glücklich wieder zu den Engländern.

Die Geiſtesfähigkeiten dieſer Indianer ſind übrigens nicht geringer, als die der zuvor erwähnten Völker. Sie verſtehen es, ſich auf Reiſen ſehr gut zu orientiren. Sie bedienen ſich beim Zählen der Dekadik, und zählen ſelbſt bis auf 100. Wenn ſie 10 (bei ihnen Anivego) nen-

nen, ſo ſchlagen ſie beide Hände offen einmal zuſammen, bei zwanzig zweimal, bei dreißig dreimal u. ſ. w. In ihrer Sprache endigen die Namen der Zahlen alle auf a oder o; dies iſt faſt durchaus der Fall bei den übrigen Worten, welche Wafer uns aufbehalten hat. Die Sprache iſt auch überhaupt weit leichter, als die der Mexikaner, worin oft mehrere Conſonanten aufeinander folgen.

Ihr Charakter hat viel Gutmüthigkeit; nur gereizt und gemißhandelt zeigen ſie Rachſucht. Einige Autoren behaupten dennoch, ſie hätten ehemals Menſchen geopfert, ja ſie wären Anthropophagen geweſen. Wafer ſagt hievon durchaus nichts; er lobt vielmehr ihre Willfährigkeit gegen Fremde; nur die Spanier waren ihnen äußerſt verhaßt, wegen ihrer harten Behandlung, die ſie von ihnen erlitten hatten.

Dieſer Druck hat die Darier denn auch genöthiget, ſich theils durch Gewalt, theils durch Flucht, ſelbſt bis auf uns nahe liegende Zeiten dem ſpaniſchen Joche zu entziehen. Ulloa bezeugt, noch ſelbſt im Jahre 1735, daß die meiſten Einwohner dieſes Theils von Terra firma von dem ſpaniſchen Joche befreiet, wild und unſtet umherziehen.

Von denen unter ihnen durch die Spanier errichteten Rancherien, Miſſionen und anderen Ortſchaften, welche zur Gerichtsbarkeit von Panama gehören, wovon 20

Jahr früher noch eine ſehr bedeutende Anzahl vorhanden war, giebt Ulloa nur noch 20 an.

Dieſes Abſchütteln der ſpaniſchen Oberherrſchaft iſt auch eine der Haupturſachen, weshalb die ſchätzbaren Goldbergwerke des Binnenlandes von Darien größtentheils verlohren gegangen, oder wenigſtens in ihrer Bearbeitung unterbrochen ſind. Nur die gegen die Gränzen des Südmeers hin, in den Provinzen Veragua und Panama, ſind noch ergiebig.

Hiemit mögen die Nachrichten über die Landenge Darien und über die ihr angränzenden Länder von Terra firma, die da vielmehr ſchon zu Neu-Granada gehören, endigen. Es ſcheint nämlich zweckmäßiger, die inneren Provinzen und die weiter hinabliegenden ſpaniſchen Beſitzungen von Südamerika nicht von einander zu trennen. Ebendaher verſparen wir auch für ſie das eigentliche ſpaniſche Guiana, und eilen zu denen hauptſächlich längs dieſer Küſte gelegenen Etabliſſements der Holländer und der Franzoſen.

Guiana.

Die Landſchaft, welche unter dieſer Benennung anjetzt als reiche Beſitzung der Holländer und Franzoſen bekannt iſt, ſollte ihrer Lage nach noch zu dem nördlichen Amerika gerechnet werden. Denn ſelbſt das franzöſiſche Guiana reicht kaum bis zu dem Aequator hinab.

Als ein Gebiet des heißen Erdreichs, über 20tauſend Quadratmeilen groß, im Oſten vom Ocean, in Norden, Süden und Weſten von drei der größten Ströme der neuen Welt, dem Oronoko, dem Amazonenfluß und den Rio Negro eingefaßt, bildet Guiana gleichſam eine Inſel, welche an innerer Produktionskraft mit den fruchtbarſten Theilen der Erde wetteifert. Von vielen Strömen durchſchnitten, die zu Ausführungskanälen zu benutzen ſtehen, bietet ſie die reichſte Ausſicht für den Spekulationsgeiſt des Pflanzers und des Kaufmanns dar.

Ihr erſtes Bekanntwerden ſteigt faſt bis zu den Jahren der Entdeckung von Amerika ſelbſt hinauf. Ojedo, ein kühner Menſch, den der Biſchof von Badajoz, Vorſteher der indiſchen Angelegenheiten, aus perſönlichem Haß gegen Columbus, auserſehen hatte, dieſen großen Mann durch neue wichtige Entdeckungen herabzuſetzen, vereinigte ſich 1498. mit Americus Veſpucci, und dem geſchickten Seemann de la Coſa, rüſtete 4 Schiffe aus und entdeckte glücklich das feſte Land unweit der Mündung des Oronoko. Ojedo ſchmälerte indeß nicht die Größe des erſten Entdeckers von Amerika, aber Veſpucci entriß ihm auf eine ſchändliche Weiſe die Ehre der Benennung. Fünf Jahr nachher ſoll Nunnez Balboa die Länder zwiſchen dem Oronoko und Amazonenfluß etwas genauer unterſucht haben. Vielleicht waren es einige unbedeutende Goldplatten, Schmuck der Oberhäupter oder Caziken dieſer Gegend, welche zuerſt zu der ſonder-

baren Erzählung, oder vielmehr zu dem Mährchen, Anlaß gaben, daß ſich im Innern dieſes unbekannten Landes eine Stadt befände, die einen Palaſt enthielte, worin ſelbſt das Hausgeräth und die größten Statüen aus lauterem Golde beſtänden. Ein Spanier, Namens Martinez, der der Gefangenſchaft in Peru entlaufen, ſoll dieſe Stadt entdeckt und vieles darüber ſchriftlich niedergelegt haben. Bei den Indianern heißt ſie Manoa, bei den Spaniern aber El Dorado; vielen Leſern iſt ſie ſicher aus Voltairens Candide umſtändlicher bekannt.

Dieſe Grille faßte beſonders der berühmte Sr. Walter Raleigh auf,*) um 1595. in Guiana tiefer einzudringen, und, wie er ſelbſt geſteht, größere Schätze aus El Dorado zu holen, als die Spanier aus ganz Peru. Es ward wenigſtens durch dieſe an ſich ſelbſt unglückliche Unternehmung Guiana beſſer als je zuvor bekannt; denn der ſpaniſche General, welchen Raleigh dort gefangen nahm, geſtand, er ſey nie in dieſem Lande ſo weit vorgedrungen, als die Engländer.

Indeß iſt man ſelbſt in unſern Zeiten von Seiten der Holländer ſo wenig als der Franzoſen tief in das Binnenland hineingegangen. Faſt alle Beſitzungen ſind

*) M. ſ. nachmals ſeine Biographie.

ſo zu ſagen Küſtenländer; man kennt vielleicht von keinem einzigen dortigen Fluſſe bis jetzt die Quelle.

Um ſich hievon zu überzeugen, ſehe man nur die beſten Karten der drei, oder nach Andern, der vier holländiſchen Etabliſſements, Eſſequebo und Demerary, Berbice und Suriname.

Das franzöſiſche Guiana, wozu bekanntlich auch die Inſel Cayenne gehört, hat zwar durch den letzten Frieden mit Portugal die Gränzen in Süden bis an die Flüſſe Ariwari und Rio branco erweitert; allein die Revolution hat es wohl bis dahin noch nicht erlaubt, genauere Unterſuchung des Binnenlandes anzuſtellen.

Dennoch haben ſowohl die Holländer als die Franzoſen Guiana ſchon weit über ein Jahrhundert im Beſitz gehabt; ja die Franzoſen beſchifften dieſe Küſten lange vor Raleigh, und ſeit 1624. ließen ſie ſich ſchon am Fluß Sinamary unweit des 10ten Grades, 1635. aber auf Cayenne nieder.

Die Hauptſchwierigkeiten, welche ſich der Kenntniß des Binnenlandes entgegenſetzen, ſind nicht bloß das Klima, vielmehr machen hier die erſtaunlichen dichten Waldungen, welche ein durch die vielen Flüſſe und Bäche ſtets getränkter, oft überſchwemmter moraſtiger Boden hervorwachſen läßt, die größten Hinderniſſe.

Die Etabliſſements der Holländer und Franzoſen in Guiana zuſammengenommen, fangen unter $8\frac{1}{4}$ Grad

N. Br. an und gehen bis gegen $1\frac{1}{2}$ Grad nach Süden hinab; ſie erſtrecken ſich mithin etwa durch 7 Breitengrade. Temperatur, Natur ihres Bodens und daher ihrer Produkte weichen ſo wenig von einander ab, daß dieſe Kolonien als ein Geſammtland hier behandelt werden können.

Das ſo eben verfloſſene Jahrhundert hat das meiſte zur Aufklärung dieſer Länder und ihrer mannigfaltigen Produkte beigetragen.

Unter den Franzoſen haben beſonders Des Marchais, Barrere, Condamine, Aublet und jezt Piton; unter den Spaniern Ulloa und Caulin; von dem holländiſchen Gujana aber Hartſink, Bankroft, Fermin und Stedman bedeutende Aufſchlüſſe gegeben.

In Gujana herrſchen nur zwei Jahreszeiten, ſo wie dies bereits von Weſtindien *) vorgekommen iſt; nämlich die trockne und die naſſe. Dieſe theilt man indeß in viere: in zwei naſſe und zwei trockene Zeiten. Auf die kleinen Regen folgt nämlich eine trockene oder vielmehr heiße Jahrszeit. Hierauf treten die großen Regen vom März bis zum Junius ein; dieſe Zeit iſt dort unter dem Namen des Winters bekannt. Sodann folgt die kürzere

---

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang diſes Taſchenbuchs S. 9 u. f.

trockne aber heiße Jahrszeit. Indeß herrſcht doch die Feuchtigkeit; und die Uebergänge von einer Veränderung zur andern geſchehen ſtets durch fürchterliche, wochenlange Donnerwetter, die häufig Menſchen und Thiere tödten.

Einem ſo ungeſunden Klima widerſtehen kaum die Urbewohner; nach ihnen noch am beſten die unter dem heißen Himmel gebornen Neger. Aber die Europäer leiden erſtaunlich. Beſonders iſt die geringere arbeitende Klaſſe der Fremdlinge, z. B. die Matroſen, den ſchrecklichſten Folgen der großen Regen, wenn die Sonne faſt lothrecht Guiana trifft, ausgeſetzt. Fermin ſahe im Jahre 1756. oftmals in einem einzigen Tage 8 Begräbniſſe dieſer Schlachtopfer des Klimas. Freilich trug ihre rohe Lebensart hiezu gleichfalls das ihrige bei; denn die ſtets von ihnen zum Abkühlen genoſſenen Orangen und Zitronen nebſt dem Zuckerbranntwein und dem Waſſer erzeugen hier fürchterliche, unheilbare Coliken und Blutflüſſe.

Wie ſehr könnte aber die ſachkundige Thätigkeit des Menſchen dieſe Uebel mindern! Ausrotten der Waldungen, Austrocknen und Urbarmachen der Moräſte, Reinigen und Zuſammenleiten der Flüſſe, verwandelte dieſe fruchtbare Erde in ein geſundes und wahrhaftes El Dorado.

Denn der Boden ſelbſt zeigt das trefflichſte Erdreich nebſt den ſchönſten Wieſen (Savanne) u. ſ. w.; und im tiefen Weſten zeigen ſich große Gebirge; die Mütter ſo

vieler jetzt ſüdlicher, dann höchſt einträglicher Gewäſſer.

Aber auch ſelbſt bei dieſer Vernachläßigung erzielt der Europäer große Reichthümer aus den mannigfaltigen koſtbaren Naturprodukten von Guiana.

Jene Stapelwaaren Weſtindiens,*) Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Baumwolle, Indigo, Caſſave, Roucou und anjetzt mehrere dorthin geführte Gewürze Oſtindiens, als der Zimmt und die Nelken geben hier alle den reichlichſten Ertrag, viele bringen ſelbſt doppelte Erndten, die ſchönſten Früchte, Orangen, Zitronen, Limonen, Kokus, Ananas, Piſang, Papaien, ſelbſt der Wein gedeihen trefflich, nur unſer Kernobſt bekommt dorten nicht.

Unüberſehbar iſt die ganze Flora von Guiana; Niemand lehrte dies beſtimmter als der Botaniſt Aublet. Hierunter finden ſich die vorzüglichſten Arzneikräuter und Hölzer zum Färben, zum Bauen und Auslegen für den Ebeniſten; auch giebt es mehrere Gummiarten. So führt Aublet ſowohl das Campecheholz als den Färbebaum (Sunira tinctoria) auf, durch deſſen Rinde man Seide und Baumwolle hochroth färbt.

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs, S. 123 u. f.

Hier findet ſich das Eiſenholz (Robinia Panacoco); die Pekea butinosa ſehr vorzüglich zum Schiffbau; das Letternholz (Piratinera gujanensis); das ſchöne Atlasholz (Satin wood; Ferolia gujanensis).

Unter den Bäumen, die da Harz oder Gummi liefern, verdient derjenige beſonders genannt zu werden, wovon wir das elaſtiſche Harz, Caoutchou, erhalten. Dieſer Baum (Hevea gujanensis) iſt ſehr hoch, hat aber nur eine kleine Krone und an ſeinem Stamme ſelbſt keine weitere Zweige. Das leichte zähe, aber biegſame Holz kann zu kleinen Maſten genutzt werden. Seine Blätter ſind denen des Manioc *) ähnlich. Seine Frucht iſt dreieckig und enthält drei Saamenkörner, Mandeln, welche eßbar ſind und ein als Butter brauchbares Oel geben.

Die Nation der Omaguas hat die Portugieſen hauptſächlich die Art der wichtigſten Benutzung des Baums gelehrt.

Man macht viele Einſchnitte in den Baum und überſtreicht mit der daraus fließenden Milch zuvor bereitete beliebige Formen. Iſt die Flüſſigkeit erhärtet, dann erweicht man die Form im Waſſer, oder man zerſchlägt ſie. Auf die Weiſe erhält man dadurch nicht nur Fla-

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs.

ſchen, ſondern ſelbſt Stiefeln, welche dem Waſſer undurchdringlich ſind. Die erſtaunliche Elaſticität dieſes Harzes liefert elaſtiſche Arm- und Halsbänder; vorzüglich aber gute Sprützen; hiezu dienen Flaſchen von Caoutchou mit einem langen, engen Halſe. Daher kommt der Name Bois de Seringue, Sprützenholz. Die Chirurgie benutzt dies Harz als Sonden und elaſtiſche Ringe.

Auch giebt fein damit überzogenes Zeug, Leinwand oder Seide, ein dem Waſſer undurchdringliches Wachstuch. In neueſten Zeiten haben wir es in Aether und in verſchiedenen Oelen wieder aufgelöſet und die aeroſtatiſchen Bälle damit überzogen.

Den Indianern leiſtet dies Harz noch einen andern bedeutenden Nutzen. Sie brennen es, länglicht geformt, ſtatt der Lichter und Fackeln. Es leuchtet gut und giebt daneben einen Wohlgeruch; eine einzige Fackel dauert gegen 12 Stunden. Dieſen letzteren Nutzen gewährt aber dort noch ein anderer Baum, die Virola sebifera. Aus ſeinen Früchten erhält man ein Oel, welches durch die Kälte gerinnt und allgemein zu Lichtern verbraucht wird.

Zu den vielen vegetabiliſchen Merkwürdigkeiten gehört noch beſonders der Coumier de la Guiana. Er liefert ein Harz, das von Anſehen und Geruch, wie auch im übrigen Eigenſchaften dem Ambra gleichkommt; hiedurch

ſind einige Naturforſcher bewogen, den **Ambra** vegetabiliſchen Urſprungs anzunehmen.

In einem Lande, wo man ſich nur auf wenige Stunden von den Küſten entfernen darf, um ſofort unter der unerträglichſten Hitze in Moräſten zu waden, wo der abgehärtete Krieger nicht ohne Lebensgefahr auf der Erde ruhet, ſondern, um der Näſſe und den Sumpfthieren zu entgehen, nur in erhöheten Hangematten*) unweit des Feuers ſchläft, da muß die Natur eine unermeßliche Menge Ungeziefer hervorwachſen laſſen, denen der Moraſt und der feuchte Schatten ihr wahres Vaterland iſt, und die ſich von ihnen ähnlichen Thieren, Gewürmen, Inſekten, Amphibien oder von wäſſerigten Pflanzen ernähren.

Niemand hat auf eine ſo ehrenvolle, heroiſche, einzige Art unſere naturhiſtoriſchen Kenntniſſe über dieſe Gegenſtände trefflicher erweitert, als eine Deutſche! die berühmte Sibilla Merianin aus Frankfurt am Mayn. Dieſe Frau machte für die Zeit, in welcher ſie lebte, für den damaligen Stand der Wiſſenſchaften und beſonders für den der Naturgeſchichte, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, Epoque.

Waren ihr, als Tochter des berühmten Kupferſtechers und Topographen Merians, und als Gattin eines

*) M. ſ. das Kupfer.

Malers,*) die zeichnenden Künſte gleichſam väterliches Erbtheil, ſo mußte ſie dennoch wahrlich vom höchſten Enthuſiasmus für die Naturkunde beſeelt ſeyn. Ein ſchwaches Frauenzimmer, verläßt ſie Verwandte und Vaterland, vertrauet ſich dem weiten Meere und trotzt einem Klima, das für das tödtlichſte der neuen Welt anerkannt iſt! Und dies alles nur allein, um die reiche üppige Natur von Surinam ſelbſt zu erforſchen! Zu Anfange des letzten Jahrhunderts (1701) ging ſie dorthin ab. Unter gefährlichen Krankheiten ertrug ſie die ganze Gewalt des lothrechten Strahls und der mephitiſchen Feuchtigkeiten. Mit eiſerner Beharrlichkeit durchzog ſie die dumpfigen Waldungen und die naſſen Savannen; ſammelte Inſekten, Amphibien und Gewürm; beobachtete ihre Natur, ihre ganze Lebensart; ſtellte ſie in den trefflichſten Zeichnungen mit lebendigen Farben dar, und arbeitete unerläßlich, bis ihr Körper dem Klima erlag und ſie ſich nur durch die Rückkehr nach Europa (1701) dem Tode entriß.

Vier Jahr nach ihrer Rückkunft trat dann das Meiſterwerk über die Surinamſchen Inſekten ans Licht.

---

*) Sie hatte ſich an den Maler Gräfe in Nürnberg verheirathet, trennte ſich aber von ihm wegen ſeines ſchlechten Betragens, und nannte ſich nach ihrem Vater.

Dies prächtige, außerordentliche Werk (Histoire des Insectes d'Europe et de Surinam, und beſonders Metamorphosis Insectorum Surinamensium. Amstel. 1705. fol.) hat uns für dieſen Theil der Naturgeſchichte und für viele andere dortige Thierarten und Pflanzen gleichſam eine neue Welt eröffnet.

Dennoch war ihr raſtloſer Forſchungsgeiſt hiedurch nicht geſättigt. Ihre Tochter verheirathete ſich nach Suriname; und dieſe, gleichfalls eine Forſcherin und Künſtlerin, ſandte der Mutter von dort aus alles, was ſie in der Naturgeſchichte Neues entdeckte. Indeß hatte die große Reiſe, jenes böſe Klima, die vielen Anſtrengungen der ſeltenen Frau vielfache Krankheiten und Leiden zugezogen. Sie erlebte nicht das Glück, ihre trefflichen Werke völlig bekannt gemacht zu ſehen. Sie ſtarb 1717. im 70ſten Jahre, aber ihre jüngſte Tochter beſchenkte die Welt mit dem dritten und letzten Theile der Arbeit der außerordentlichen Mutter.

Bei Eröffnung der Werke der Merianin bleibt man mit Recht im Zweifel, ob man mehr über den Reichthum der dortigen Natur oder über ihre Schönheit und Pracht ſelbſt in den am mindeſten geachteten Geſchöpfen erſtaunen ſoll.

Schmetterlinge, oft von der Größe mittelmäßiger Vögel, glänzen durch den blendendſten Laſur (Papil. Menelaus; Teucer; Idomeneus u. a.), durch Spiegel, die das Auge täuſchen (les Portes miroirs Papil

Clio Psidii u. a.), durch Perlemutter und Gold (Papil. Leilus; Helena; Veuillae; Cupido) und alle übrige der herrlichſten Farben in wunderbarer Miſchung zuſammengeſtellt.

Selbſt die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellet, durch ein eigenes Geſchlecht geflügelter Inſekten, deſſen großer phosphoreſcirender, hellleuchtender Kopf den Menſchen im Dunkeln wie eine Fackel leitet, da am Tage die ſchönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen (Fulgora laternaria L., der große Laternenträger).

Dagegen erzeugen ſich denn aber in dem dortigen Klima eine ungeheure Menge widriger Inſekten, die den Einwohner tauſendfachen Leiden bei Tage und bei Nacht ausſetzen. Spinnen von der Größe einer Mannshand, die ſelbſt kleine Vögel verzehren (Aranea avicularia L.) *) ſind durch ihre Biſſe noch gefährlicher als die vielen Skorpionen und Skolopendren.

Die Zancuden, Mapeien, Maringoings und Muſkiten (Culex haemorrhoidalis? L. pipiens) ſind die nächtlichen Blutſauger, während daß am Tage vielartige

*) Dieſes widrige Thier hegt doch große Mutterliebe. Es trägt ſeine Eier im Eierſacke mit ſich ſtets umher.

Bremſen, Stechfliegen (Tabanus cayennensis, mexicanus, occidentalis, ruficornis, L.) Weſpen und Bienen (Vespa Lanio, striata, cyanea; Sphex caerulea, ruficornis, argillacea; Apis Surinamensis; argillosa; versicolor, u. a.) ihn bei Tage mit ihren Stacheln ängſtigen. Zugleich verheeren oft große Züge von Heuſchrecken und Ameiſen die Pflanzungen; die Termiten aber ganze Gebäude.

Von den wilden Bienen auf Surinam verdient hier ein ſonderbarer Charakterzug auf Stedmanns Zeugniß einen Platz.

In der hölzernen, temporairen Wohnung, welche Stedmann auf ſeinem Zuge gegen die Maron-Neger errichten ließ, hatte ſich zugleich ein Schwarm wilder Bienen an der oberen Wand angebauet. Hier wohnten ſie mit ihrem Hausherrn und ſeinem treuen Neger Quaco in größter Harmonie, als Stedmann eines Tages den Beſuch eines Fremden erhielt. Ueber dieſen fielen die Bienen mit Ungeſtüm her, und zwangen ihn unter fürchterlichen Schmerzen das Haus ſchnell zu verlaſſen. Aus gerechter Furcht, von ihnen gleichfalls zerſtochen zu werden, gab Stedmann ſogleich Befehl, das Bienenneſt durch Feuer hinwegzuſchaffen, aber ein alter Neger hielt ihn zurück. „Herr, ſagte er, ſie hätten euch längſt ge-„ſtochen, wenn ihr ihnen feind wäret. Ihr und eure „Leute dürft dreiſt, ſogar bis zu ihrem Neſte hinaufge-

„hen, und ſie werden als Miethlinge die Hausgeſellſchaft „unverſehrt laſſen.“

Jetzt ward der Neger Quaco, zur Probe, beordert, nackend zu dem Neſte hinaufzuſteigen, die Bienen ließen ihn ruhig. Stedmann ſelbſt machte den Verſuch; er ſchüttelte ſogar ihr Neſt. Sie ſummeten ihm zwar um den Kopf, aber keine einzige Biene ſuchte ihn zu verletzen.

Eben dieſer alte Neger betheuerte auf das gewiſſenhafteſte die Wahrheit von folgender noch merkwürdigeren Thatſache. Auf der Plantage ſeines Herrn ſtehe ein alter Baum. Darin habe ſich ſeit langen Jahren eine Geſellſchaft von Bienen und von Vögeln eingeniſtet, und lebten mit einander in der vollkommenſten Eintracht. Nahe ſich aber ein anderer fremder Vogel dem Baue der Bienen, ſo werde er ſogleich von jenen befiederten Mitgenoſſen gemeinſchaftlich vertrieben; dagegen vertrieben die Bienen alle fremde Bienen, die ſich den Neſtern der Vögel näherten. Wegen dieſer Merkwürdigkeit hege der Herr der Pflanzung und deſſen ganze Familie eine ſolche Achtung für den Baum, daß ihn, als ein Heiligthum, nur allein die Zeit zerſtören ſolle.

Die Summe der Amphibien iſt in Guiana gleichfalls eben ſo zahlreich, als außerordentlich. Unter den Schlangen, wovon mehrere zu den giftigſten gehören, verdient hier die Waſſer-Mutter Aboma oder Boiguacu, einer beſondern Erwähnung. Sie iſt von der Rieſenſchlange

(Boa Constrictor L.) ſowohl durch die Größe, noch mehr aber durch zwei Krallen, wie der Sporn eines Hahns, welche ſich, wie Stedmann bezeugt, gegen das Ende des Leibes befinden, verſchieden. Ihre Farbe iſt auf dem Rücken grünlichſchwarz, die Seiten ſind gelbbraun, und beides iſt mit regelmäßigen weißen Ringen ſchön geſteckt. Sie iſt auf 30 Fuß lang und hat die Dicke eines Menſchen; übrigens völlig ohne Gift. Ihr Kopf iſt breit und platt, aber im Verhältniß zu ihrem Körper klein; der groſse Rachen hat eine gedoppelte Reihe Zähne; die hervorſtehenden Augen ſind glänzend, und der ganze Körper iſt mit Schildern oder großen Schuppen beſetzt.

Als Stedmann dies Ungeheuer auf ſeinem Marſche in den waldigen Moräſten von Suriname entdeckte, lag ſie aufgerollt unter dem abgefallenen Laube und Geſträuch; ſchoß die gabelförmige Zunge hin und her; und ſchien gleichſam Feuer aus den Augen zu ſprühen. Zweimal ward ihr Körper mit Kugeln durchbohrt, aber ſie ſchlug nur deſto wüthender um ſich, und alles Geſträuch mähete ſie in ihrer Nähe wie mit einer Sichel ab. Nur erſt durch den dritten Schuß, der den Kopf traf, ward ſie erlegt. Dennoch machte die noch im Körper zurückgebliebene Lebenskraft es anfangs gefährlich, ſich ihrer zu bemächtigen. Ein Neger warf ihr die Schlinge eines ſtarken Taues um den Hals, zog hiemit den Körper aus dem ſumpfigen Lager hervor und erſtieg mit dem Taue

AME.

1) ... Barke 4) der ... 5) Kolibri ...

UNIV. OF MICH.

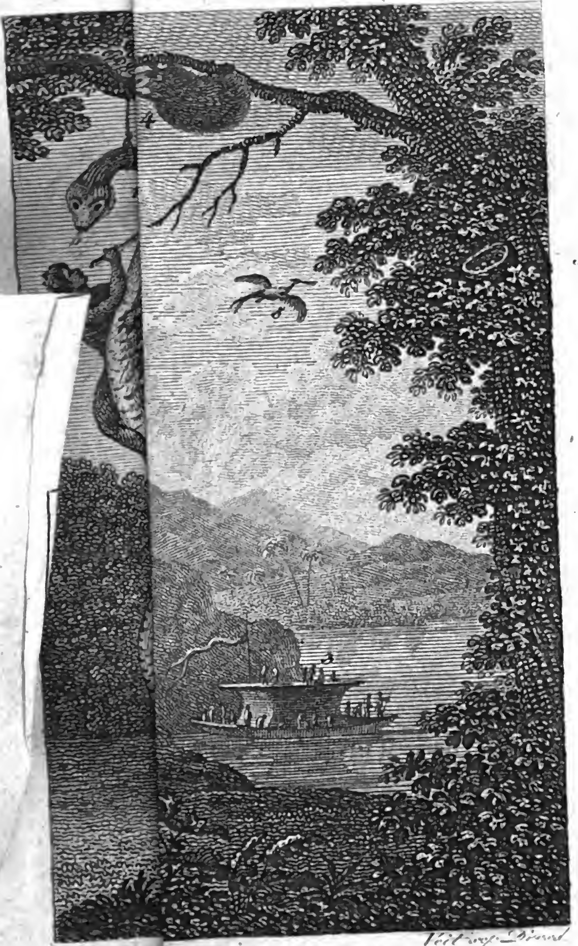
…in Neger w…

…n den Hals, …

…n den Hälschen. Ein Neger warf ihr die …

… Taues um den Hals, zog hiemit den Körper auf

…umpfigen Lager hervor und erstieg mit dem Tau…



Veit sc. Dresd

.A ME.

1) d..nigs Barke 4) der A.. 5) Kolibri u. Nest.

UNIV OF

einen Baum. Er warf das Tau über einen ſtarken gabelförmigen Zweig, ein paar andere Neger zogen nun dadurch das Thier in die Höhe. In dieſer Stellung beſtieg der erſte Neger, ein ſtarkes Meſſer zwiſchen den Zähnen, den Baum, von ihm aber die Schlange ſelbſt, klammerte ſich mit den Beinen daran feſt, und weidete das Thier nun aus. *)

Außer der ſchönen Haut zum Ausſtopfen erhielt man 4 Gallonen (gegen 40 Pfund) Fett; und wohl eben ſo viel war verlohren gegangen. Dieſes Oel iſt ſehr ſchätzbar bei Quetſchungen und Verwundungen, und wie der Arzt Fermin verſichert, iſt es ein treffliches Mittel gegen den Rheumatismus.

Selbſt nach der Ausweidung und dem Enthäuten äußerte der Körper noch Spuren des Lebens.

Die Aboma oder Boiguacu nährt ſich von großen Thieren, die ſie, aufgerollt und unter verfaulten Baumſtämmen, Mooſe und Laube verborgen, durch Ueberfall erreichen kann; denn zum Verfolgen iſt ſie unbehülflich. Sie zerbricht großen Thieren die Knochen durch ihr eigenes Gewicht und durchs Umſchlingen; ſodann begeifert ſie ihre Beute im Rachen, bevor ſie ſie verſchlingt. Sie begnügt ſich indeß auch mit kleineren

*) M. ſ. das Kupfer.

Thieren. Fermin fand in der Boiguacu, welche ihm 4 Neger noch lebend zuſchleppten, ein Faulthier, einen Ameiſenfreſſer (Tamandua) und ein Legouana (Lacerta Iguana L.). Der Menſch hat nur im Fall des Hungers von ihr zu fürchten; auch machen die Neger Jagd auf dies mächtige Thier, da das weiße Fleiſch von ihnen gegeſſen wird.

Außer der Aboma zählt Fermin noch 20 verſchiedene Arten von Schlangen auf Suriname, und außer dem Alligator, der Leguane und dem Chamäleon noch 9 Arten Eidechſen.

Das Geſchlecht der Fröſche enthält aber in Guiana die ſonderbarſten Amphibien.

Nicht leicht hat die Natur ſcheußlichere und zugleich merkwürdigere Geſchöpfe hervorgebracht, als zwei Arten surinamiſcher Kröten. Die erſte iſt die gehörnte Kröte (Rana cornuta palpebris conicis Linn.). Der übermäßige Kopf dieſes großen Thiers wird ſchon durch den weiten Rachen gräßlich, noch weit mehr aber durch die Augenlieder. Dieſe erheben ſich tutenförmig über das große wilde Auge und bilden darüber beträchtliche hornförmige Spitzen. Der breite warzige ſtachliche Körper iſt dabei mit breiten braunen Linien überlaufen, und vermehrt das äußerſt widrige Anſehen des ganzen Thiers. Der engliſche Naturforſcher Shaw und hienach die Herausgeber des Museums des Wunderbaren haben eine gute Zeichnung davon geliefert.

Die gehörnte Kröte iſt ſelbſt in Guiana ſeltener, als die noch weit merkwürdigere Pipa.

Bei dieſer Kröte (Rana Pipa; digitis anticis muticis quadridentalis posticis unguiculatis L.) darf man mit Recht ausrufen: Unbegreiflich iſt die Natur, ſelbſt in ihren mindeſten Werken! Unerreichbar unſerem Geiſte und unſern Sinnen! Durch die verachtetſten Geſchöpfe demüthiget ſie plötzlich unſer geſammtes Wiſſen, unſre vermeinte Weisheit!

Als die genaueſten Forſcher der Natur, ein Löwenhoek, Swammerdam und Röſel die Erzeugung der Fröſche durch jahrelanges Beobachten zu ergründen bemühet geweſen waren, glaubte man, alles ſey erſchöpft über die Zeugung dieſer Amphibien. Mit Bewunderung ſah man in Röſels unſterblichem Werke über die Fröſche, wie das Männchen von unſerer europäiſchen Kröte den Hebammenmeiſter bei ſeinem Weibchen macht. Aber wie ſtaunte man nicht über eine Kröte, die Pipa, welche ihre Eier und ihre Jungen auf dem Rücken ausbrütet. Dies ſchien auf einmal unſere durch vieljährige Beobachtungen entdeckten Geheimniſſe der Zeugung dieſer Thierarten zu vernichten. Schon mußte die Natur bei der Pipa gerade allen ihren bekannten Geſetzen entgegen wirken. Im Rücken ſollte ſich bei ihr die Gebärmutter endigen; von innen hinaus ſollten die Jungen dadurch an die Luft treten.

Endlich ſchwanden, durch die fleißige Forſchung Fermins im Vaterlande des wunderbaren Thieres ſelbſt, alle dieſe Unnatürlichkeiten. Die Anatomie fand die inneren Zeugungstheile der Pipa gerade wie die der übrigen Froſcharten; auch traf die Fortpflanzung ſelbſt hiemit zu. Nur die eigentliche Entwickelung der Eier oder des Laichs zeigte ein durchaus ungeahntes Phänomen. Wenn die weibliche Pipa die Eier von ſich gelaſſen hat, faßt das Männchen den Laich und ſtreicht ihn auf den Rücken des Weibchens; legt ſich, wie Fermin ſahe, Rücken gegen Rücken darauf und drückt, indem es ſich darauf wälzt, die Eier in die ſchleimige Haut des Weibchens feſt. Hierauf nimmt es die umgekehrte Lage an und befruchtet, wie die übrigen Fröſche, dieſe dort feſtgehefteten Eier.

Dies alles beobachtete Fermin an einem Paare dieſer Kröten, die er während vieler Monate in einer mit Waſſer gefüllten Grube ſeines Gartens erhalten hatte.

Die Eier verwachſen ſodann mit der warzigen Rükkenhaut der Mutter, und nach einigen 80 Tagen entwickeln ſich daraus die jungen Kröten, völlig wie unſere Fröſche, nämlich als Kaulquappen mit kleinen Schwänzen. Von letzteren iſt man durch die hierin entſcheidende Blumenbachſche Zeichnung jetzt völlig überführt.*)

*) M. ſ. Blumenbachs Abbildungen, 4. Heft. Nr. 36.

Wenn alſo die Mutter hier die Brut auf ſich trägt und auf ſich ausbrütet, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß den Eiern, ſelbſt unter jenem heißen Himmel, ein höherer Grad von Wärme, die Wärme des Leibes der Mutter, zu ihrer Entwickelung nöthig ſei.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß die Pipa gezähmt werden kann. Stedmann ſahe auf Surinam einige dieſer Kröten, die da als Hausthiere mehrere Jahre lebten.

Unter der kaum aufzuzählenden Menge des Gefieders, wodurch die Wälder Guianas belebt werden, giebt es ganze Geſchlechter, die dieſen und den umliegenden Ländern vorzugsweiſe eigen zu ſeyn ſcheinen.

Ohne das große Heer der Papageien anzuführen, gehört hieher von den minderbekanntern das Geſchlecht der Pipra. Man kennt bereits über 25 Arten; die meiſten finden ſich in Guiana. Zwar ſind dies nur kleine, unſern Meiſen ähnliche Vögel, aber ſie prangen mit den ſchönſten Farben (z. B. Manacus superbus) und verſchiedene Arten derſelben, z. B. der gold- und rothköpfige Manakin findet ſich dort in ſehr großen Schaaren.

Ein andres Geſchlecht der Vögel von Guiana iſt wegen ſeiner Fähigkeiten merkwürdig.

Die Pſophia, ein dem Kraniche nahe ſtehendes Thier, zeichnet ſich durch ſeine Stimme, noch mehr aber durch den Grad ſeiner Zähmung und Anhänglichkeit an den Menſchen von den meiſten uns bekannten Vögeln

aus. Der Trompetenvogel (Psophia crepitans L.) iſt größer und beſonders ſtärker gebauet als der Brachvogel (Numenius arquata L.) hat einen kürzern Schnabel als der Kranich, faſt wie der des Trappen. Die vierzehigen ſtarken Füße haben nur kurze Nägel.

Den Körper trägt er, wie die Kraniche, aufrecht, läßt ihn auch häufig nur auf einem Beine ruhen.

Gewöhnlich iſt die Hauptfarbe ſchwarz, bei Andern ſpielt ſie ins Grünliche.

Das Sonderbare beſteht in dem trompetenähnlichen Tone ſeiner Stimme, die gleichſam aus dem Bauche hervorzukommen ſcheint. Dennoch fand Pallas durch die Anatomie hiezu keine beſondere Einrichtung der Kehle, nur war der Luftſack ſehr weit und zellicht gebauet.

Dieſe Vögel äußern eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an den Menſchen. Sie gehen nicht nur dreiſt in den Häuſern umher, ſie ſchmeicheln ihren Herrn, und geben ſogar bei ſeinem Wiederſehen ein Freudengeſchrei von ſich. Sie folgen ihm ſogar über die Straße, verweilen vor dem Hauſe, in welches er hineingegangen iſt, und warten bei Tiſche hinter oder neben ſeinem Stuhle, um von ihm Brod, Fleiſch oder Fiſche zu erhalten.

Viele Merkwürdigkeiten der Ornithologie dieſer Länder wären hier noch zu erwähnen, z. B. des ſchönen Sonnenreihers (Ardea Helias. Oiseau du Soleil. Fermin) der wegen ſeines trefflichen Gefieders, wegen des

nati.

UNIV. OF

lbes der Sonne, ſo ſich im Innern der ausgebreiteten
igel zeigt, und endlich wegen der ſteten Bewegung
nes Körpers gleich auffallend iſt.

Mögen jetzt Guianens übrige Thierarten, welche
ichfalls Braſilien und Peru gemein ſind, bis zu den
ichrichten über dieſe Länder verſpart bleiben; nur el-
s ſei uns erlaubt, hier noch der Geſchichte des dorti-
n Menſchen vorangehen zu laſſen, da es in den Haus-
lt und die Beſchäftigungen der Einwohner beſonders
ngreift. Dies iſt nämlich der

Manati oder Lamentin.

Dieſes Thier (Trichechus Manatus dentibus
niariis inclusis L.) iſt auch deswegen dem Natur-
iſtoriker wichtig, weil es die Quadrupeden mit den Wall-
ſchen verbindet. Es ſteht ihnen bereits näher als die
Seehunde (Phoca). Bei dieſen ſind nämlich die Hin-
erbeine, obgleich nur kurz und wie im Leibe verſteckt,
ennoch wirklich vorhanden, die Vorderbeine nebſt ihren
Zehen aber deutlich wie an den übrigen Quadrupeden.
Beim Lamentin findet ſich zwar das Vorderbein nebſt
ſeinen vier Zehen oder Nägeln, allein das Ganze iſt von
einer eigenen Haut beutelförmig umgeben, gleicht da-
durch einigermaßen einer kurzen breiten Schaufel, und
dient trefflich als Ruder; von dem Hinterbeine hinge-
gegen iſt auch keine Spur. Der Schwanz iſt ziemlich
breit, aber kurz, und wie Daubenton ſagt, biberähnlich.

Der ſtarke Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeißers, beſonders durch die herabhangenden Oberlefzen. Die Augen ſind klein; die äußern Ohren fehlen gänzlich, es iſt nur eine Gehöröffnung vorhanden; dennoch hört das Thier ſcharf. Ebenfalls fehlen oben und unten alle Vorderzähne; nur allein mit Backenzähnen weidet der Manati Seegewächſe, ſeine einzige Nahrung, ab; aber er ſäuft ſüßes Waſſer, daher man ihn beſonders an den Mündungen der Flüſſe findet. Die breite, platte Schnauze hat weite Naſenlöcher und iſt mit ſtarken Borſten beſetzt. Sein Laut kommt dem eines Ochſen ähnlich. Der tonnenförmige Leib hat gleichfalls die Dicke eines Ochſen. Die ganze Länge des Thiers beträgt oftmals auf 16 Fuß, und ſein Gewicht 500 bis 800 Pfund.

Der Manati iſt ein Thier von ſanftem Naturell; ja er ſoll keines unbeträchtlichen Grades der Zähmung fähig ſeyn, ſelbſt ſeinen Namen kennen und ſich rufen laſſen. Aus dem Waſſer aber gleich den Phoken herauszugehen, dies erlaubt ihm ſeine Bildung nicht. Das Thier lebt ſowohl bei den Antillen als am Senegal, in Congo, wo es unter dem Namen der Meerjungfer bekannt iſt. Aber in weit größerer Anzahl findet es ſich an den Küſten von Darien und an den Mündungen der Flüſſe von Guiana. Im Amazonenfluſſe ſteigt es bis zu den Waſſerfällen hinauf.

Dieſes groſse Thier ſäugt ſeine beiden Jungen wie der Wallfiſch; und ſoll monogam ſeyn.

Es ſchläft oftmals, indem es den Kopf über dem Waſſer empor hält. Dies bietet den Einwohnern von Guiana eine ſehr bequeme Gelegenheit dar, es zu entdecken und ſich ihm zu nähern.

Es iſt aber die Jagd des Lamentins oder Meerochſen, wie man ihn hier nennt, für ſie ein ſehr wichtiges Geſchäft, das beſonders im Julius und Auguſt auf folgende Art von ihnen unternommen wird.

Drei bis vier Indianer, oft gebraucht man auch hiezu Neger, rudern, ſobald ſie den Meerochſen entdeckt haben, in einem Kahne in möglichſter Stille auf ihn zu, und ſchieſsen, wenn ſie nahe genug ſind, mehrere Wurfpfeile, eigentlich Harpune, auf ihn ab;*) dieſe ſind an einer ſehr ſtarken Linie von 30 bis 40 Klafter befeſtigt. Die Linie des Wurfpfeils laſſen ſie dem ſodann ſchnell fliehenden Thiere nachſchieſsen, da die Linie zugleich mit flachen Hölzern verbunden iſt, ſo entdecken ſie durch dieſe ſtets obenauf ſchwimmende Hölzer den Weg des angeſchoſſenen Thiers; ſie ſuchen ihm ſodann noch mehrere Wurfpfeile beizubringen, wodurch der Lamentin ſich verblutet, worauf er entweder in den Kahn gezogen wird, oder,

*) M. ſ. das Kupfer.

im Fall der Körper zu groß iſt, durch eine Linie, die ſie ihm um den Hals werfen, durch den Kahn fortbugſirt wird.

Das Fleiſch des Lamentins iſt trefflich; es kommt dem beſten Schweinefleiſch ſehr nahe. Selbſt die Haut, wenn ſie gekocht wird, iſt eßbar, und hat viel Aehnliches mit gekochten Ochſenfüßen. Sonſt kann man auch ein dichtes Leder daraus bereiten. Das Fleiſch wird in Stücken zu zwei bis drei Pfund geſchnitten und zweimal geſalzen, hierauf von den europäiſchen Kaufleuten in Fäſſern verſandt. Die Indianer, denen es an Salz fehlt, dörren es wie andere Fiſche.

Die Bewohner von Gujana.

Auch in dieſem Theile der neuen Welt müſſen wir genau den urſprünglichen Menſchen von den dort eingewanderten und den durch dieſen eingeführten unterſcheiden. Der Eingewanderte, der Europäer, iſt freilich dort anjezt der Herr, oder vielleicht, wie überall, wo dieſes hochkultivirte Geſchöpf ſich nur ſehen läßt, allgewaltiger Tyrann; allein die Natur rächt ſich dafür an ihm. Das Klima ſtraft ihn, verändert ihn; und dieſe Veränderung verdient daher bemerkt zu werden. Der Originalbewohner, als der hier am weiteſten verbreitete Menſch, behauptet indeß bis jezt noch die erſte Stelle.

Sowohl das holländiſche als das franzöſiſche Guiana war und iſt noch jetzt faſt von einer größern Anzahl indiſcher Nationen bevölkert, als Nordamerika. Wahrſcheinlich ſind ſie nicht alle von ein und demſelben Stamme. Nur allein in dem franzöſiſchen Guiana nennt Barrere gegen 50 verſchiedene Völkerſchaften. Uebrigens theilt eben dieſer Reiſende dieſe Völker überhaupt in Indianer der Küſte und Indianer des Binnenlandes oder der Waldungen.

Eins der hauptſächlichſten Völker von Guiana haben wir bereits umſtändlich kennen gelernt, nämlich die Caraiben.*) Denn dieſe hätten ſich von dort auf den Antillen niedergelaſſen.

Eine zweite Hauptnation heißt die Galibis. Sie kommt den Caraiben ziemlich nahe; und mehrere Schriftſteller nehmen jene gar für Abkömmlinge der letzteren an. Wir werden indeß die Galibis hier genauer anzeigen.

Nach ihnen giebt Barrere den Cuſſaniern und Maraonen den zweiten Rang. Stedmann rühmt aber beſonders wegen ihrer körperlichen Schönheit und Geſchicklichkeit die Arrowaukas.

---

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs, S. 24 u. f.

Einige dieſer Völkerſchaften zeichnen ſich durch höchſt ſonderbare Gewohnheiten aus. So halten die Nationen, welche um die Mündung des Amazonenfluſſes wohnen, eine platte Stirn und einen flachen Hinterkopf für eine große Schönheit; ſie preſſen daher ihren Kindern die Köpfe vermittelſt zweier Bretter in dieſer Richtung zuſammen.

Die Akoguouas ſetzen ihren Schmuck darin, Papageienfedern in der Backe zu tragen; hiezu durchbohren ſie die Wangen.

Dagegen graben die Pallcurs ſchwarze Cirkellinien, die von einem Ohre über das Kinn zum andern gehen, auf ihr Geſicht, und tragen zugleich Ringe in der Naſe.

In vielen Stücken kommen indeß dieſe Nationen mit einander überein; und wir dürfen deshalb hier nur beſonders auf einige der Hauptnationen Rückſicht nehmen.

Die Indianer von Guiana ſind nicht ſehr groß; von Farbe röthlich braun, kommen aber weiß zur Welt. Sie haben einen ſtarken Unterleib und langes, ſtraffes, ſchwarzes Haar; aber nur wenig Bart; und auch dieſen reißen ſie aus, ſo wie alles Haar am Leibe ſelbſt.

Die Weiber ſind zart gebauet; haben kleine Augen (Fermin ſchreibt ihnen größere Augen zu) von Farbe und Haaren den Männern gleich; zeigen aber eine angenehme Freundlichkeit, und ſind überhaupt nichts weniger als häßlich. Ihre ganze Bedeckung beſteht gewöhnlich nur

in einer Camiza, einem kleinen Schurzfelle, um dasjenige zu bedecken, was die Sittlichkeit befiehlt. Aber dieſer Schurz ſchützet auch wider die Inſekten, und dienet als Suſpenſorium für die dort häufigen Brüche. Die Weiber beſetzen dieſe Schürze unten mit Korallen; die Männer laſſen die Streifen oft lang herabgehen.

Alle Indianer färben ſich ſtark mit Roucou, das mit Kajaputöl (Ol. Ricini) abgerieben wird; einige laſſen ſich, wenn ſie in den Krieg gehen, ſchwarze Streifen auf den Körper, mit einem ſehr dauerhaft färbenden Pflanzenſaft, zeichnen.

Von Jugend auf zu allen körperlichen Uebungen gewöhnt, ſind ſie treffliche Schwimmer, Fiſcher und Jäger. Dies Volk, ſagt Pitou, hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füße eines Hirſches und die Gelehrigkeit eines Hundes.

Sie ſind gaſtfrei und als Freunde gutmüthig; aber träge, argwöhniſch und gereizt glühen ſie von unverſöhnlicher Rache. Dieſe zu befriedigen, iſt ihnen jede Methode gleich; der Pfeil, die Keule oder das Gift. Von letzterm haben ſie ganz beſondere Kenntniſſe, dabei verſtehen ſie es, ſich deſſen mit tiefſter Verſtellung bei dem heiterſten Freundſchaftsmale zu bedienen.

Sie lieben die Völlerei; und in dieſer Lage ſind ſie aller Laſter fähig. Nüchtern haben ſie aber große Enthaltſamkeit. Selten zanken ſie, und betragen ſich, der Nacktheit beider Geſchlechter ungeachtet, ſehr anſtändig

gegen die Weiber. Sie leben in Polygamie; dennoch iſt der Ehebruch ſelten, wird auch in Rückſicht der Frau, ja oftmals des Verführers, mit dem Tode beſtraft. Pitou erzählt davon ein merkwürdiges Beiſpiel, welches zugleich in Rückſicht ihrer Sitten überhaupt hier ſchon einen Platz verdient.

Um dieſe Stelle gehörig zu verſtehen, muß man wiſſen, daß ein Knabe ſeinem Vater Hyroua, von dem, was zwiſchen der Mutter, Liſbe und ihrem Liebhaber Makayabo, einem Freunde des Vaters, vor der Zuhauſekunft des Letzteren vorgegangen war, Nachricht gegeben hatte, und daß Letzterer einen großen Schmaus gab, bei welchem ſich gleichfall der Liebhaber unter den Gäſten befand.

Nachdem die ganze Geſellſchaft beiſammen war, wandte ſich der Vater zu dem vermeinten Liebhaber der Frau und ſagte: „Du haſt meine Frau erwartet; ihr „ſeid mit einander einverſtanden. Wir müſſen deshalb „aufs Reine kommen. Du verſtehſt mich.“ Bei dieſen Worten ergriff er ſein Boutu *) und der Kampf be-

*) Eine Keule aus ſehr feſtem Holze, etwa zwei Fuß lang und einen Zoll dick; in der Mitte ſchmal, an beiden Seiten gegen 4 Zoll breit. Die Franzoſen nennen ſie von dem Gebrauch, den die Wilden im Kampf und im Kriege davon machen, Casse-tête.

gann. Füße, Fäuſte und Zähne wurden dabei benutzt. Der Boutu fliegt auf die Seite; ſie drehen ſich um, packen einander, würgen, heben und werfen ſich auf die Erde von Blut und Schweiße triefend. So kämpften dieſe beiden rüſtigen Männer an Kräften ziemlich gleich, zu dreienmalen, als endlich der Liebhaber, der gewandter war, dem Manne einen ſo harten Schlag verſetzte, daß dieſer zu Boden ſtürzte und zum weitern Kampfe unfähig ward. Jetzt ging aber die Frau auf den Sieger los, hieb ihn in den Arm und ſpaltete ihm gleich darauf den Kopf, daß er todt vor ihr niederfiel. Die Verſammlung bezeugte durch ein großes Geſchrei und Händeklatſchen ihren Beifall, und in demſelben Augenblick nahmen alle Männer, als hätten ſie es verabredet, mit einander ihren Boutu zur Hand und prügelten ihre Weiber. Dieſe vertheidigten ſich nur ſchwach, ſie ertrugen es ſichtlich gerne. Denn als der Franzoſe aus Unwillen über dieſe Grauſamkeit die eine Frau, welcher ihr Mann den Kopf blutig geſchlagen, dieſem Wütherich entriß, ging ſie ein Paar Schritte fort, ergriff den Bogen des Mannes und ſchoß ihm empfindlich auf die Schulter. Sie ſchäumte vor Wuth, daß er ſie den Schlägen des Mannes entzogen hatte und rief: „wenn er mich „ſchlägt, ſo thut er es, weil er mich liebt.“ Pitou mußte ſich entfernen, denn alle Weiber nahmen Parthei gegen ihn. Wie ſehr erſtaunte er aber, als eben dieſe Frau ihn bald darauf wieder aufſuchte, während daß ihr Mann

und die Gäſte den Rauſch ausſchliefen. Sie bat ihn dringend, zurück zu kommen. „Sei unbeſorgt, redete „ſie ihn an, Niemand wird dir etwas ſagen, ſobald du „uns nur nicht in unſern Liebkoſungen, noch in unſern „Schlägen ſtörſt.“

Indeß war der Ausgang dieſer Geſchichte noch weit trauriger. Nachdem Hyroua nebſt der Geſellſchaft den Rauſch ausgeſchlafen hatten, führte er den Franzoſen in den Suwa oder den großen Verſammlungsſaal des Dorfs; hier lag die Leiche des erſchlagenen Liebhabers, eines nahen Verwandten des großen Zauberers. Der Indianer blies in ein großes Ochſenhorn; auf dieſes Zeichen kam das ganze Dorf nebſt dem König in der Suwa zuſammen.

Und nun hob eine förmliche Anklage, ein Todtengericht, gegen den von der Frau erſchlagenen Liebhaber Makayabo an. Hyroua trat auf und ſprach zum Könige: „Mein Weib, mein Canot, meine Pfeile und „mein Boutu ſind mein einziges Eigenthum. Makayabo „hat mir meine Gefährtin nehmen wollen; mein kleiner „ner Ywam hat es mir hinterbracht; ich ſchwöre es „beim Tamouzy (dem guten Gott) und beim furchtbaren „Hyruka (dem böſen Gott, dem Teufel). Ich habe ihn „nur für dieſen Frevel beſtraft. Ich will einſchlafen „und unter Hyrukas Macht gegeben werden, wenn ich „Dich, o König! betrüge.“

Zur Vertheidigung des Getödteten nahm nun deſſen Bruder das Wort. Er ſagte, indem er den Leichnam hielt:

„Ich kam von der Jagd; Liſbe begegnete mir. Ich „half ihr durch den benachbarten Strom, und ſie ging „früher, als ich, zu ihrer Hütte; dies iſt mein ganzes „Verbrechen.“

Jetzt ſtand der König auf und entſchied auf folgende Weiſe:

„Ich weiß genug. Makayabo hat Liſbe über„fallen. Tamouzy wird ihn richten, und er ſoll nicht „unter uns ſchlafen dürfen! Sein Canot und ſeine „Pfeile gehören ſeinem Bruder.“

Hierauf ward der Leichnam in den Wald geſchleppt und den Courmons (der Beſchreibung nach wahrſcheinlich der Aasgeyer, Vultur Aura) zum Futter hingeworfen.

Bald nach dieſer Begebenheit überfiel die Nation der wilden Androyos dies Dorf, gerade bei einem feſtlichen Tanze. Die meiſten wurden von den an Mannſchaft weit ſtärkeren Androyos erſchlagen; hierunter auch der König und Hyroua. Die Sieger zeigten ſich völlig als Anthropophagen. Sie wühlten, ſagt Pitou, wie wüthende Thiere mit dem Kopfe in den Leibern der Sterbenden.

Das Dorf ward zerſtört; die Uebergebliebenen errichteten aber ein neues, und wählten den Sohn des

umgekommenen Königs zum neuen König. Dieſer ſprach nebſt ſeinem Bruder um die Hand der Töchter der Liſbe an, und die Hochzeit ſollte gefeiert werden, ſobald der große Zauberer hiezu würde die Vorkehrungen getroffen haben.

Der große Zauberer war aber der Gemahl von Barka, der Schweſter des erſchlagenen Makayabo. Auf dem Hochzeitsfeſte kamen daher die beiden größten und zugleich bedeutenden Feinde, Liſbe und Barka nothwendig zuſammen.

Die Bräute waren kurz zuvor für mannbar erklärt worden, und hatten deshalb, den Sitten der Wilden zufolge, lange Faſten und andere ſehr harte körperliche Proben *) beſtehen müſſen.

Der große Zauberer ordnete ſodann die Hochzeitsfeier an, wozu die ſtarken Getränke in großer Menge bereitet waren. Barka ſchmeichelte hiebei der Liſbe außerordentlich und Pitou hielt dies für ein ſicheres Zei-

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs S. 51. Die Proben, welche die Mädchen beſtehen müſſen, um mannbar erklärt zu werden, ſind faſt eben ſo hart, als die dort beſchriebenen. Sie werden in der auch den großen Ameiſen ausgeſetzt, die ſie auf das ſchrecklichſte martern.

chen der völligen Verſöhnung. Sie hatte die Couions (große Gefäße für die Getränke) für die Prinzen, für Liſbe, ihre Töchter und den Franzoſen ſelbſt bereiten und füllen laſſen. Dieſem bot ſie die Schale zuerſt an; glücklich genug für ihn, daß er ſich mit ſeinem Uebelbefinden entſchuldigte. Aber die Uebrigen tranken und bald darauf ergriff ſie der ſchrecklichſte, brennendſte Schmerz. Es war der Todesſchmerz, denn Barka hatte ſie mit einander vergiftet. Der König und ſein Bruder bekamen früh genug von einem anderen Zauberer oder Pyaye wirkſames Gegengift; ſie entgingen daher, nach einem lethargiſchen Schlafe, dem Tode. Allein Liſbe und ihre Töchter wurden Opfer der Rachſucht. Barka ward hierauf der Vergiftung überführt, und troß den Verwünſchungen des großen Zauberers, der die Richter mit Tamouzy und Hyrouka bedrohete, zum Tode geführt.

Der große Zauberer war nebſt ſeinem Sohne entflohen in ſeinem Canot; allein die Rache des Himmels ſchlief nicht. Man fand ihre Leichen bald darauf nebſt dem von den Wellen zerſchmetterten Canot, an dem Fuße eines Felſen.

So endigte dieſe romanähnliche, aber in Rückſicht der Sitten der Wilden von Guiana, lehrreiche Geſchichte.

Die Regierungsform dieſer Indianer iſt monarchiſch; ſie ſtehen unter einem König und kleinere Ortſchaften unter einem Caziken; und ſie wußten die Monarchie gegen

die Einwürfe des franzöſiſchen Republikaners, denn Pitou war einer der nach Cayenne von ſeiner Gegenparthei im Direktorium Verbanneten, ſehr geſchickt zu vertheidigen.

Mehreres von ihrer Religion, von ihren Ehen und ihren Gebräuchen iſt bereits in jener Erzählung des Pitou vorgekommen.

Ihre Wohnungen ſind zweierlei Art; niedrige und hohe Häuſer. Die erſtern ſind niedrige Hütten mit Palmblättern gedeckt, und die hohen Häuſer die benannten Sura's. Letztere ſtehen auf langen Pfoſten hoch über der Erde, ſo daß man unter dem Boden des Hauſes durchgeht. Man ſteigt auf einer ſehr ſchlechten Leiter, nicht ohne Gefahr zu fallen, hinauf. Vielleicht hat dieſe Wohnung zu dem Gerücht oder zu der Fabel Anlaß gegeben, als wenn man im Innern von Guiana Völker anträfe, welche, um ſich vor den Tigern und vor ihren Feinden zu ſchützen, auf Bäumen wohnten. Im de Bry ſieht man noch eine Zeichnung, da die Spanier einen ſolchen von den Indiern bewohnten Baum niederhauen, während daß jene mit Pfeilen auf ſie herabſchießen.

Sir Walter Raleigh half dieſe wunderbare Nachrichten verbreiten, die, dem Barrere zufolge, gänzlich ohne Grund ſind. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß dieſe Bewohner eines ſo ſtark und oft plötzlich überſchwemmten Landes ſich könnten gezwungen geſehen

haben auf ſolche Weiſe ihr Leben zu friſten. Erkletterte doch Waſer die Höhlung eines Baums in dem benachbarten Darien, und wohnte viele Stunden darin, um nicht durch eine Ueberſchwemmung umzukommen.

Der Ackerbau dieſer Indianer iſt ſehr verſchwenderiſch eingerichtet. Sie bebauen nämlich niemals einen Fleck Landes zweimal, ſie ſchlagen vielmehr ihre Wohnungen ſtets an andern Orten auf. Vor der Bekanntſchaft mit den Europäern wurden ihnen alle dieſe Beſchäftigungen viel ſchwerer, da ſie weder Aexte noch andere eiſerne Geräthſchaften beſaßen.

Die Jagd und die Fiſcherei iſt nebſt dem Kriege ſtets das Hauptgeſchäft der Männer. Außer dem Bogen bedienen ſie ſich auch des Blaſerohrs das Wild zu ſchießen, und ſie betäuben auch die Fiſche durch narkotiſche Pflanzen. Eine Hauptnahrung ſind bei ihnen gleichfalls die Krabben und die Schildkröten.

Ihre Pirogen oder Fahrzeuge ſind nicht ſchlecht gebauet. Sie beſtehen freilich nur aus einzelnen, durchs Feuer ausgehöhlten großen Bäumen, dennoch haben ſie eine Art Ruder, und oftmals ein Segel von dünn geſchnittenen Latten, die mit Lianen über einander gefügt ſind. Uebrigens ſind die Männer ſehr träge; ſie bringen den größten Theil ihres Lebens im Hamack zu. Die Weiber dienen nämlich auch bei dieſen Wilden ſtatt der Arbeitsthiere, die nicht bloß alles tragen und herbeiſchleppen müſſen, ſondern auch die Speiſen, den Roucou zu-

bereiten, die Früchte und Wurzeln einſammeln, ja ſelbſt den Acker bepflanzen, den die Männer von Bäumen gereinigt haben.

Die Indianer beſitzen große Geſchicklichkeit in Verfertigung von Körben und Töpfen. Fermin behauptet, ihre feinſten Körbe überträfen alles, was man in Europa von ſolcher Arbeit liefert. Sie machen aber auch große, ſtarke Schließkörbe, deren man ſich durch Vorlegeſchlöſſer ſehr bequem auf Reiſen ſtatt der Koffer bedienen kann.

Ihre irdene Gefäße beſtehen aus fein geſiebter Aſche und gutem Thon. Sie laſſen ſie vor dem Brennen im Ofen trocknen und wiſſen ihnen einen ſchönen Glanz zu geben. Um das Trinkwaſſer lange aufzubewahren, verfertigen ſie thönerne Gefäße von ſo erſtaunlicher Größe, daß einige 4 bis 5 Anker faſſen.

Zum Putze ſchmücken ſie ſich mit Aufſätzen von den ſchönſten Vogelfedern; auch verſtehen ſie den harten grünen Stein, den Jade oder Nephrit, länglicht zu ſchneiden und zu durchbohren. Dieſe Steine, welche ſie als Putz tragen, ſtehen bei ihnen in größerm Werth als das Gold. Man findet ſie bei ihnen, ungeachtet ihrer Härte, bereits bearbeitet. Sie ſind aber jetzt ſelbſt dort ſelten, und ſollen von einer tief landeinwärts wohnenden Nation unweit des Amazonenfluſſes nach Guiana kommen; daher ſie auch Pierre des Amazones von Einigen genannt werden. Die Naturgeſchichte des Jade iſt

noch nicht hinreichend aufgeklärt; es kommen offenbar Steine von ſehr untereinander abweichender Zuſammenſetzung unter dieſem Namen vor, deren einige ſich der Härte des Kieſels weit mehr nähern, als die andern, die da einige Aehnlichkeit mit dem Steatit zeigen. Dieſe Guianiſchen Jades ſpielen ins hellgrüne; andere hingegen ſind olivenfarb; noch andere gar weißlich.

Vormals war der Verkehr dieſer Völker mit den europäiſchen Koloniſten nicht unbedeutend. Die franzöſiſchen Kaufleute erhandelten von ihnen Sklaven beiderlei Geſchlechts. Dies waren keine Neger, ſondern faſt lediglich Kriegsgefangene, die dieſe indianiſchen Nationen von ihren dortigen Feinden durch Ueberfälle, worin gewöhnlich ihre Kriege beſtehen, gemacht haben. Ein erwachſener männlicher Sklave galt etwa 100 Thaler an Werth in europäiſchen Waaren; nämlich Spiegeln, Angeln, Kämmen, Beilen und Aexten, eiſernen Platten, Meſſern, Glaskorallen u. dergl.

Eine Indianerin galt nur gegen 250 Liv. Solche Sklaven wurden dann mit mehr als 200 pr. Ct. nach den weſtindiſchen Inſeln verkauft. Allein ſchon zu Barrerens Zeit (1740.) wurden dieſe Sklaven ſelten, und ihr Einkaufspreis hat ſich aufs doppelte erhöhet; jetzt ſoll dieſer Handel noch ſchwieriger ſeyn. Die Indianer bringen aber überdies Körbe, Matten, irdene Gefäße und andere Sachen von ihrer Arbeit zum Verkauf gegen europäiſche Fabrikate; in früheren Zeiten brachten ſie zu-

weilen Goldkörner, welche aus dem dortigen Flußſande gewaſchen waren.

Doch genug von Völkern, die, obgleich dort einheimiſch, jetzt nur eine ſehr untergeordnete Rolle gegen die angeſiedelten Europäer ſpielen: denn ihre Population iſt ſo tief herabgeſunken, daß man ſchwerlich 12 bis 15000 Menſchen zuſammenbringen würde.

Die Europäer haben jetzt Guiana in gewinnreiche Kolonien oder vielmehr Plantagen umgeſchaffen. Die Stapelwaaren derſelben treffen gänzlich mit denen des eigentlichen Weſtindiens zu; man kennt dieſe und ihren Bau hinreichend aus dem 2ten Jahrgange. In den letztern Zeiten haben aber beſonders die Franzoſen noch den Zimmt und die Gewürznelken hinzugeſetzt, welche freilich in dieſem Klima ſchon bekommen können.

Hier alſo nur von den Kolonien ſelbſt, von ihrem Ertrage und von der Lebensart der Koloniſten.

Die Etabliſſements der Holländer, deren Benennung bereits vorhin vorgekommen iſt, haben zu ihrem Hauptplatz Paramaribo auf Suriname. Er iſt am rechten Ufer des Fluſſes Suriname gelegen, deſſen Eingang durch die beiden ſchräg einander gegenüberliegenden Schanzen Leyden und Purmerent und höher hinauf durch das Fort Amſterdam geſchützt wird: Paramaribo bildet ein längliches Viereck; ſeine geraden Straßen ſind zugleich die ſchönſten Alleen von ſtets Blüthe und Früchte tragenden Zitronen- Orangen- Pompelmuß- und Ta-

maributenbäumen. Dabei macht der kieſige Boden, mit Muſchelſchaalen überworfen, das Gehen ſo angenehm, wie in den ſchönſten Gartenwegen Englands.

Die Wohnungen ſind auf einem Grunde von Mauerſteinen, von Holz, zwei bis drei Etagen hoch aufgeführt; haben aber wegen der Hitze keine Fenſter noch Kamine; der Rauch des Küchenfeuers zieht durch eine Oeffnung in dem Schindeldache hinaus.

Da es an Quellwaſſer mangelt, hat man aller Orten Ciſternen, oft zugleich Filtrirſteine.

Das Hausgeräth iſt prächtig, und ſtatt der Tapeten ſind die Zimmer mit Zedern- oder Mahagonyholz treff-lich getäfelt.

Faſt durchgängig ſchläft man wegen des Klima's in baumwollenen Hangematten (Hamaks) wovon einige bis auf 120 Rthlr. koſten. Man ſchützt ſich gegen die Muſquitos durch Netze von Gaze.

Die Anzahl der Häuſer beträgt 1400, und die Sum-me aller weißen Einwohner auf 5000, dagegen die der Neger oder Sklaven über 75000.

Die Straßen von Paramaribo ſind ſehr lebhaft. Man ſieht hier faſt beſtändig alle vier Welttheile neben einan-der, nicht nur an Menſchen, ſondern auch an Produk-ten; und das unaufhörliche Hin- und Herfahren der Barken, Canote und Schiffe, oftmals mit Muſik beglei-tet; die vielen Wimpel und Flaggen, die Gruppen ſich badender Knaben und Mädchen, dies alles bringt ein

höchſt angenehmes und intereſſantes Schauſpiel hervor.

Sonderbar iſt es aber, daß in einem ſo reichen Orte die edlen Metalle als Münze höchſt ſelten ſind. Faſt aller Handel geſchieht in Papiernoten von 5 engl. Schilling an bis zu 50 Pf. Sterling.

Das Papier verlohr 1782. gegen baar Geld über 10 pr. Ct. Es iſt hier eine kleine Danziger Münze, Bit genannt, zwiſchen 3 und 4 gGr. an Werth, in Umlauf. Die Neger, da ſie nicht leſen können, nehmen nie Papier.

Paramaribo iſt ein äußerſt theurer Ort. Ein Paar Stuben koſten ohne Meublen monatlich 3 bis 4 Pf. Sterling; ein ſehr mittelmäßiges Haus jährlich 100 Guineen. Ein Pfund Fleiſch von zahmen Vieh einen engl. Schilling (7 - 8 gGr.), ein Pfund Butter 2 Schill. ein Paar Enten 3 - 4 Schilling, und ein Puter oftmals 1½ Guinee. Der Wein 3 Schilling die Bouteille; nur Fiſche ſind wohlfeil. Orangen und Ananas koſten das Dutzend 4 gGr. Zitronen und Tamarinten lieſet man umſonſt unter den Bäumen auf.

Sechs Uhr Morgens und Abends feuert das kommandirende Schiff auf der Rhede die Kanonen ab. Bei dieſem Abendſignal ſinken alle Flaggen der Schiffe; ihre Glöckchen fangen an zu läuten und in der Stadt geht der Zapfenſtreich. Um dieſe Zeit tritt die Bürgerwache

an, und kein Neger oder Negerin darf ohne Paß von ſeinem Herrn ſich mehr auf der Straße finden laſſen.

Um 10 Uhr ſchlagen ſchwarze Trommelſchläger einen zweiten Zapfenſtreich. Um dieſe Zeit erſcheinen die Damen zu ihren tête à tête im Mondenlicht. Sie bewirthen dabei mit Wein, Sherbet oder Sangari (eine Miſchung von Maderawein, Waſſer, Muſkatennuß und Zucker). Außer der freieſten Unterhaltung mit ihren Liebhabern, betrifft ihr Geſpräch die Eigenſchaften ihrer Ehegatten und ihrer Sklavinnen, die ſie ihren guten Freunden für einen gewiſſen Preis wöchentlich anbieten. Indeß giebts allerdings mehrere Ausnahmen hievon, und Stedmann kannte mehrere Damen von größter Sittlichkeit.

Die gewöhnlichen Vergnügungen ſind: Geſellſchaft, Spiel, Bälle, Reiten; auch hat man ein Liebhaber-theater.

Die Kleidung, beſonders des Frauenzimmers, iſt ſehr elegant, vorzüglich iſt ihre feine Wäſche von der blendendſten Weiße. Ja ſogar die Fußböden ihrer Zimmer zeigen die höchſte Reinlichkeit; die Negerinnen müſſen ſie mit ſauren Orangen ſcheuren; dies verbreitet zugleich einen ſehr angenehmen Geruch.

Ueberhaupt herrſcht dort großer Luxus und eine Eitelkeit, die zuweilen völlig ins Lächerliche ausartet. So geriethen zwei Pflanzer über das Eigenthum eines aus Europa verſchriebenen ſehr ſchönen koſtbaren Wagens in

einen Proceß. So lange dieſer dauerte, blieb der Wagen auf der Straße der heißen und regnigten Witterung bloßgeſtellt; er fiel daher ganz auseinander noch vor Beendigung des Proceſſes.

Die Lebensart des Pflanzers, wenn er ſich auf ſeiner Plantage ſelbſt aufhält, iſt noch weit üppiger. Hat er ſich um 6 Uhr Morgens aus den Armen einer ſeiner geliebteſten ſchwarzen Favoritinnen erhoben, ſo zieht ihm ein Neger die ſeidenen Strümpfe und lange feine Beinkleider an; ein andrer reicht ihm ein Morgenkleid von koſtbarem indiſchen Zeuge, und über einer Mütze, ſo fein wie Spinnewebe, wird ein ungeheurer weißer Caſtorhut geſetzt, der das magere Geſicht von Mahagonyfarbe ſchützt. So wiegt der ganze, von Klima und Ausſchweifung ausgemergelte Kerl etwa 80 bis höchſtens 100 Pfund. Sodann tragen ein halb Dutzend der ſchönſten Sklaven und Sklavinnen Kaffee und Tobak unter den bedeckten Vorplatz des Hauſes auf. Gleich darauf erſcheint in tiefſter Unterthänigkeit der Auſſeher der Plantage. Er berichtet den Zuſtand der Neger, ob welche geſtorben oder geboren, ob ſie fleißig oder faul geweſen, ſich gut oder ſchlecht betragen haben. Dieſe letzteren führt er mit ſich, und ſie werden ſofort, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu dürfen, an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforcepeitſchen zerhauen. Sie müſſen nach erduldeter Züchtigung Dankee Massera (Ich danke Euch Herr) rufen, um hierauf ſogleich mit den

zerfleiſchten Gliedern zur Arbeit geſandt zu werden. Während dieſes empörenden Auftritts und lauten Angſtgeſchreies geht der gnädige Herr mit der ruhigſten Zufriedenheit nebſt dem Aufſeher hin und her ſpazieren.

Gleich darauf erſcheint der Arzt der Plantage, um über den Geſundheitszuſtand der Neger zu berichten: wehe ihm, wenn mehrere krank ſind oder ſich nicht beſſern!

Nun macht die Gouvernante mit den ihr untergebenen Negerkindern die Aufwartung. Sie ſind zuvor gewaſchen und gebadet und erhalten darauf ihr Frühſtück, das in Reis und Plantins beſteht.

Nun beſucht der Pflanzer entweder in ſeinem Boote, das von dem Aufſeher mit den beſten Früchten, Wein, Waſſer und Toback gehörig verſehen iſt, ſeine Plantage; oder er geht um 10 Uhr zum Frühſtück, welches in Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, ſüßen geröſteten Caſſavar, Brod, Butter und Käſe nebſt Madera, Rheinwein und ſtarkem Bier beſteht.

Nach dieſem nimmt er ein Buch, oder ſpielt Billiard oder Schach, unterhält ſich mit Muſik bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt. Er wiegt ſich dann in ſeiner Hangematte ohne Bette und Decke in den Schlaf, und ein Paar Neger fächeln ihm Kühlung zu, und wehren die Muſquitos ab.

Um 3 Uhr ſteht er auf, um zur Tafel zu gehen. Alles, was der herrliche Boden dort an Wildpret, Fi-

ſchen, Gemüſen und an trefflichen Früchten hervorbringt, findet ſich hier nebſt den ausgeſuchteſten Weinen. Das Mahl wird mit einer ſtarken Taſſe Kaffee und einem Glaſe Liqueur geſchloſſen.

Um 6 Uhr erſcheint von neuem der Aufſeher der Plantagen, um Bericht abzuſtatten und die unglücklichen Neger nach ſeiner Anklage geißeln zu laſſen. Sobald die Execution beendigt und die Geſellſchaft entlaſſen iſt, ſetzt ſich der gnädige Herr zur Karte, wobei ſchwacher Punſch oder Sangaree genoſſen wird.

Iſt das Spiel beendigt, ſo eilt er in die Arme ſeiner ſchönſten Sultanin und des Schlafs.

Auch dem Frauenzimmer ſchreibt Stedmann, als gültiger Augenzeuge, eine gleich üppige Lebensart auf den Plantagen zu. Sie überlaſſen ſich, ſagt er, den unbändigſten Leidenſchaften, beſonders der unbarmherzigſten Grauſamkeit. Es ſind bereits mehrere Beiſpiele von wüthender Eiferſucht und Rachgier der holländiſchen Frauenzimmer gegen die unglücklichen Sklaven im zweiten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs vorgekommen. Wir verſchonen daher den Leſer hier mit den Unthaten dieſer weiblichen Ungeheuer und wünſchen, daß endlich die Regierung ſolche Frevlerinnen durch öffentliche harte körperliche Strafen und öffentliche Entehrungen von ihren Infamien zurückhalten und die Herren für die Handlungen der Aufſeher ihrer Sklaven verantwortlich machen

möge. Allein ſo lange freilich der Pfennig alles gilt, ſo ſchweigt Vernunft und Geſetz.

Dieſe ſchreienden Unbarmherzigkeiten der Pflanzer gegen ihre ſchwarzen Mitmenſchen ſind denn eine der Haupturſachen, weshalb die Kolonien bis jetzt ſo beträchtlich herabgeſunken ſind.

Dieſe Grauſamkeiten haben nämlich die Negern gezwungen, ihren Herren zu entlaufen. Zwanzig Tauſend Schwarze bilden anjetzt eigene freie Negerrepubliken im Innern des Landes. Schon im zweiten Jahrgange ſind die drei dort entſtandenen Staaten dieſer ſo furchtbaren Schwarzen hinreichend erwähnt worden, und es iſt zu hoffen, daß die Koloniſten endlich, klug gemacht durch dieſe Beiſpiele, ein beſſeres Betragen gegen ihre Sklaven annehmen, daß der Menſchheit mehr Ehre, ihnen ſelbſt aber mehr Vortheil bringt.

Denn wahrlich dieſe Race der rohen Schwarzen zeigt jetzt mehr wie jemals, wie gefährlich ſie ſelbſt dem hochkultivirten Europäer werden kann: und ich muß es mit Bedauren hier bemerken, daß die in jenem Jahrgange geäußerte Prophezeihung über den Ausgang des Kriegs auf St. Domingo nur zu richtig eingetroffen iſt,*) ſo

Q 2

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs, S. 120.

leicht auch damals (1802.) die Bezwingung der Neger durch die Franzoſen ſelbſt manchem ſonſt ſachkundigen Manne mag geſchienen haben.

Bei Gelegenheit dieſer ſchwarzen Sklaven wäre es unverzeihlich, als einen Zuſatz zu dem, was vormals von dem Werthe der Neger beigebracht iſt, des berühmten Quacy auf Suriname, zu vergeſſen.

Quacy, oder, wie er nachmals hieß, der große Quacy, Gramman Quacy (Great man Quacy) war auf der Küſte von Guinea geboren. Seit vielen Jahren ſtand er unter ſeinen Mitbrüdern in dem Rufe eines großen Zauberers. Er benutzte dies vermeinte Talent ſowohl zu ſeinem eigenen, als zu dem Vortheile der Kolonie. Er theilte nämlich ſeinen Landsleuten Amulete aus, wodurch ſie vor Krankheiten, ja vor dem Tode im Kriege geſchützt werden ſollten. Faſt alle Neger wurden ihm dadurch zinsbar, die Kolonie erhielt aber tapfere Soldaten, denn jeder Neger, der gegen die Maron-Neger zu Felde zog, kaufte zu ſeiner Sicherheit ein ſolches Amulet und focht tapfer im feſten Glauben der Unüberwindlichkeit. Dieſe Amulete koſteten Quacy nichts, ſie beſtanden nämlich nur aus kleinen Steinen, Muſcheln, Haaren, Fiſchgräten u. dgl. Hiedurch gewann dieſer ſchwarze Zauberer bereits ein ſehr beträchtliches Geld. Ein weſentlicheres Verdienſt um die Menſchheit erwarb er ſich aber durch die Entdeckung der berühmten bittern Wurzel, der Quaſſia, welche nach ihm benannt wur-

de. Man fand ſie magenſtärkend, und dort unter dem heißen Himmel that ſie bedeutende Wirkung gegen das Fieber. Linne' ſelbſt ſchrieb eine eigene Abhandlung darüber. Steht ſie aber auch in Europa anjezt nicht mehr ſo ſehr in Anſehen als anfangs, ſo bleibt ſie ſtets ein kräftiges Mittel. Gramman Quacy ward auch dafür belohnt. Er hatte ſich ſchon zuvor die Freiheit erkauft, er ging nach Holland, erhielt anſehnliche Geſchenke und ehrenvolle Auszeichnung von dem Erbſtatthalter, und dieſer edeldenkende Fürſt ließ durch ihn der Kolonie das wohlthätige Geſetz überbringen, vermöge deſſen alle Sklaven ſechs Monate nach ihrer Landung in Holland frei ſeyn ſollten.

Dieſer merkwürdige Neger muß ein hohes Alter erreicht haben; er diente bereits 1712. als Trommelſchläger bei einer feindlichen Landung der Franzoſen auf Suriname, und lebte noch im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts.

Nun ſummariſch über den Werth dieſer Kolonien.

Die holländiſchen Beſitzungen auf Guiana waren ſeit vielen Jahren von großer Wichtigkeit für die Republik. Nichts deſtoweniger war der innere Zuſtand der Weſtindiſchen Compagnie faſt niemals ſehr blühend. Der heutige ſchwankende und ſchwächliche Zuſtand Hollands hat den Werth dieſer Kolonien anjezt noch beträchtlich vermindert. Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß bei einem künftigen dauerhaften Frieden, bei mehrerem Ur-

barmachen des Innern des Landes, bei vernünftigern Behandeln der dortigen Sklaven und bei zweckmäßigern innerem Haushalt der westindischen Compagnie der Gewinn dieſer Niederlaſſungen mit jedem Jahre zunehmen wird.

Hier ſind einige Angaben nach Lüzac (vom H. H. Lueder bearbeitet) die zur Probe dienen können, was ſich unter eben angeführten Bedingungen von dort hoffen ließe.

Suriname lieferte im Jahre 1775. von ſeinen 430 Plantagen

		Holl. Guld.
10144244	Pfund Kaffee zu $5\frac{1}{2}$ Stüv.	5539665
20255	Faß Zucker	2025500
733338	Pfund Kakao zu 8 St.	293335
144428	Pfund Baumwolle zu 8 St.	57771
		7916271

Hier ſind die geringern Artikel, z. B. Färbeholz, Tamarinten, Vanille u. ſ. w. nicht in Anſchlag gebracht.

Raynal giebt dieſen Werth noch höher an. Zu dem Handel ſollen in dieſem Jahre 54 Schiffe von Suriname nach Holland, dagegen aber 63 von dort nach Suriname gegangen ſeyn, und der Gewinn der Fracht über 1 Million 400000 betragen haben.

Von Berbice haben die öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten nur diejenigen Produkte angegeben, welche

Amſterdam von dort erhalten, freilich iſt dies bei weitem der größte Theil des Ganzen.

Im Durchſchnitt für die drei Jahre 1777 = 1779 betrug dies.

An Kaffee auf 1 Mill. 300000 Pfund,
= Zucker = 400 Fäſſer,
= Baumwolle = 180000 Pfund,
= Kakao = 45000 Pfund.

Von Eſſequebo und Demerary hat Ricard (Traité général de Commerce) uns gleichfalls nur mit dem bekannt gemacht, was nach Amſterdam in eben dieſen Jahren verſchifft worden iſt. Dies betrug im Durchſchnitt in runden Zahlen gegen 1800 Fäſſer Zucker, 1,700000 Pfund Kaffee und 193000 Baumwolle, ohne den Toback zu rechnen, der ein Paar hundert Fäſſer ausmachte.

Die Anzahl der Pflanzungen dieſer Kolonie ſoll nach Raynal am Fluſſe Demerary ſchon 1769 auf 130 geſtiegen ſeyn und nachmals zugenommen haben.

Neuere Schriftſteller ſetzen den Werth der Produkte, welche Holland aus ſeinen amerikaniſchen Etabliſſements zieht, auf 24 Millionen h. Gulden. Hiezu bedürfe es 150 Schiffe und 4000 Matroſen.

Das franzöſiſche Guiana ſieht in ſeinem Innern dem holländiſchen ähnlich. Es beſteht noch jetzt (1798), ſagt Pitou, aus undurchdringlichen Waldungen, Savannen, Abgründen, unabſehbaren Teichen, die durch

Schwärme von Inſekten, ungeheuren Schlangen, Ti-
ger und Kaymanen belebt ſind. Hier iſt treffliches Land,
allein der Boden giebt tödtliche Dünſte, welche den ver-
giften, der ihn zu bearbeiten verſucht. Man athmet
eine zwiſchen den hohen Wäldern zuſammengepreßte
Luft, die den Abkömmling durch ihren Hauch tödtet.

Obgleich von mehreren Flüſſen durchſchnitten, ent-
ſpringen doch nur 2 derſelben, der Maroni und Oyapoc,
aus der großen Gebirgskette, welche eine Fortſetzung
der Cordilleren ausmacht.

Die ſchon ſeit 1604 von den Franzoſen hier unter-
nommenen Etabliſſements ſanken, wenn gleich oftmals
erneuert, durch das Klima und durch die geringen und
beſonders durch die übeln Anordnungen derjenigen, de-
nen die Unterſtützungen der Kolonie anvertraut waren,
ſtets wieder herab. Das wichtigſte Unternehmen Frank-
reichs für dieſe Kolonie, die ſie la France équinoxiale
nannten, war das vom Jahr 1763. Es wanderten
über 15000 Menſchen, worunter ſich viele anſehnliche
Capitaliſten befanden, dahin; Turgot glaubte Guiana
in eine reiche Schatzkammer für Frankreich zu verwan-
deln. Die Regierung wendete mehr als 25 Millionen
Livres an, um 10tauſend Menſchen durch Elend und
Krankheiten umkommen zu laſſen; denn 6 Jahre darauf
(1769) betrug der Totalbeſtand der Kolonie nur noch
1291 freie Leute, 8047 Sklaven, 1923 St. großes und
1077 Stück kleines Vieh. Auch bis zu dem Anfange

der Revolution 1792 war dieſe Kolonie, dem Arnould zufolge, nichts weniger als vorwärts geſchritten; man kann es ſich daher ſchon ſelbſt ſagen, in welchem Zuſtande ſie ſich anjetzt befindet. Pitou bezeugt 1798, daß bei der Ankunft der unglücklichen Deportirten alles in der dürftigſten Lage geweſen ſey, und was bei ſeinen Nachrichten merkwürdig genug ſcheint, das Meer habe ſich auf zwei Meilen Weges von Cayenne zurückgezogen und daher große Schlammmaſſen gebildet. Er führt ferner in dem Gemälde, welches er von den Küſten giebt, an, es finde ſich unweit derſelben eine mineraliſche Quelle am Fluſſe Sinamari, die bei dem ehemaligen volkreicheren Zuſtande der Kolonie ein eigenes Krankenhaus hatte. Es iſt hier noch das nach dem Fluſſe benannte Fort Sinamari und unweit deſſelben ſtehen einige Hütten, traurige Ueberbleibſel der großen Unternehmung von 1763; in Kourou, einem andern ehemaligen Etabliſſement; ſiehet es aber nicht beſſer aus. Mitten im Walde ward hier (1798) die Wohnung des Maires, des oberſten Civilbeamten, dem auch die bewaffnete Macht zu Gebote ſteht; die Häuſer umher hatten alle ein höchſt trauriges, ödes Anſehen. Auch war die Sterblichkeit hier nicht vermindert; von den 329 Deportirten wurden binnen wenigen Monaten 189 begraben!

Der Hauptort der ganzen Kolonie iſt die Inſel Cayenne nebſt ihrem Fort. Dieſe Inſel iſt nur durch einen ſchmalen ſeichten Kanal, den nur flache Böte befahren

können, vom feſten Lande getrennt; wahrſcheinlich hing ſie vormals damit zuſammen.

Barrere hat eine gute Vorſtellung von der Inſel und dem Fort gegeben. Letzteres liegt auf einer Anhöhe. Condamine ſetzt Cayenne unter 4 Grad 56 Min. N. Br. und 54° 36′ weſtl. Länge von Paris.

Die Häuſer ſind in Cayenne nur elende Hütten, die Fenſteröffnungen haben kein Glas. Die Straßen ſind abhängig, enge und ſchmutzig, jedoch mit kleinen ſpitzen Steinen gepflaſtert. Die Neuſtadt, welche auf einer Savanne angelegt iſt, hat freilich ein etwas freundlicheres Anſehen als die Altſtadt, aber ein Haus von zwei Etagen iſt hier ein Pallaſt. Im ganzen fand Pitou dieſe Metropole de la France équinoxiale kaum mit einem guten Dorfe in Frankreich zu vergleichen.

Die Hütten werden von farbigen, äußerſt trägen und dürftigen Menſchen bewohnt. Es giebt hier eine große Anzahl Menſchenracen, nämlich alle Nüanzen von weißen, rothbraunen, bronzenen, olivenfarbenen Menſchen bis zum Neger hinab.

Die Reichen handeln die Negerinnen völlig wie Waare ein, und dieſe treiben ihren Handel dagegen mit alle dem, was ſie von ihren Liebhabern erhalten.

Die Indianer, ſagt Pitou, haben die Wildheit der Nomadenvölker Arabiens. Die Negern charakteriſirt die Faulheit, Beſchränktheit und Zerſtörungsſucht der afrikaniſchen Wilden; die andern Abarten, welche aus

der Miſchung beider Racen entſprungen ſind, verbinden mit den Fehlern, die das Klima bei ihnen hervorbringt, die Thorheiten ihrer Väter. Die Creolen, die von Europäern hier Gebornen, ſind ſchwächlich; und da ſie unter der Aufſicht der Neger aufwachſen, ſo nehmen ſie ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen an. Kaum können ſie laufen, ſo gewöhnen ſie ſich eine weiße Erde zu eſſen, die ſie bleich und aufgedunſen macht und ihren Appetit, hiedurch überhaupt ihre Geſundheit verdirbt.

Daher ihre Langweiligkeit, der Mangel an Geiſteskraft und die widerſinnigſten Launen. Bald behandeln ſie ihre Neger wie Hausthiere, bald hätſcheln ſie ſie wie die geliebteſten Kinder; denn höchſte Liebe und bitterſter Haß wechſeln bei dieſen Menſchen mit der Schnelligkeit des Blitzes untereinander ab.

Dieſe Schwachheiten wiſſen die ſchönen Negerinnen trefflich zu benutzen. Sie verſtehen es, ihren Liebhaber durch Juwelen und andere Koſtbarkeiten zu Grunde zu richten, ja ſie ſelbſt den Armen liebenswürdiger Europäerinnen zu entreißen. Dennoch ſind ſie weder liebenswürdig noch unterhaltend; höchſte Schlüpfrigkeit iſt ihr einziges Verdienſt. Die Häuſer ſtecken hier voll unnützer Sklavinnen und Kinder von allen Farben, und die Männer ſind unverſchämt genug, ſich gern als Väter von vielartigen Baſtarden umgeben zu ſehen, die zugleich zu Wächtern oder Spionen gegen die rechtmäßige Ehefrau dienen und ihr unendlichen Kummer bringen.

Handel und Wandel iſt im Allgemeinen ſchlecht. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen alles; iſt lange kein Schiff aus Europa da geweſen, ſo herrſcht Hungersnoth; die Lebensmittel ſind theuer; überhaupt iſt faſt alles doppelt ſo theuer, als in Frankreich.

Die hier curſirende Münze iſt der ſpaniſche Piaſter zu 5½ Liv.; die Koloniemünze verliert ¼ gegen die franzöſiſche.

Reizend ſieht auf dieſe Weiſe das Bild dieſes geſegneten, ſchön gelegenen Landes nicht aus. Es ſteht noch ſehr weit unter dem holländiſchen Guiana. Indeß muß die Zeit kommen, da dieſe Kolonien überhaupt unter die wichtigſten, einträglichſten Etabliſſements der Erde werden gezählt werden. Beide hat die Natur auf das trefflichſte ausgeſteuert; beide gehören den induſtriöſeſten Nationen; für beide iſt nur beſſere Kolonial-Anordnung und Ruhe im Vaterlande nothwendig.

Biographie.

Sir Walter Raleigh.

Den groſsen Mann mit unerſchütterter Feſtigkeit gegen das ihn beſtürmende Unglück kämpfen zu ſehen, dies gewährt, ſagt einer der erſten Weiſen des Alterthums, ſelbſt den Göttern ein wohlthuendes Schauſpiel.

Auch kann ſich ſchwerlich der groſse Mann wirklich als ein ſolcher zeigen, ohne vielfache und drückende Schickſale. Je weniger ihn aber die Natur ſeiner frühern Lage nach für letztere beſtimmt zu haben ſcheint, und je gröſsere Verdienſte er für ſein Vaterland oder gar für die geſammte Societät hatte, deſto höher ſieht er dann dereinſt in dem Tempel des Nachruhms.

Dies alles beſtätiget gleichfalls der berühmte Seefahrer und Entdecker Raleigh.

Sir Walter Rawleigh, oder wie er ſich ſelbſt ſchrieb, Ralegh, ſtammete aus einem alten Geſchlechte von Devonſhire. Hier wurde er 1552. ſeinem Vater von deſſen dritten Frau auf einem Gute unweit Budley geboren.

Nach einem guten Schulunterricht bezog er bereits im 16ten Jahre (1568.) Oriels Collegium in Oxford. Und ſchon hier zeigte ſich bei den akademiſchen Studien die Stärke ſeiner aufkeimenden Talente.

Er verließ indeß die Univerſität bald, und ſoll von dort nach London gegangen ſeyn, um ſich im Middle Temple, einem Collegio für die Rechtsgelehrſamkeit, eine Zeitlang aufzuhalten. Sein Ehrgeiz fühlte ſich aber auch hier zu beſchränkt. Er ging daher, kaum 17 Jahr alt, als Volontair mit den Truppen nach Frankreich, welche die große Eliſabeth 1569. den Hugenotten zu Hülfe ſandte. Hier blieb er fünf Jahr und focht darauf in den Niederlanden gegen die Spanier.

In dieſer Periode ſeines Lebens bildete er ſich zu dem gewandten feinen Weltmann, wodurch er ſich nachmals ſo vortheilhaft auszeichnete.

Als er 1579. nach London zurückkam, unternahm er mit ſeinem Halbbruder, Sir Humphrey Gilbert, der hiezu einen Freibrief von der Regierung erhalten hatte, ſeine erſte Entdeckungsreiſe nach Nordamerika. Wenn dieſe nun gleich nicht glücklich ausfiel, ſo kehrten beide Unternehmer dennoch im folgenden Jahre zu ähnlichen Abſichten dorthin zurück.

Allein auch diesmal wandte ihnen das Glück den Rücken. Sie verlohren ihr beſtes Schiff ohne bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben.

Bald bot ſich aber dem feurigen Manne eine andere Art dar, ſeine Talente zu zeigen.

Die Spanier hatten im Namen des Pabſtes feindliche Truppen, Italiäner und Spanier, nach Irrland geführt; und dieſe hatten in der Landſchaft Kerry, in der Provinz Munſter, durch ein dort errichtetes Fort ſich feſtgeſetzt. Sobald Raleigh hievon unterrichtet ward, nahm er unter den Truppen des dortigen Gouverneurs, des Grafen Ormonds, als Capitain, Dienſte. Dieſer belagerte das Fort und zwang den ſpaniſchen General Joſefo, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ormond war hart genug, die Garniſon niederzumachen, weil ihm die Kriegsgefangenen zur Laſt fielen. Raleigh hatte ſich bei dieſer Expedition ſo ausgezeichnet, daß er, während der Abweſenheit des Grafen, das Gouvernement über die Provinz und außerdem beträchtliche Beſitzungen in dem unterjochten Lande erhielt.

Er kehrte hierauf nach England zurück, und bald darauf ward er der Königin auf eine ſonderbare Weiſe näher bekannt. Wenn es jemals erlaubt ſeyn konnte, der Eitelkeit eine Apologie zu halten, ſo möchte dies in dieſer Periode unſeres Helden der Fall ſeyn.

Raleigh war ein ſehr ſchöner Mann von großem feſten Köperbau, der ebendaher viel auf ſeine Perſon hielt, und äußern Pomp und glänzende Kleidung liebte. Es traf ſich, daß die Königin auf der Promenade durch einen ſumpfigen Platz in ihrem Spaziergange aufgehal-

ten ward, als gerade Sir Walter ſich zufällig in der Nähe befand. Er trug, nach damaliger Mode, einen ſchönen Mantel von Plüſch. Kaum ſahe er die Verlegenheit ſeiner Monarchin, ſo nahm er ſeinen Mantel ab, breitete ihn über die ſumpfige Stelle, und bahnte der Königin hiedurch einen trocknen Weg.

Raleigh war aber nicht bloß ein ausgezeichnet ſchöner Mann; er war zugleich geiſtreich, ſehr beredt und ſprach mit eben ſo vieler Ueberlegung als Unterhaltungsgabe. Dieſe Art, der Eliſabeth perſönlich bekannt zu werden, mußte nothwendig von den günſtigſten Folgen für ihn ſeyn. Auch ward er gleich darauf bei Hofe eingeführt und er gewann die Gunſt der Königin immer mehr.

Sein entſchiedener Hang zu großen Unternehmungen weckte ihn aber bald aus dieſer angenehmen Unthätigkeit. Er nahm 1583. an der neuen Expedition Antheil, die ſein Halbbruder Humphrey Gilbert zur weitern Entdeckung von Amerika ausrüſtete; doch ſchiffte er ſich diesmal nicht ſelbſt mit ein. Als aber dieſe Reiſe, wegen einer ſchweren Epidemie, welche die Mannſchaft befiel, bereits in eben dieſem Jahre geendigt wurde, ſo erbat er ſich von der Königin einen Freibrief für ein größeres Unternehmen; lief 1584. mit 7 Schiffen ſelbſt aus, und entdeckte die große Küſte oder das Reich Wigandacoa. Er kam im folgenden Jahre glücklich zurück und führte von dort zuerſt den Toback in England ein.

Eliſabeth war über dieſe Expedition ſo zufrieden, daß ſie jenen amerikaniſchen Namen in den von Virginien verwandelte; eine Anſpielung auf ihren Stand als lediges Frauenzimmer; dieſen Namen hat dann bekanntlich dieſe Kolonie bis auf unſere Zeiten behalten. Gleich darauf unternahm er einen neuen Zug zu den von ihm entdeckten Ländern; er war ſo glücklich, bei ſeiner Heimkehr ein reiches ſpaniſches Schiff zu erobern, und ſo ward ihm dieſe Reiſe doppelt vortheilhaft.

Jetzt ſtieg er täglich in der Gunſt der Königin. Er ward zum Senechal von Cornwallis und zum Oberhaupte (Lord Warden) der dortigen Zinnwerke erwählt. Auch ward er nun ein Mitglied des Parlaments. Hier zeigte er ſich als einen der trefflichſten Redner, ſowohl durch Diction, als durch die in den Reden herrſchende Urtheilskraft. Man beſchuldigt ihn aber einer nur zu großen Partheilichkeit in Rückſicht des Schickſals der unglücklichen Marie Stuart.

Alle dieſe Beſchäftigungen vermochten indeß nicht ihn von ſeiner Hauptneigung abzulenken. Denn er rüſtete im Jahre 1587 drei Schiffe, und im folgenden eine neue Flotte aus, um ſeine amerikaniſchen Entdeckungen zu verfolgen. Dabei nahm er zugleich lebhaften Antheil an dem Projekte einer nordweſtlichen Durchfahrt.

Er ſelbſt aber that ſeinem Vaterlande perſönlich wichtigere Dienſte. Dies geſchah nämlich in dem Jahre 1589, da die ſogenannte unüberwindliche Armada Phi-

lipps von Spanien England zu vernichten drohete. Faſt alle bedeutende oder nur angeſehene Männer Englands eilten, mit Beiſeiteſetzung des damals noch ſo heftigen Sektenhaſſes, mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens, dem Vaterlande und ihrer großen Königin zu Hülfe. Hierunter zeigte ſich denn ganz vorzüglich Sir Walter, er verwandte nicht nur einen Theil ſeines Vermögens zur Ausrüſtung, ſondern er trug durch perſönliche Tapferkeit viel zur Zerſtörung der ſpaniſchen Flotte bei.

Er trat nun zwiſchen 1588 und 89 ſeine Beſitzungen in Virginien einer Geſellſchaft von Kaufleuten ab; vielleicht glaubte ſein kriegeriſcher Geiſt ſich jetzt eine höhere Laufbahn zu eröffnen; er begleitete nämlich unter der Führung des Admirals Drake, den vorgegebenen Thronerben Portugals Don Antonio Crato auf der romanesken Expedition, um die portugieſiſche Krone wieder zu erobern. Da man aber hörte, daß in Corunna große Rüſtungen gegen England gemacht würden, ſo ſegelte dieſe ganze Macht, ſtatt gerade ihrer Beſtimmung nach Portugal entgegen zu eilen, nach jenem ſpaniſchen Hafen; verbrannte mehrere Schiffe; ſchlug die Landtruppen und plünderte die eine Hälfte der Stadt Corunna.

Nachdem er ſich hiebei hervorgethan hatte, landete er auf der Heimkehr in Irland. Hier ſuchte er, ſelbſt ein guter Dichter, den berühmten Spencer auf, nahm

ihn mit ſich nach London und erwarb ihn die Gunſt der Königin.

Spencer hat dies alles in einer eigenen Paſtorale beſungen, welche er Sir Waltern zueignete.

Ueberhaupt nahm ſich Raleigh aller talentvollen Männer an, und ſein Haus ſtand Jedem offen, der ſich durch Genie und Kenntniſſe auszeichnete.

Die Gunſt der Königin erweckte ihm aber bald bedeutende Neider und Feinde. Raleighs große Vorzüge, ſeine freie Denkart, die ihn denn über ſein Jahrhundert hinausführte, und ſein oft zu dreiſter Witz beleidigten außer mehreren Großen, gleichfalls die Geiſtlichkeit. Sie ſuchte ſich an ihm dadurch zu rächen, daß ſie ihn in öffentlichen Schriften als einen Atheiſten aufſtellte, und hiedurch der Königin ſelbſt verdächtig machte, obgleich er auf das entſchiedendſte nicht blos das Daſeyn Gottes, ſondern ſelbſt eine ſpecielle Vorſicht behauptete.

Demohneachtet erhielt er ſich in der Gunſt ſeiner Monarchin, als er ihrer plötzlich durch eine Liebesintrigue verluſtig ward.

Raleigh hatte ſich bei der ſchönen Tochter des Geſandten Troughmorton, einer Hofdame der Königin, in die höchſte Gunſt geſetzt; und die Folgen ihrer Liebe ſtanden nicht länger zu verhehlen. Zwar vermählte er ſich gleich darauf mit ſeiner Geliebten und lebte auch nachher mit ihr ſtets in der glücklichſten Ehe; indeß ward die Königin hierüber ſo heftig aufgebracht, daß

ſie ihn auf mehrere Monate gefangen ſetzen und ihm ſelbſt nach ſeiner Freilaſſung den Hof verbieten ließ.

Während dieſer unangenehmen Lage entwarf Sir Walter das Projekt zur Eroberung des von den Spaniern ſo goldreich angekündigten Guiana. Zu dieſer Abſicht ſandte er auch vorerſt einen erfahrnen Officier auf Kundſchaft dorthin; er ſelbſt ging darauf 1595 hinüber, zerſtörte das ſpaniſche Etabliſſement S. Joſefo auf der Inſel Trinidad; nahm den Gouverneur gefangen, und befuhr darauf den Oronoko; ohne indeß ſeine großen Erwartungen erfüllt zu ſehen.

Dennoch machte er nach ſeiner Zurückkunft eine eigene pomphafte, ja wirklich romanhafte Nachricht über Guiana bekannt; ſie ward nachmals in die Hacluitſche Sammlung eingerückt.

Die beiden folgenden Jahre gaben unſerm Helden zweimal Gelegenheit, durch kriegeriſche Talente zu glänzen.

Als es nämlich kund ward, daß Philipp von neuem große Rüſtungen gegen England machte, ſuchte Eliſabeth ihm zuvorzukommen. Eine große Flotte von 170 Segeln, nebſt 6000 Mann Landtruppen, ward in Plymouth ausgerüſtet. Der nachmals eben ſo berühmte als unglückliche Graf Eſſex führte hiebei die Truppen an, die ganze Seemacht ſtand hingegen unter dem Lord Effingham. Sir Walter Raleigh commandirte nebſt L.

Howard unter ihm, und hiebei zeichnete ſich erſterer vorzüglich aus.

Den Verſuch, bei St. Sebaſtian zu landen, fand man unthunlich. Howard und Raleigh wagten es daher, die ſpaniſchen Schiffe im Hafen von Cadix ſelbſt anzugreifen. Ihre Kühnheit ward mit Glücke gekrönt. Raleigh nahm oder zerſtörte die ſpaniſchen Schiffe und bahnte hiedurch dem kühnen Grafen Eſſex den Weg zur Eroberung der Stadt ſelbſt. Die Engländer machten eine unermeßliche Beute; man ſchätzte den Verluſt der Spanier auf 20 Millionen Dukaten, und hätte der Herzog von Medina nicht den Entſchluß gefaßt, viele ſpaniſche Schiffe ſelbſt zu verbrennen, ſo wäre der Gewinn der Engländer noch ungleich reicher ausgefallen. Sir Walter ſahe hiebei nur zu ſehr auf Ruhm; denn er ſagt von ſich ſelbſt in Betreff des großen Unternehmens gegen Cadix: „Ich gewann nur ein lahmes Bein und ſonſt „nichts, als Arbeit und Armuth."

Der Liebling der Königin, der Graf Eſſex, erhielt im folgenden Jahre das Commando über eine Expedition gegen die reiche indiſche Flotte von Spanien, und gegen die Azoren. Sir Walter, der einen Theil der Flotte commandirte, kam früher bei Fayal an, als Eſſex. Dieſen lange zu erwarten, hieß den glücklichſten Zeitpunkt zur Eroberung der ſich noch ſicher glaubenden Stadt vorübergehen laſſen. Er griff daher Fayal mit dem beſten Erfolge an, aber Eſſex glaubte ſeinen

Ruhm dadurch geſchmälert, ward hierüber äußerſt aufgebracht, und er würde ihn als Oberbefehlshaber, gleich mehreren Seecapitainen dieſer Expedition, ſeiner Stelle entſetzt, ja wohl noch härter beſtraft haben, wenn nicht L. Howard ſich für ihn verwendet hätte.

Dies ward indeß die Grundlage des nachmaligen unverſöhnlichen Haſſes zwiſchen Eſſex und Raleigh.

Eſſex ward überdies von Raleigh offenbar wegen der entſchiedenen Vorliebe beneidet, womit Eliſabeth jenen begünſtigte. Als daher dieſer ſonſt edle, tapfere, aber viel zu raſche, ſtolze und unvorſichtige Favorit durch öffentliche Rebellion gegen ſeine Beſchützerin und Liebhaberin als wirklich des Hochverraths ſchuldig, verurtheilt ward, bot Raleigh Alles auf, die Königin gegen ihn zu dem entſcheidenden Urtheile zu beſtimmen. Die Eiferſucht tobte ſo heftig in ihm, daß Raleigh in eine Krankheit verfiel, als die Königin im großen Kampfe mit ſich ſelbſt wegen ihres Lieblings, einige Hoffnung von Vergebung blicken ließ. Kaum hatte aber die Hartnäckigkeit des Grafen Eſſex die Neigung der Königin beſiegt, kaum hatte ſie, wider ihre eigene Gefühle, das Todesurtheil des Grafen unterſchrieben, ſo genas Raleigh ſehr ſchnell.

Bei dieſer Gelegenheit riß die Leidenſchaft, über ſeinen Feind zu triumphiren, unſern Raleigh unvergeblich

fort. Er weidete ſich perſönlich an der Execution ſeines großen Gegners im Tower, denn ſie geſchahe nicht öffentlich. Hätte doch dieſer ſonſt treffliche Mann ſich hiebei ſelbſt geſagt, wie leicht es am Hofe ſey, vom höchſten Gipfel des Glücks in den tiefſten Abgrund des Unglücks zu ſtürzen. Aber die Rache nahm ihm alle Beſinnung und alle Vorſicht, denn er zog ſich hiedurch den Haß des Volks und den Tadel jedes ruhiger denkenden Mannes mit Recht zu.

Dieſer Sieg über den edlen Gegner war nur von kurzer Dauer. Eliſabeth überlebte ihren Favoriten kaum zwei Jahre, und mit dem Tode dieſer großen Frau erloſch gleichfalls das Glück unſers Helden.

Der Nachfolger auf dem engliſchen Thron, Jacob I., ſahe auf Raleigh mit völlig verſchiedenen Augen. Da ſich nämlich der Graf Eſſex in der letzten Periode ſeines Lebens wirklich mit Jacob I., als damaligen Könige von Schottland, in Traktaten eingelaſſen hatte, um die Eliſabeth zu nöthigen, dieſen entſchieden für ihren Nachfolger zu erklären, ſo mußte Raleigh, als der heftigſte Widerſacher des Grafen, dem neuen Monarchen der Natur der Dinge zufolge gehäſſig ſeyn.

Auch zeigte ſich die Ungnade des neuen Monarchen gegen Raleigh ſehr bald. Er verlohr ſeinen Einfluß bei Hofe, ja kurz darauf ſeine einträglichen Aemter. Wahrſcheinlich waren bitterer Verdruß und vielleicht Rachſucht die Triebfedern, welche einen Mann von ſonſt freier

Denkungsart, als Sir Walter wirklich war, vermogten, ſich mit mehreren ſtrengen Puritanern zu verbinden, um ſeinen rechtmäßig anerkannten Monarchen vom Throne zu entfernen und Arabella Stuart, gleichfalls von Heinrich VII. abſtammend, die engländiſche Krone aufzuſetzen. So dunkel auch die Geſchichte dieſer Verſchwörung ſelbſt einem Hume ſcheint, ſo ergaben ſich doch aus dem, was davon bekannt wurde, Spuren einer ſolchen Verſchwörung.

Dieſe Anklage fiel aber deſto härter auf Raleigh zurück, je mehr er ſich durch ſein Betragen gegen den von dem Volke ſo ſehr geliebten Eſſex den öffentlichen Haß zugezogen hatte.

Daher erlaubte ſich denn auch der damalige Kronadvocat (General-Fiſkal, Attorneygeneral), Edward Coke, in der Anklage gegen ihn ſolcher Ausdrücke, woraus zugleich die Ungeſchliffenheit dieſes gefühlloſen Menſchen gegen die Beklagten überhaupt, nur zu deutlich hervorleuchtete.

Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, wie der große, um ſein Vaterland ſo vielfach verdiente Raleigh, die harten Benennungen, z. B. Verächter, Ungeheuer, hölliſche Natter, womit der grobe Advocat ihn apoſtrophirte, durch Mäßigung, Beredſamkeit und Muth beantwortete. Indeß ward er dennoch des Todes ſchuldig erklärt. Er ward nach Wincheſter und hierauf nach dem Tower gebracht, ſeine Güter wurden eingezo-

gen und ſie fielen dem damaligen Lieblinge des Königs, Robert Car, nachmaligen Grafen Sommerſet, zu Theil. Die Vollſtreckung des Urtheils ward indeß aufgeſchoben. Daß Raleigh aber wirklich ſeinen Tod erwartete, zeigt ſich aus den Briefen, die er damals ſeiner Frau ſchrieb.

Während der Gefangenſchaft verſuchte er vielartige Mittel, ſeine Freiheit zu erhalten; einige derſelben waren unleugbar unter ſeiner Würde; ſo ſtellte er ſich z. B. krank, ja ſelbſt wahnſinnig. Alles war indeß vergebens, er ſaß 13 Jahre im Gefängniſſe.

Ein ſo raſtloſer, talentvoller Kopf nutzte aber dieſe traurige Einſamkeit auf eine für die Welt ſehr ſchätzbare Weiſe. Hier war es nämlich, wo Raleigh ſein unſterbliches Werk ſchrieb: die Geſchichte der Welt (History of the World).

„Dieſes Werk," ſagt ein ſachkundiger Beurtheiler (Felton), „konnte wohl Niemand zu unternehmen wagen, „als ein Mann von eben ſo ſeltenen und vielfachen Ta„lenten, als großem Muthe. Der Umfang iſt erſtaunlich, „und der Styl für die damalige Zeit meiſterhaft erhaben, „männlich und klar; und, als wäre er vom Genius „Roms und Athens eingehaucht. Hätte Sir Walter die „Engliſche Geſchichte ſeiner Zeit geſchrieben, oder die „Annalen der Eliſabeth, ſo würde er einem Livius oder „Thucydides gleich gekommen ſeyn."

Selbſt Hume geſteht, daß Raleighs Welthiſtorie zu den Muſtern des alten klaſſiſchen Styls gehöre.

Wie ſehr iſt es nicht zu bedauren, daß von dieſer Geſchichte der Welt nur der erſte Theil beendigt wurde. Denn die gültigſten Nachrichten widerſprechen der Ausſage, daß Sir Walter den 2ten Theil vollendet, und nur deshalb verbrannt habe, weil der Buchhändler über den ſchlechten Abſatz des erſten bittere Klagen gegen ihn führte.

Dennoch war dieſes große Werk nicht die einzige Arbeit in ſeinem Gefängniſſe. Raleigh ſtudierte hier mit größter Thätigkeit die Chemie; er ſchrieb über die Regierungskunſt; über die Nautik, und gab eine Beſchreibung von Guiana.

Die letzte Ausgabe der Weltgeſchichte iſt in 2 Bänden in Folio im Jahre 1736 erſchienen. Die übrigen vermiſchten Werke politiſchen, militairiſchen, philoſophiſchen, poetiſchen und nautiſchen Inhalts begreifen in der Ausgabe von 1748, zwei Octavbände.

Alle dieſe vielfachen Beweiſe von Raleighs ſeltenen Talenten, waren dennoch nicht im Stande, ihm ſeine Freiheit zu verſchaffen. Und nun verwandelte ſich der Haß des Volks in lautes Bedauern, ja in Erbitterung gegen Jacob I. Man warf dem Könige ſicher nicht ohne Grund vor, daß es unverzeihlich ſey, einen Mann ſeinem Vaterlande zu entziehen, der wegen ſeines umfaſſenden Geiſtes, wegen ſeiner großen militairiſchen und nautiſchen Talente, nicht nur unter die größten Männer Englands, ſondern von ganz Europa gehört, der dabei

ſo hohe Verdienſte um England hatte, und deſſen Verbrechen durchaus nicht apodictiſch hatte dargethan werden können. Selbſt der älteſte Sohn des Königs, der Prinz von Wallis, Heinrich, ſagte öffentlich: „Warlich, „kein anderer König, als mein Vater, würde einen ſol„chen Vogel ſo lange in einem Bauer eingeſperrt erhal„ten haben.“ Dieſer Prinz zeigte ſchon in früher Jugend ſeltene Fähigkeiten und Vorliebe zu allen Unternehmungen, wodurch Englands Glorie hätte empor ſteigen müſſen. Er liebte vielleicht die Waffen zu ſehr, aber er ſchätzte dabei alle Talente; und bei dem ſittlichſten Betragen widmete er ſich ganz allen Kenntniſſen und Uebungen, welche ihn zu einer großen Laufbahn vorbereiteten. Er verachtete nur zu laut den kleinlichen Charakter ſeines Vaters; liebte und ſchätzte daher Sir Waltern deſto höher, je tiefer der König dieſen herabſetzte.

Durch einen ſo wichtigen Fürſprecher, - denn der König äußerte eine unbegränzte Liebe für den Sohn, hätte wahrſcheinlich Raleigh ſeine Freiheit wieder erhalten, aber zum Unglück für ihn und für die ganze Nation ſtarb Heinrich bereits in ſeinem 18ten Jahre; und hiemit auch Raleighs Hoffnung. In dieſer höchſt traurigen Lage, bei dem Verluſte ſeines Vermögens, bei dem Anwachs ſeiner Familie, denn es war ihm während ſeiner Gefangenſchaft ein Sohn geboren, bei dem innern Gefühl, wie viel er der Welt, dem Vaterlande, noch werth ſeyn konnte, war er ſicher Sir Waltern zu ver-

zeihen, wenn er die ſonderbarſten Mittel zu ſeiner Befreiung anwandte. Er wählte das, wodurch ſowohl der Große als der Geringe gewöhnlich geblendet wird, das Gold.

Schon vormals hatte ſich Raleigh von dem Reichthume des innern Guiana einen übertriebenen Begriff gemacht, und dieſen ſeiner Nation mitzutheilen geſucht. Seine erſte zuvor erwähnte Reiſe dorthin, ſo wenig befriedigend ſie auch ausgefallen war, hatte bei ihm dennoch jene romantiſchen Ideen von dem dortigen El Dorado, oder der goldenen Stadt, noch nicht vermindert. Er verbreitete ſie anjezt von neuem; und fand deſto eher Gehör, je mehr ſeine vieljährigen Leiden, und ſeine trefflichen Schriften, welche aus ſeiner Gefangenſchaft hervorgegangen waren, das Publikum für ihn eingenommen hatten. Selbſt der König, wenn er auch nicht Raleighs El Dorado für wahrſcheinlich hielt, glaubte dennoch, jetzt eine Gelegenheit zu finden, durch temporaire Entlaſſung des großen Mannes, die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Er willigte daher in die Ausführung des Plans, den Raleigh zur Entdeckung der reichen Goldminen eingereicht hatte, ja er ertheilte ihm ſogar dabei die Oberbefehlshaberſtelle. Indeß ſprach er ihn dennoch nicht von ſeiner Schuld frei. Vielmehr ward ausdrücklich als eine Bedingung bei dieſer Expedition feſtgeſetzt, daß ſein künftiges Betragen ſein Schickſal entſcheiden ſollte.

Raleigh behauptete, Guiana ſey in früheren Zeiten von England entdeckt, und nur die Engländer hätten, nach dem ſonderbaren Recht der Priorität der Entdeckung, die Erlaubniß, ſich dort als legitimirte Herren anzuſehen. Dagegen konnten die Spanier mit Recht anführen, daß ſie bereits zur Zeit der erſten Reiſe von Raleigh nach Guiana, daſelbſt Niederlaſſungen gehabt hätten.

England war damals in Frieden mit Spanien, und Jacob I. wollte auf keine Weiſe um ein noch zu entdeckendes Gut, deſſen wirklicher Werth dabei ſo äußerſt unwahrſcheinlich war, das reelle Glück beider Länder, den Frieden, aufopfern. Er machte es demnach Sir Waltern zur unerläßlichen Bedingung, nur allein auf die Entdeckung jener vermeinten Goldminen auszugehen, und auf keine Weiſe die dortigen Etabliſſements der Spanier zu beunruhigen.

Kaum kündigte aber Raleigh ſein chimäriſches Project öffentlich an, ſo ſtrömte eine große Anzahl von Abentheurern ihm zu. Zwölf beträchtliche Schiffe wurden ausgerüſtet, und die ganze Expedition ſah ſo kriegeriſch aus, daß der ſpaniſche Geſandte, Gondomar, ſich deßhalb ſofort beim König beſchwerte, zugleich aber auch dem Hofe von Madrid wegen ſeiner Etabliſſements in Guiana eine warnende Nachricht mittheilte.

In damaligen Zeiten war durch die vielartigen Freibeuter und Flibüſtiers die ſonderbare, unbillige Idee zur öffentlichen Meinung geworden, daß, wenn gleich

zwei Seemächte in Europa Frieden geſchloſſen hätten, dieſer Frieden dennoch in Indien keine Kraft habe.

Dieſen verkehrten Grundſätzen folgte leider auch Raleigh. Er ſegelte im Auguſt 1617 ab, und richtete ſeinen Lauf ſofort nach der Mündung des Oronoko in Guiana. Etwas höher hinauf hatten die Spanier die kleine Stadt St. Thomas angelegt, und bearbeiteten dort eine nicht ſehr ergiebige Mine.

Raleigh blieb mit der Flotte in der Mündung des Oronoko, ſandte aber ſeinen älteſten Sohn nebſt einem Truppenkorps unter der Führung eines erfahrnen, ihm getreuen Officiers, Keymis, nach St. Thomas. Die Spanier hatten ſich bereits auf einen Angriff gefaßt gemacht, und feuerten auf die Engländer bei der Landung. Allein der junge Raleigh rückte dennoch weiter vor und rief: „Hier ſey die wahre Goldmine, und nur „Thoren würden nach einer andern ſuchen!" Er büßte aber ſogleich für ſeine Kühnheit; eine Kugel ſtreckte ihn zu Boden. Keymis ſchlug indeß gleich darauf die Spanier in die Flucht; nahm St. Thomas ein; plünderte und verbrannte die Stadt, fand aber die Beute äußerſt unbedeutend.

Traurig über die fehlgeſchlagene Hoffnung, und in Furcht wegen ſchwerer Verantwortung nahm Keymis ſich ſelbſt das Leben.

Die übrigen Abentheurer ſahen jetzt zu deutlich, daß Raleigh jenes El Dorado nur erfunden habe, um durch

dieſe Expedition das Aeußerſte zur Wiedererhaltung ſeiner Freiheit auf das Spiel zu ſetzen. Sie hielten ſich, nicht ohne Grund, hintergangen, und fühlten die Verantwortlichkeit wegen des Angriffs der Spanier mitten im Frieden. So ſehr nun auch Sir Walter ſie aufmunterte, die Freibeuterei gegen die Spanier fortzuſetzen, ſo beſchloſſen ſie dennoch, zu ihrer eigenen Sicherheit, ſogleich wieder nach England zu ſegeln, und ihren Anführer dort für dies ganze Benehmen zur Verantwortung zu ziehen.

Raleigh bot alle Mittel auf, dies zu hintertreiben, ja er ſuchte ſogar nach Frankreich zu entfliehen. Alles war aber vergeblich. Er ward den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und von dem Geheimen Rathe des Königs nebſt ſeinen Mitgenoſſen aufs ſtrengſte verhört. Raleigh, wenn er gleich vom Könige den Oberbefehl über ſeine Expedition erhalten hatte, ward dennoch hiedurch noch nicht für frei erklärt; er war ſelbſt verantwortlich für jeden Angriff gegen die Spanier geworden, und der König machte zur Bedingung bei ſeiner proviſoriſchen Entlaſſung aus dem Gefängniſſe, daß ſein künftiges Betragen einzig und allein ſein künftiges Schickſal entſcheiden ſollte.

Dies waren Gründe genug, Sir Waltern zu beſtrafen. Die gerechte Klage, die der ſpaniſche Geſandte wegen der Plünderung von St. Thomas erhob, beſtimmten den ohnehin gegen Raleigh aufgebrachten Monar-

chen, ihn nicht zu begnadigen. Er unterzeichnete das Todesurtheil.

So lange als Raleigh noch Mittel zu ſeiner Erhaltung zu finden hoffte, ſchien er dazu alles auf das künſtlichſte aufzubieten. Jetzt hingegen zeigte er bei der Entſcheidung den ruhigen Muth eines großen Mannes.

Er beſtieg den Tag nach ſeiner Verurtheilung d.. Blutgerüſt (den 19ten October 1618); trat zu dem Henker, und indem er die Hand auf das Richtbeil legte, ſagte er gelaſſen: „Es iſt ein ſcharfes Mittel, aber das ſicherſte „gegen alle Uebel.“ Hierauf ſprach er mit ſeltner Beredſamkeit und mit der größten Ruhe zu dem Volke; er ſuchte die Urſachen ſeiner ehemaligen Unpopularität gänzlich auf ſeine Feinde zu wälzen.

Dann legte er den Kopf mit unverſtellter Gleichgültigkeit auf den Block, und empfing den Todesſtreich.

Den Körper beerdigte man in der St. Margaretenkirche; aber ſein Kopf wurde in Raleighs Familie noch lange Jahre hindurch aufbewahrt.

Keine Handlung des Königs, ſagt Hume, ward mit größerem und allgemeinerem Mißfallen aufgenommen, als das Todesurtheil zur Hinrichtung von Sir Walter Raleigh. Ein Urtheil vollziehen zu laſſen, welches an ſich ſelbſt ſo hart, und zugleich ſo lange aufgeſchoben, ja ſtillſchweigend ſchon durch das ihm zuletzt anvertrauete Commando, gänzlich aufgehoben war, dieß ſchien eben ſo grauſam als ungerecht. Auf der andern Seite ward

dieſer Unwille der Nation durch die Betrachtung erhöhet, daß Jacob I. den Mann, der ſich als der talentvollſte und tapferſte Feldherr und Admiral, als größer Denker und Redner gezeigt hatte, der daher für die Nation den höchſten Werth haben mußte, den entſchiedenſten Feinden Englands, den Spaniern, aufopferte.

Die Erdkunde gewann durch Sir Waltern in Norden und in Süden. Die große Landſchaft Virginien, welche damals noch einen weiteren Umfang hatte, als gegenwärtig, ward durch ihn und durch ſeinen Halbbruder entdeckt. Die Expeditionen auf Guiana, ſo unglücklich ſie auch ausfielen, machten uns mit dieſen reichen Ländern und mit dem großen Oronoko beſſer bekannt; und die Kenntniß der Küſten von beiden Hälften der neuen Welt hat durch dieſe Unternehmungen außerordentlich gewonnen.

Aber für England ſelbſt waren Raleighs Verdienſte noch wichtiger. Wo nur das Vaterland zu vertheidigen war, da bot Raleigh ſeine Perſon und ſein Vermögen für daſſelbe auf. Seine großen Talente und ſein hoher Muth ſiegten über den Todfeind Englands, in Irrland, gegen die Armada, bei Corunna, Cadix und Fayal. Englands Handel erhielt, da Raleigh den Toback einführte und allgemeiner machte, einen neuen Schwung. Und ſelbſt, als ihn ſein Vaterland ſo hart leiden ließ, beförderte er, von ſeinem Gefängniſſe aus, deſſen Ruhm durch ſeine unſterbliche Werke.

Raleigh beſaß, bei den ſeltenſten und vielartigſten Fähigkeiten, unerſättliche Wißbegierde und anhaltende Arbeitſamkeit, hohe Liberalität und Tendenz alles zu befördern, wodurch ſein Vaterland, ja ganz Europa im Guten und Schönen gewinnen konnte.

Seine Entwürfe waren weit umfaſſend, hatten innere Größe; ſein Muth, ſie durchzuſetzen, beſtand jede Prüfung. Allein dieſe Talente waren mit einem ſonderbaren Geiſte des Romanesken, des Uebertriebenen gepaart; Eitelkeit und unbegränzte Ehrſucht ließen ihn ſodann faſt jedes Mittel gut finden, wodurch er entweder ſeine Pläne befördern, oder die ihnen ſich widerſetzenden Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen hoffen durfte.

Wenn der Monarch, oder diejenigen, welche die Regierung eines Landes in Händen haben, es nicht ſelbſt vermögen, große Männer zu würdigen, ſo kann die Societät dennoch von ihnen fordern, daß ſie auf dasjenige, was jene Männer wirklich thaten, ſelbſt aufmerkſam ſind oder Andere darüber befragen.

Unter Jacob I. war aber die Lage der Dinge weit ſchlimmer. Nicht Mangel an Einſicht war es, der ihn hinderte, den großen Mann gehörig zu würdigen. Kleinlichkeit ſeines Charakters raubte Raleigh den Platz, auf dem er ſeinem Vaterlande Nutzen und Ehre bringen mußte. Hätte ihn Jacob I. eben ſo wie ſeine große Vorgängerin benutzt, hätte er ihm wichtige Unterneh-

mungen zur Vervollkommnung Englands in irgend einer Richtung, ſei es im Frieden oder unter den Waffen, anvertrauet, ſo ward ſeinem Ehrgeize Genüge geleiſtet, ſo wurden die aus jener Unzufriedenheit entſproſſenen Leidenſchaften bei dem ſonſt großen Manne erſtickt, England ſpielte die wichtige Rolle fort, die ihm Eliſabeth zugetheilt hatte, und es gewann ſowohl in Europa als in beiden Indien.

Erklårung der Kupfer.

1. Ruinen einiger Stådte von Nord- und Südamerika. S. 17 und 19.

Die obere Hälfte des Kupfers iſt eine getreue Copie der bei uns wenig bekannten Zeichnung, welche der berühmte B. Smith-Barton vor einigen Jahren in ſeinen Obſervationen über Nordamerika geliefert hat. (Observations on some Parts of Natural History to which is prefixed an Account of several remarkable Vestiges of an ancient date, which have been discovered in different Parts of North America. Part I. London. 8vo.)

Dieſe alte Stadt, ſo nennt man das Ganze, liegt in einer Ebene unweit der Stadt Marietta im großen Nord-Weſt-Gebiet, an den Gränzen von Virginien, da wo ſich der Muſkinguun in den Ohio ergießt. Sie iſt von Mauern eingefaßt (Fig. 1, 2, 3, 4,) welche 86 bis 96 Ruthen (perches; 1 Perch macht $5\frac{1}{2}$ Yards oder engl. Ellen) lang und 10 Fuß hoch ſind. Unten an der Baſis haben ſie 20 Fuß; allein ihre Stärke nimmt ſtets ab, je höher ſie kommen. Heut zu Tage ſind ſie mit Pflanzen überwachſen; hierunter ſind ſelbſt Bäume von einigen Fuß im Durchmeſſer. Der Oeffnungen in der Mauer

ſind an jeder Seite drei, außer den kleinern in den Ecken. Innerhalb der Mauer drei Erhöhungen (Fig. 5, 6, 7,) von 6 Fuß, mit regelmäßig in die Höhe laufendem Zugang; ſie ſind denen ähnlich, die man am Miſſiſippi entdeckt hat.

Fig. 8. zeigt eine Mauer von 8 Fuß Höhe, faſt $\frac{1}{4}$ Cirkel. Fig. 9 und 10 Mauern faſt 30 Fuß hoch, zwiſchen welchen ein Kanal oder Graben läuft.

Fig. 11 und 12 ſind zwei andere Mauern von der Höhe der Stadtmauer. Fig. 13, 14, 15, 16, Mauern die da eine zweite kleinere Stadt einſchließen, nebſt ihren Oeffnungen oder Eingängen, und Fig. 17 und 18 eine unterbrochene Fortſetzung der Mauer Nr. 16. Fig. 19 zeigt eine Piramide, einen Kegel von 58 Fuß Höhe, der mit einer Mauer (Fig. 20.) eingefaßt iſt, in welcher ſich ein Eingang findet, der Umkreis beträgt 44 Ruthen (perches). Parallel mit dieſer den Erdkegel umgebenden Mauer läuft (Fig. 21.) ein Graben. Von den Fig. 22 und 23 kann Herr B. Barton ſelbſt keine Auskunft geben; doch ſcheinen es Gemäuer anzudeuten. Fig. 24 iſt eine kleine Erhöhung von 4 Fuß. Fig. 25 deuten Vertiefungen oder Brunnen an; ſie hatten zwar 40 Fuß im Durchmeſſer aber nur 15 Fuß in der Tiefe. Vielleicht dienten ſie als Keller? Die Plätze mit Fig. 26 bezeichnet, werden Grabſtätten (Burying Places) genannt, weil man daſelbſt Menſchenknochen angetroffen hat.

Der Pallaſt der Ynkas, der auf der untern Hälfte des Kupfers vorgeſtellt iſt, liegt in der Ebene von Lacunga in dem Polizei-Diſtrikt Cuenca der Provinz Quito. Bei A. iſt der Eingang und in der äußerſten Mauer ſieht man Niſchen L. vielleicht um darin Schildwachen zu ſtellen. B. iſt der Waffenplatz oder große

Verſammlungsplatz. C. ein Thurm, als Feſtung, worinn Gemächer D., welche zu Wachthäuſern ſollen gedient haben; E. E. iſt die Hauptmauer; F. eine Treppe, die auf die Mauer führt, um auf den Thurm zu kommen; G. G. Säle, Wohnzimmer der Ynkas; H. enge Gaſſen, Gänge in welchen die Thüren zu den Zimmern. I. ſehr hohe Thüren, oben enger als unten. K. niedrige Thüren zu einigen großen Zimmern. L. Bogen wie Schilderhäuſer.

Das Ganze war von beiden Seiten von Flüſſen umgeben, wodurch die Stadt an Sicherheit gewann.

Taf. 2. S. 18. Die Kameel-Ziege, Guanako, Llacma und Taf. 3. Das Schafkameel, Vigogne.

Dieſe beiden Thiere ſind hier wegen ihrer nahen Verwandſchaft beiſammen gelaſſen. Das erſte wird nur als Laſtthier gebraucht; das zweite giebt die köſtliche theure Vigogne Wolle. Beide ſind Bewohner der Cordilleren des ſüdlichen Amerika, aber das erſte war dort nur Haus- und Laſtthier. Es trägt, obgleich nur von der Größe unſerer ſtärkſten Schafe oder Ziegen, über 1 Centner. Das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und deßhalb wird der Guanako auch von den wilden Völkern des Binnenlandes, und von den Patagonen gejagt. Weitere Nachrichten darüber kommen bei der Beſchreibung von Peru vor.

Taf. 4. S. 34. Cortez empfängt die Donna Marina.

Taf. 5. S. 73. Der Biſam-Ochſe, nach Pennant. In der Nähe das Einfangen des in Neu-Mexico und Californien wild umherlaufenden Hornviehes.

Taf. 6. S. 77. Verſchiedene Arten von Brücken zum Ueberſetzen der Menſchen und der Pferde. Auch ſie mögen von der einen Seite zum Beweiſe der Induſtrie, von der andern zum Beweiſe dienen, wie weit die Amerikaner noch in der Baukunſt zurück ſtanden.

Im Hintergrunde ſieht man auf einem Berge ein merkwürdiges Meteor, welches die Akademiker, die die Erde maßen, auf den Cordilleren ſahen, nämlich dreifache Regenbogen, aus Verſehen ſteht im Kupfer Mondsbogen.

Taf. 7. S. 115. Die Vanille.

Taf. 8. S. 134. Die Cochenille, nach Ellis Philos. Transact. Vol. 52. Tab. 21. Fig. 1 und 2. das geflügelte Männchen in natürlicher Größe, und (2) vergrößert. Fig. 3 und 4. das ſeidene Bälglein, worinn das Inſekt bis zu ſeiner letzten Verwandlung verſchloſſen liegt, natürlich und vergrößert.

Fig. 5. und 6. Auskriechen des Männchens aus dem Balge.

Fig. 7 und 8. Das ungeflügelte dicke Weibchen; ein wahrer Eierbehälter, natürlich und vergrößert, auf dem Rücken liegend, um die Füße und Augen zu zeigen.

Fig. 9 und 10. Ebendaſſelbe von oben gezeichnet.

Fig. 11. Cochenille Weibchen, wie wir ſie im Handel aus Mexico erhalten. Man ſieht deutlich die eingetrockneten Füße zu S. 134.

Taf. 9. S. 213. Die Nopal-Pflanze (Cactus Opuntia L.) nebſt Neſtern von Cochenillen a. a. zeigen dieſe wie ſie in den Nopalereien in Mexico auf die Pflanzen geſetzt werden.

Taf. 10. S. 213. Ausſicht auf Suriname.

Im Vordergrunde die Rieſenſchlange von Amerika Aboma oder Boiguacu, nach Stedman's Beſchrei-

bung. Weiterhin (Fig. 2.) die Art, wie die Officiere auf dem Marſch gegen die Maron-Neger in dieſem ſumpfigen, ungeſunden Lande, in den Hangmatten erhöhet, ſchlafen. Im Hintergrunde iſt (Fig. 3.) ein Surinamiſches Fahrzeug.

Auf dem zweiten Baume des Vorgrunds hängt an einem von ihm bereits kahl gefreſſenen Zweige, das Faulthier (Fig. 4.) ſo wie es auf S. 11 beſchrieben iſt.

Noch weiter vorwärts ſteht das oval gebauete Neſt (Fig. 5.) des Collibris, nach der Beſchreibung von S. 150 nebſt dem Vogel, der aber zu groß vorgeſtellt iſt. Die Landſchaft ſelbſt zeigt die Abwechslung von Sümpfen, Wäldern und Gebirgen von Guiana.

Taf. 11. S. 219. Die Jagd des Lamentins oder Meerochſen nach Barrere. Sie iſt S. 220 beſchrieben.

Ueberdies ſieht man die Galibis, Mann und Frau, ſie mit ihrem großen geflochtenen Korbe und den Mann mit ſeinen Pfeilen zur Jagd gehen.

Im Vordergrunde hingegen die Art, wie man ſich in Guiana von ſeinen Negern im Hamak (Hängebette) tragen läßt.

No. 12. Portrait von Sir Walter Raleigh, nach einem vorzüglichen engliſchen Originale.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06647 9695